



Watkins-Brown

# Der Fährten- sucher

Der authentische Bericht eines  
der letzten Spurenleser im heutigen Amerika –  
eines Mannes, der lernte, mit der Natur  
zu leben und  
die Abenteuer der Wildnis zu bestehen.

William J. Watkins - Tom Brown

# Der Fährtsensucher

Der authentische Bericht eines der letzten Spurenleser im heutigen Amerika

Erste Auflage

ISBN: 3-5021-8835-1

Titel der Originalausgabe:

The Tracker

Meiner Frau Judy, meiner Tochter Kelly und meinem Sohn Paul, die ich noch mehr liebe und achte als die freie Natur.

In allen nur möglichen Universen für Sandra, meine erste und letzte Liebe; sowie für Tara, Wade und Chad, die uns zu einer Familie machten.

## ***Inhalt***

|                             |     |
|-----------------------------|-----|
| 1. Die letzte Spur .....    | 5   |
| 2. Frag die Mäuse .....     | 14  |
| 3. Gute Medizin .....       | 21  |
| 4. Das Sumpfloch .....      | 28  |
| 5. Bruder Wind .....        | 31  |
| 6. Nachtpirsch .....        | 34  |
| 7. Der Hundebaum .....      | 41  |
| 8. Omen .....               | 52  |
| 9. Meisenleben .....        | 59  |
| 10. Der Jersey Devil .....  | 66  |
| 11. Spurlose Schritte ..... | 71  |
| 12. Verirrt .....           | 76  |
| 13. Die Jagd .....          | 81  |
| 14. Bodenfrost .....        | 83  |
| 15. Das Ende der Welt ..... | 88  |
| 16. Die Wilderer .....      | 91  |
| 17. Thoreau-Sommer .....    | 95  |
| 18. Fahrender Geselle ..... | 103 |
| 19. Der Bärenschlag .....   | 105 |
| 20. Der Hundekrieg .....    | 112 |
| 21. Die Suche .....         | 117 |

## **1.**

### ***Die letzte Spur***

Die erste Spur ist das Ende einer Kette. Am anderen Ende bewegt sich irgendein Wesen, ein Geheimnis, das alle paar Handbreit einen Hinweis auf sich selbst hinterläßt, etwas über sich verrät, bis du es schließlich fast leibhaftig vor dir siehst, noch ehe du es erreichst. Das Geheimnis entschleiern sich langsam, Spur für Spur, aber es verrät seine Herkunft bald, um dich in seinen Bann zu ziehen. Du folgst der Spur, und sie erzählt dir wesentliche, ganz persönliche Einzelheiten über das Leben dessen, der sie hinterließ, und bald ist er dir vertraut wie ein alter Freund. Das Geheimnis streut sich auf den Weg wie eine Spur von Brotkrumen, und wenn du dich vorangegessen hast bis zum Erzeuger der Fährte, ist das Geheimnis in dir, für immer ein Teil von dir. Die Fährten aller Geheimnisse, die du je verschlungen hast, leben weiter in deinen eigenen Spuren, prägen sich ihnen auf und verwandeln sie um Nuancen, an denen sich ablesen läßt, wie anders du geworden bist.

Ich bin in den zwanzig Jahren seit Beginn meiner Lehrzeit bei Stalking Wolf, einem alten Fährtenleser vom Stamm der Apachen, jedem Geheimnis nachgegangen, das sich mir bot. Ich hatte keine andere Wahl. Eine Fährte ist etwas, dem ich folgen muß, bis sie ihr Geheimnis preisgibt oder mich auf eine noch aufregendere Fährte bringt. Ich beobachte auch meine eigenen Spuren ständig. Sie ähneln denen eines Hundes, dem seine Spürnase alle paar Schritte eine andere Witterung zuträgt — von etwas, das da vorn, gerade außer Sichtweite, irgendwo sein muß. Jede Spur fügt dem, was ich bisher lernen konnte, etwas hinzu. Schritt für Schritt komme ich dem Geheimnis am Ende jeder Fährte mehr auf die Spur.

Schon bevor ich bei Stalking Wolf das Fährtenlesen lernte, war ich ein Naturnarr, aber die Möglichkeiten meiner Naturbeobachtung waren begrenzt, weil ich nur irgendwo sitzen oder umherstreifen konnte in der Hoffnung, daß etwas Interessantes geschah. Stalking Wolf lehrte mich, das Geheimnis bis zu seinem Ursprung zu verfolgen. Er lehrte mich, mein eigener Lehrer zu sein.

Stalking Wolf war nach New Jersey gekommen, um bei seinem Sohn zu sein, der dort lebte. Sein Enkel Rick wurde mein bester Freund, und Stalking Wolf zeigte uns, wie wir uns selbst beibringen konnten, Fährten zu lesen, zu pirschen, im Wald zu leben und auch längere Zeit zu überleben. Er gab niemals selbst eine Antwort, aber er brachte uns auf die Fragen, die uns zu unseren eigenen Antworten führten. Er lehrte mich sehen und hören, gehen und still sein; er lehrte mich, geduldig und findig zu sein, zu erkennen und zu verstehen. Er lehrte mich, unsichtbare Dinge aus den Fährten zu lesen, die jede Bewegung zurückläßt. Er lehrte mich, selbst dem Geheimnisvollen auf die Spur zu kommen.

In der Schule lernte ich das Lesen, Stalking Wolf lehrte mich das Lernen. Seitdem lerne ich in jeder Minute etwas, und es gibt keinen besseren Weg, das Geheimnisvolle zu entschleiern, als es in Bewegung zu sehen. Aber Geheimnisse sind von Natur aus scheu und verschwiegen, und oft genug kommt man ihnen nicht näher als bis zu den Spuren und der Unruhe, die ihre Bewegungen hinterlassen.

Eine Spur ist vergänglich. Wenn der weiche Boden nicht plötzlich hart wird und sich allmählich in Stein verwandelt, werden Spuren wieder ausgelöscht. Während sie trocknen, fegt der Wind über sie hinweg und ebnet sie ein, denn der glatte Boden bietet ihm am wenigsten Widerstand. Spuren bilden sich an der Berührungsfläche von Himmel und Erde. Sie bestehen nur relativ kurze Zeit in einem schmalen Bereich oberhalb und unterhalb der Erdoberfläche, Wind und Wetter und Temperaturschwankungen ausgesetzt, die an allen Spuren ihre Spuren hinterlassen. Die Kräfte der Natur tun sich zusammen, um eine jede Spur spurlos zu verwischen. Die meisten Spuren in dieser Welt vergehen ungesehen. Ich



versuche, jeder zu folgen, auf die ich stoße.

Jede Fährte ist einzigartig. Eine bestimmte Konstellation von Wetter, Bodenbeschaffenheit, Temperatur und dem Wesen, das die Spur macht, gibt es ebensowenig ein zweites Mal wie eine bestimmte Schneeflocke. Selbst die leicht identifizierbare, scheinbar gleichbleibende charakteristische Haltung oder Gangart eines Menschen kann sich je nach Stimmungs- und Gefühlslage ändern. Schon die bloße Vielfalt und Wandelbarkeit der Spuren erstaunt mich, aus jeder läßt sich unermesslich viel lernen, und das macht sie so unwiderstehlich.

Ich bin mit dem tiefen Drang gesegnet oder geschlagen, immer mehr über die Natur zu erfahren. Nie ist es mir genug. Was ich erfahre, zeigt mir, wieviel mehr es noch zu erkunden gibt und wie wenig Zeit eine Lebensspanne dazu bietet. Stalking Wolf gab mir die «Werkzeuge», mit deren Hilfe ich meine Wißbegier stillen kann, und ich habe diese Werkzeuge im Laufe der Jahre immer weiter geschärft. Die Weltsicht, die Stalking Wolf mir vermittelt hat, ist ein Fenster in die Zeit geworden. Je mehr Spuren ich sehe, desto klarer wird das Bild des Wesens, das sie machte, bis ich es buchstäblich sehen kann, wie es sich vor einer Minute, einer Stunde oder einem Monat hier bewegt hat, wo ich jetzt stehe. Fast berührungsnah steht es vor mir, in die Zeit gebannt durch die Eindrücke, die es hinterließ.

Durch nichts wird dieses Bild für mich so lebendig wie durch einen Knochenschädel — die letzte Spur, die ein Wesen hinterläßt. Wenn die Zeit alle anderen Formen eingeebnet hat, jeden Kratzer und jeden Abdruck, dann ist der Schädel noch da. Wenn Rick und ich einen Schädel fanden, waren wir tagelang beschäftigt. Wir reinigten ihn, setzten ihn richtig zusammen, zeichneten ihn und skizzierten das Tier um ihn herum. Fanden wir aber ein komplettes Skelett, manchmal von wilden Hunden über Hunderte von Metern verstreut, so hatten wir wochenlang zu tun.

Ich fand meinen ersten Schädel in einem Sumpf, etwa eine Meile von unserem Haus in Beachwood entfernt. Es war nur ein Häuflein zerbrochener Knochen, aber ich nahm alles mit nach Hause und fügte die Teile zusammen, bis ich wußte, was es gewesen war. Doch jede Antwort führt zu der unvermeidlichen Frage: Was hat dies hier mit allem anderen zu tun? Es gibt nur eine einzige Antwort auf diese Frage, und die muß jeder für sich selbst herausfinden, Stück für Stück und im Laufe vieler Jahre. Die Frage, wie diese Knochen zusammzusetzen seien, führte mich zu der Frage, was für einen Schädel ich da in den Händen hielt, und als ich auch das wußte, fragte ich mich, wie dieses Tier gelebt hatte und wie es sich in das Gesamtmuster des Lebens einfügte.

Ich ahnte damals schon, daß eine Fährte nicht unbedingt dort endet, wo man sie verliert. Sie geht über das Nachvollziehbare hinaus, und das Stück Fährte, das wir verfolgen können, ist nur ein winziger Ausschnitt einer Fährte, die sich unserem Begreifen entzieht. Ich folge heute noch der Fährte von Fragen, die ich aufnahm, als ich jenen kleinen Knochenhaufen zu einem Schädel fügte. Dieses Buch ist die Geschichte dieser Fährte, so weit ich sie bis heute verfolgt habe.

Ich war sieben Jahre alt, als ich auf sie stieß. Damals reichten die Kiefernwälder noch bis an den Fluß hinunter. Selbst in den am dichtesten besiedelten Gegenden meiner Heimat, den Pine Barrens, lagen die Häuser sehr vereinzelt. Außerhalb der Ortschaft Toms River bildeten sie verstreute kleine Grüppchen oder säumten in unregelmäßigen Abständen gestampfte Sand- oder Schotterstraßen. Mit sämtlichen Bewohnern der Pine Barrens hätte man nicht einmal eine mittelgroße Stadt bevölkern können. Von Ashbury Park bis Trenton, von Camden bis Cape May, größer als der Grand-Canyon-Nationalpark, erstreckte sich eine Wildnis aus Pechkiefern und Gestrüpp, durchzogen von einem endlosen Gewirr von Sandstraßen ohne Nummern und Namen. Diese Straßen

verbanden Dörfer wie Hog Wallow und New Egypt, und befahren wurden sie von den «Ureinwohnern» der Pine Barrens, den Pineys, in ihren alten Autos und Lastwagen, die unter den Schlägen fußhoher Höcker und ebenso tiefer Schlaglöcher allmählich den Geist aufgaben. Aber die Menschen verließen ihre Blechvehikel selten. Hundert Meter von irgendeiner dieser Sandstraßen entfernt gibt es gewiß Stellen, die hundert Jahre lang keines Menschen Fuß betreten hat. Es ist auch gefährlich, sich von der Straße zu entfernen. Sie liegt einen Fuß tiefer als das umliegende Gelände, und das Unterholz zwischen den zehn Meter hohen Kiefern ist so dicht, daß man nach einigen Schritten schon nichts mehr von einem befahrbaren Weg sieht. Etwa zweimal im Jahr verläuft sich jemand in den Pine Barrens und kommt um. Selbst die Pineys, deren Familien schon so lange hier wohnen, daß niemand mehr weiß, vor wie vielen Generationen sie in diese Gegend gekommen sind, halten sich an die Straßen.

Ich habe diese Straßen fast nur *überquert*, während ich Hirschwechseln folgte oder Fährten nachspürte. Ich liebe diese Wälder, so weit ich mich zurückerinnern kann, und ebenso lange lebe ich in ihnen. Wir wohnten am Rand der Wälder, nah beim Fluß, aber die Hintertür unseres Hauses öffnete sich zur Wildnis hin. Für mich war diese Wildnis einfach «der Garten». Fragten meine Eltern mich, wohin ich ginge, dann gab ich zur Antwort: «Im Garten ein Lager machen.» Für mich war das wirklich so, ich brauchte gar nicht zu lügen. Nur erstreckte sich dieser Garten eben über Hunderte von Quadratkilometern. Ich mußte die Grand Tetons durchstreifen und bis nach Kalifornien wandern, um den Zaun zu finden.

Selten habe ich meinen Eltern erzählt, was ich im Wald erlebte, und manches in diesem Buch wird sie überraschen; aber ich wußte, daß sie sich Sorgen um mich machten, und fürchtete, sie würden mich nicht mehr vom Haus fortlassen, wenn ich zuviel erzählte. Manche meiner Abenteuer hätten mich gewiß meine Freiheit gekostet, also behielt ich sie für mich. Der Wald war mein Leben, und er ist es noch. Ich konnte nicht riskieren, ihn zu verlieren. Er war voller Fährten, denen ich nachspüren, voller Geheimnisse und Wunder, die ich entdecken wollte. Manchem Ruf muß man einfach folgen.

Anfangs hatte ich als Führer nur meine Neugier und mein *Goldenes Buch der Natur*, aber das änderte sich grundlegend, als ich eines Tages ein Stück unterhalb unseres Hauses am Fluß entlangging. Ich suchte am Ufer nach Versteinerungen und stieß mit einem kleinen, aber kräftigen, dunkelhaarigen Jungen zusammen, der offenbar dasselbe tat. Soweit ich bis dahin wußte, war ich der einzige in ganz New Jersey, der sich für Fossilien interessierte und sich genügend auskannte, um sie am Flußufer auch zu finden.

Ich fragte ihn, was er denn mache, und er sagte: «Versteinerungen suchen.» Mein Herz schlug wild vor Aufregung. Endlich jemand, mit dem ich reden konnte! Jemand, der verstehen würde, was ich sagte, und nicht bloß die Schultern zuckte. Es war acht Uhr morgens, als wir uns auf einen Baumstamm am Wasser setzten und über die Natur zu sprechen begannen. Mittags waren wir Kollegen, und um drei waren wir Freunde. Später wurden wir auch noch Brüder.

Es gab Gebiete, auf denen sich unser Wissen und unsere Fähigkeiten überschnitten, aber meist ergänzten sie sich. Rick, klein, muskulös und schlank, war ein besserer Läufer und Pirscher als ich. Er hatte einfach das untrügliche Gespür fürs Anschleichen, und selbst wenn man berücksichtigte, daß er kleiner war als ich, konnte er sich bedeutend leiser bewegen. Meine ganze Leidenschaft war das Fährtenlesen, und darin war ich besser. Kaum jemals kam so etwas wie Konkurrenzgefühl auf zwischen uns, und während unserer Schulungszeit bei seinem Großvater waren wir unzertrennlich.

Nachdem wir den halben Nachmittag mit Gesprächen am Fluß zugebracht hatten, nahm Rick mich mit zu sich nach Hause, um mich mit dem Mann bekannt zu machen, der für neun

Jahre mein Lehrer und Führer werden sollte. Vom ersten Augenblick an erfüllten mich Ehrfurcht und Bewunderung für ihn. Er besaß die mittelgroße, schlanke Statur seines Enkels, dabei aber klassische indianische Züge. Jahrhunderte einer toten Zivilisation spiegelten sich in seinem Gesicht, und sein Blick schien meist auf etwas sehr weit Entferntes gerichtet zu sein. Er schien irgendeine komplexe Ganzheit wahrzunehmen, die den größten Teil seiner Aufmerksamkeit fesselte. Erst nach Jahren begann ich zu begreifen, wie weit sein Wahrnehmungsvermögen reichte, wie viel er mit einem Blick erfaßte, wie viel er hörte und wie unglaublich viel er wußte. Ganz klar war mir jedoch vom ersten Augenblick an, daß er mehr vom Leben begriffen hatte als irgendein anderer Mensch, dem ich je begegnen würde. Rick vergötterte ihn, und je länger ich Stalking Wolf kannte, desto mehr verstand ich, weshalb.

Stalking Wolf war sehr alt und schien oft von tagträumerischer Versunkenheit, so daß jemand, der ihn nicht näher kannte, ihn leicht für senil halten konnte. Erst als ich mehrmals staunend die unglaubliche Schärfe seiner Sinne erlebt hatte, ging mir auf, daß er sich manchmal nur für einen Moment ganz in sich selbst zurückzog, um seine Wahrnehmungen mit dem Muster der Welt zu vergleichen. Erst als ich selbst gelernt hatte, still zu sein, verstand ich, daß er nur jede Eigenbewegung vermied, um die Regungen in seiner Umgebung von den eigenen unterscheiden zu können. Aus dieser Stille heraus horcht der Fährtsensucher auf die Warnrufe der Vögel tiefer im Wald oder das Knarren und Knacken der Zweige durch das Rauschen des Windes. Nur in völliger Stille und bei ungeteilter Aufmerksamkeit kann man die feinen Wellen im Leben des Waldes erspüren, kann erkennen, wie sie sich um eine Störungsquelle oder irgendeine Bewegung herum ausbreiten.

Vögel sind die Wachtposten des Waldes. Das Kreischen eines Hähers versetzt jeden Vogel in Hörweite in Alarmbereitschaft, und dann schallen ihre Warnrufe hin und her durch die Luft. Ein Mensch, der durch den Wald geht, erzeugt ebensoviel Geschrei, wie er Bewegung verursacht. Und um zu verfolgen, was vorgeht, braucht man nur still zu sein und zu lauschen. Die Stille, die Stalking Wolf umgab, war das Kennzeichen seines Könnens, durch lange Übung zur Gewohnheit geworden. Er war der Enkel eines Medizinmannes, Fährtsensucher und Jäger seines Stammes. Für Rick und mich war er der Geist der Wälder. Ich glaube, er hat uns genauso geschult, wie er selbst als Kind in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts geschult worden war. Er lehrte uns eine Lebensweise, und Rick und ich haben versucht, danach zu leben. Er war wie ein Onkel, der bei der Erziehung der Söhne seines Bruders hilft, distanziert und doch herzlich, kritisch und doch heimlich amüsiert, sanft und schroff, führend, ohne zu dirigieren. Was er uns lehrte, prägte alles, was wir taten. Er brachte uns bei, auf die Feinheiten und Nuancen zu achten, und wir mußten hellwach und schnell sein, um seine Hinweise aufzuschnappen.

Ich fragte ihn einmal, weshalb er manchmal so still sei, und er sagte: «Um besser zu sehen.» Vielleicht habe ich verblüfft dreingeschaut, aber jedenfalls sagte ich nichts darauf, denn weder Rick noch ich wollten für dumm gehalten werden. Außerdem wußten wir, daß er uns nie auf irgend etwas eine direkte Antwort geben würde. Meist sagten wir, wir hätten verstanden, und versuchten dann später unter uns herauszubekommen, was gemeint gewesen sein könnte. Dann gingen wir wieder zu Stalking Wolf, erzählten ihm, was wir gemacht hatten und zu welchem Ergebnis wir gekommen waren. Er stimmte uns dann entweder zu oder sagte, daß wir nicht richtig geschaut hätten oder nicht still genug gewesen seien. Dann gab er uns einen Hinweis, wie wir es besser machen konnten, bis wir endlich die für uns richtige Vorgehensweise herausfanden. Ohne seine Führung hätten wir vielleicht auch einiges lernen können, aber es hätte zehnmal so lange gedauert, und vieles wäre uns ganz verschlossen geblieben. Mit seinen Informationen konnten wir



immer gerade einen Schritt weitergehen, und stets wartete er ab, bis wir das Gelernte ganz in uns aufgenommen hatten, bevor er uns wieder sanft weiterdrängte.

Stalking Wolf führte uns aus der Kindheit in ein Erwachsensein von ganz anderer Art, als ich es bis dahin kannte. Wir erwarben unser Können, wie er seins erworben hatte, aufgrund eines Wirklichkeitsverständnisses, wie es nur aus der Erfahrung gewonnen werden kann. Er lehrte uns, nichts ungenutzt zu lassen, die Erde so wenig wie möglich zu stören, alles zu ehren, was der Wald uns gab, unsere Furcht zu meistern, unsere Fertigkeiten immer weiter zu vervollkommen, Wahrnehmungsvermögen und Bewußtsein zu erweitern und vor allem, im Augenblick zu leben und darin die Ewigkeit zu erfahren.

Ich lernte von Stalking Wolf eine Kunst, die ich auf alles anwenden kann, was mir begegnet. Ich lernte, Fährten zu lesen, und zwar nicht allein die Fußabdrücke von Mensch oder Tier, sondern jede Art von Veränderung oder Störung im natürlichen Gesamtbild – dazu gehören Dinge, die nicht am rechten Ort sind, Steine, die mit ihrer Unterseite nach oben liegen, die bloße Ahnung eines Fußabdrucks, ein Haar an einem Zweig. Und um all diese Dinge verstehen zu können, mußte ich zunächst einmal lernen, still zu sein und zu beobachten. Stalking Wolf hatte so einen besonderen Blick an sich, der uns sagte, daß er uns gerade einen Hinweis gab auf etwas, das uns dann kurz darauf offensichtlich und naheliegend erscheinen würde. Als er zum Beispiel merkte, daß ich nicht verstand, weshalb er still sein mußte, um besser sehen zu können, sagte er: «Geh die Vögel füttern.»

Rick und ich holten sofort Samenkörner und gingen nach draußen, um die Vögel zu füttern. Stalking Wolf kam auch heraus, sah uns zu und kicherte hinter vorgehaltener Hand. Wenn wir uns Zustimmung heischend nach ihm umsahen, schaute er weg. Wir warfen die Körner. Wir legten sie hin. Wir formten kleine Häufchen. Nichts schien ihm recht zu sein. Schließlich schüttelte er den Kopf und ging ins Haus. Sooft ich ihm danach begegnete, fragte er mich, ob ich schon gelernt hätte, die Vögel zu füttern. Einmal sagte ich, ich wüßte nicht, welche Art, die Vögel zu füttern, er von mir erwartete. «Wie würdest du mich denn füttern?» gab er zurück. Er sah aus, als würde er jeden Moment in schallendes Gelächter ausbrechen. Ich nickte nur und ging Rick suchen. Als ich ihn gefunden hatte, fragte ich ihn: «Wie würdest du deinem Großvater was zu essen geben?» Rick war solche Fragen gewöhnt und hielt mich keineswegs für verrückt. Es machte uns nichts aus, lächerlich oder dumm zu erscheinen; solche Ängste konnten wir uns gar nicht leisten. Wir brannten darauf, Antworten zu bekommen, und stellten alle Fragen, die uns in den Sinn kamen, rückhaltlos. Keiner von uns hat je den anderen wegen einer scheinbar törichten Frage ausgelacht. «Na, ich würde es ihm reichen», sagte er schließlich.

Das hatte ich befürchtet. «Er will, daß wir den Vögeln das Futter hinhalten, als wären sie unsere Freunde.» Rick meinte, wir könnten uns vielleicht ein paar Körner in die Hand streuen und ganz still sitzen; vielleicht würden die Vögel dann kommen. Ich wandte ein, es seien schließlich wilde Vögel und keine Parkvögel, aber Rick sagte, wenn Stalking Wolf es von uns verlangte, wäre es wahrscheinlich nicht unmöglicher als all die anderen Dinge, von denen wir geglaubt hatten, daß wir sie nie können oder verstehen würden. Nun, wir konnten es ja wenigstens mal versuchen. Wir legten uns auf den Rasen, Körner in der Hand, und verhielten uns den ganzen Nachmittag über so still, wie wir nur konnten. Ein paar Vögel kamen ziemlich nah heran, aber keiner nah genug. Als es dämmerte, gaben wir auf und gingen ins Haus. Als ich Stalking Wolf sah, zuckte ich nur die Schultern und bemerkte beiläufig, wir hätten uns vermutlich nicht still genug gehalten. Er schüttelte den Kopf und fragte: «Wann füttert man solche Freunde?»

Es dauerte eine Minute, bis mir aufging, was er meinte, und am nächsten Morgen lagen Rick und ich lange vor der Dämmerung in der taufeuchten Wiese, Vogelfutter in den ausgestreckten Händen. Durch unsere Beobachtungen im Wald beherrschten wir bereits ein gewisses Maß an Bewegungslosigkeit, aber das hier sah danach aus, als würden wir stundenlang still liegen müssen, und wir hätten vielleicht aufgegeben, wären wir nicht so wild entschlossen gewesen.

Die Vögel wie unsere Brüder zu füttern, war eine Vorstellung, an die zu glauben sich lohnte. Alles wurde dadurch möglich. Im ersten Dämmerlicht wurden die Vögel munter und erfüllten den Wald mit ihren Morgenrufen. Nicht lange, und der erste Sperling schwirrte vorbei und versuchte, im Flug etwas aufzupicken. Etwa eine Stunde lang stieß immer mal wieder einer herab, um aber gleich wieder das Weite zu suchen. Dann landete einer auf meiner Hand und pickte ein paar Körner auf. Ich spürte, wie die kleinen Krallen sich in meinen Finger gruben. Dann drehte er den Kopf zur Seite und schaute meinen Arm hinauf direkt in meine Augen. Er blinzelte, schüttelte sich ein wenig und schwirrte ab, so als wolle er sich erst in sicherer Entfernung eingestehen, was er da gerade gesehen hatte.

Seit zehn Minuten pickten sie schon aus Ricks Hand. Er konnte sich stiller halten als ich, während ich das Stillhalten länger aushielt als er. Wenn die Tiere sich einem nähern, richten manche sich danach, wie still man sich hält, während es für andere wichtiger zu sein scheint, wie lange man regungslos bleibt. Wir lernten mit der Zeit, die Tiere auch nach diesem Merkmal zu unterscheiden. Es half uns beim Anpirschen, wenn wir eine Fährte verfolgten. Und so lernten wir über viele kleine Schritte und Probleme, im Wald zu überleben, bis wir uns schließlich allein und mit einem Messer als einzigem Hilfsmittel ins Unbekannte wagen konnten.

Das Wichtigste von allem, was wir lernten, war aber die Weltsicht, die Stalking Wolf uns vorlebte: daß die Natur mehr ist als die Summe all ihrer Kreaturen, daß man sie aber in jedem einzelnen Lebewesen ganz erfahren kann. In den Bewegungen jedes Tiers bewegen sich alle Tiere. Ich bin mir nicht sicher, ob das Stalking Wolfs eigene Anschauungen waren oder die Anschauungen seines Stammes, aber für Rick und mich waren es Glaubenssätze, nach denen wir lebten, und wir verschrieben uns dem Leben im Wald und dem Aufspüren all seiner Geheimnisse. Den größten Teil der kommenden neun Jahre verbrachten wir damit.

Unsere Vorstellungswelt war eine Mischung aus Stalking Wolfs Unterweisungen und eigenen Vermutungen darüber, was wahre indianische Lebensweise sei. In allem, was wir taten, arbeiteten wir auf dieses Ideal hin. Indianische Krieger sind immer fit. Wir ruderten also ein schweres Boot gegen die Strömung auf dem Toms River und schlugen jeden Tag Holz. Indianische Krieger brauchen auch eine Kampfausbildung. Also ließen wir uns von einem Nachbarn Kung Fu beibringen und übten vor der Hütte, die wir uns im Wald bauten, unermüdlich die vorgeschriebenen Schläge und Stöße. Den Rest besorgte unser ganz normaler Tagesablauf, bei dem wir ständig in Bewegung waren, mal laufend, mal kriechend, oder auch stundenlang regungslos auf einem Baum saßen, um irgendein Wunder zu verfolgen, und all das hielt uns besser in Form als jedes ausgeklügelte Übungssystem.

Bevor Stalking Wolf uns in die Geheimnisse des Fährtenlesens einweihte, beobachteten wir meist. Und wir beobachteten alles: Tiere, Vögel, Pflanzen, Insekten, das Wetter, die Sonne, Fossilien und Menschen. Wir kauerten in Sümpfen oder im Wald, an Seen, Bächen und Flußufern, überall, wo Tiere zu vermuten waren. Wir warteten und warteten. Hatten wir Glück, dann sahen wir etwas Besonderes; wenn nicht, dann etwas anderes.

Und schließlich begann das Fährtensuchen. Wir spürten allem nach, das sich bewegte, und manchem, das sich nicht bewegte. Wir verfolgten unsere eigenen Spuren und die anderer Leute. Wir spürten Tieren, Autos und Schnecken nach. Jetzt mußten wir nicht mehr darauf warten, daß die Natur zu uns kam. Bevor wir lernten, Fährten zu lesen, war

unser Gedächtnis die wichtigste Orientierungshilfe im Wald. Immer wieder suchten wir die vertrauten Stellen auf. Das änderte sich nun, denn wir konnten jetzt unsere eigenen Spuren zurückverfolgen, und der Radius unserer Streifzüge wurde von Jahr zu Jahr weiter.

Wir waren acht Jahre alt, als dieser Abschnitt unserer Lehrzeit begann. Wir entdeckten einen riesigen Pfotenabdruck mit Klauen im aufgeweichten Boden, etwa eine Meile von Ricks Haus entfernt. Wir schlepten Stalking Wolf zu der Stelle hin und plapperten die ganze Zeit aufgeregt auf ihn ein, es müsse der «Jersey Devil» sein, weil der Abdruck so riesig und mit Klauen bewehrt sei.

Die Märchenwelt unserer Kindheit war voller Geschichten über den Jersey Devil. Ich hatte schon immer gern den alten Pineys zugehört, deren Familien schon so lange in diesen Wäldern lebten, daß niemand mehr um irgendeine andere Herkunft wußte. Sie kannten die unglaublichsten Geschichten über dieses riesenhafte, behaarte Wesen, das Gräber plünderte und Menschen einfach zerfetzen konnte. Der Jersey Devil war für mich ein reales Wesen, und ich liebte die Geschichten über ihn, wenn ich auch nur mit größtem Entsetzen an die Möglichkeit denken konnte, ihm je zu begegnen. Eines Tages würde ich ihm Auge in Auge gegenüberstehen, aber davon hatte ich natürlich nicht einmal die entfernteste Vorstellung, als wir Stalking Wolf jetzt in den Wald und zu der Spur zerrten.

Stalking Wolf sah sich den Abdruck an und ging dann ein Stück weiter, um sich auch da umzusehen. Er stand dort eine Weile und blickte um sich, bis er schließlich zu einem Gebüsch neben einer der Spuren hinüberging und hineinschaute. Dann kam er wieder zu uns. Wir erwarteten atemlos die Bestätigung, daß wir tatsächlich einen echten Abdruck des Jersey Devil entdeckt hatten.

Stalking Wolf schüttelte den Kopf und sagte, es sei ein sechzig Pfund schwerer braunweißer Hund gewesen, sehr aufgeregt, weil er die Witterung des Kaninchens oder Waschbären aufgenommen hatte. Er berichtete noch etliche andere Dinge über den Hund und erzählte uns dann alles, was dieser im Sumpf unternommen hatte. Rick und ich waren außer uns und schrien: «Welches Kaninchen? Was für ein Waschbär?» Der Überschwang war unsere einzige wirkliche Schwäche bei der Naturbeobachtung. Wenn wir etwas Staunenswertes sahen, sprangen wir herum und feierten es und verscheuchten damit die fünfzig anderen phantastischen Dinge, die wir noch hätten sehen können.

Stalking Wolf zeigte uns die Kaninchenfährte und erklärte, wohin ihr Urheber gehoppelt und von wo er zurückgekommen war und weshalb. Er zeigte uns, wo der Hund die Witterung aufgenommen und wie seine Gangart sich verändert hatte. Die Spuren führten auf den Busch zu und machten einen Satz, wo das Kaninchen aus dem Sumpfgras geschossen sein mußte. Er zeigte uns, wohin das Kaninchen gerannt war, den Hund auf den Fersen. Irgendwo hatte es ihn abgeschüttelt, der Hund verlor die Fährte und entfernte sich schnüffelnd und sicherlich verärgert den Hügel hinauf. Dann führte uns Stalking Wolf an den Anfang zurück und zeigte uns die Sasse mit den neugeborenen Kaninchen, von denen die Mutter den Hund abgelenkt hatte. Wir staunten. «Woher hast du das alles gewußt?» fragten wir.

Immer wieder fragten wir, und schließlich erzählte er uns von den Spuren und zeigte uns, wie sie zu lesen waren. Wir nahmen alles begierig auf und konnten gar nicht genug hören. Zuerst zeichnete er uns Spuren, aber bald mußten wir auch selber ran. Wir sahen uns draußen nach Spuren um und zeichneten sie, probierten verschiedene Schattierungen aus, um auch die Tiefe wiedergeben zu können. Wenn wir eine Spur ganz exakt zeichnen konnten, versuchten wir uns an Detaildarstellungen dieser Spur, bis wir schließlich so weit waren, daß ein oder zwei Striche uns für ihre Identifizierung genügten.

Bei jeder Spur sagte Stalking Wolf uns, welches Tier sie machte, zu welcher Familie es gehörte und weshalb diese Spur gerade so aussah. Weshalb Indianer die Füße genau

voreinandersetzen wie ein Fuchs. Weshalb das Waldmurmeltier mit seinem breiten Rumpf unmöglich eine Schnürfährte wie der Fuchs machen kann. All das eröffnete sich uns nicht auf einmal, sondern im Laufe von Monaten und Jahren. Das Fährtenlesen wurde unsere Hauptbeschäftigung, der wir täglich nachgingen, wo immer wir gerade waren. Wenn wir ein Tier beobachteten, liefen wir anschließend zu der Stelle hin und verglichen die Spuren mit dem, was wir gesehen hatten, so daß wir die Bewegungen schließlich auch dann nachvollziehen konnten, wenn wir nichts als die Spuren zur Verfügung hatten.

Wir übten unsere Fähigkeiten überall. An der zweispurigen Asphaltstraße, der größten Überlandstraße außer dem Parkway, gab es eine Metzgerei, deren Besitzer noch selber räucherte. Als Rick und ich anfangen, uns mit dem Präparieren von Tieren zu beschäftigen, besuchten wir den Metzgermeister häufig, um ihm seine Technik abzuschauen. Am meisten zog uns aber das immer etwas feuchte Stück nackten Bodens vor seiner Tür an. Das war ein nie versiegender Quell für immer neue Spuren. Wir setzten uns etwas abseits hin und beobachteten, wie jemand in den Laden ging. Dann huschten wir schnell hinüber, studierten die Spuren und markierten Stellen, wo der Betreffende stehengeblieben war oder sich die Schuhe geschnürt hatte. Dann zeichneten wir die Abdrücke und versahen sie mit Bemerkungen wie «Dicker Mann, Zehen nach auswärts» oder «Hinken durch Fußverletzung, zwei Wochen später». Wenn wir uns die Spur und die Person eingeprägt hatten, glätteten wir den Boden wieder und warteten auf den nächsten. Einmal stürmte eine Frau in den Laden, die sich beschweren wollte, und kam nach einer Weile besänftigt zurück. Man hätte sich keine deutlichere Illustration ihrer Gemütsverfassung denken können als die langen, keilförmigen Spuren von zusammengeschobenem Schmutz vor ihren Schuhen, verglichen mit den festen, gleichmäßigen und klar umrissenen Abdrücken, die sie bei ihrem Fortgehen hinterließ.

Es dauerte Jahre, bis wir es darin zu wirklicher Präzision brachten, aber wir lernten jeden Tag dazu und verbanden jede kleine Einzelheit mit allem anderen, was uns begegnete. Beobachteten wir Tiere, dann vergegenwärtigten wir uns anschließend noch einmal anhand der Spuren, was wir gesehen hatten. Gingen wir auf unserer eigenen Fährte nach Hause zurück, so schauten wir uns an, wie unsere Spuren sich inzwischen verändert hatten. Manchmal blieben wir dabei an jeder Stelle stehen, wo der gleichmäßige Schritt unterbrochen schien, und rekonstruierten in Gedanken, was wir gerade da getan hatten und warum. Wo immer wir auf eine neue Bodenart stießen, machten wir gezielt Abdrücke und verfolgten anhand von hineingesteckten Zweigen genau, wie sie sich veränderten. Stets überprüften wir eigene alte Spuren, wo immer wir auf sie stießen, um zu sehen, was Wetter und Zeit mit ihnen anstellten. Wir verbrachten auch schon mal einen ganzen Tag damit, den Verfall einer einzigen Spur zu erleben; wir machten einen Abdruck in den Boden, setzten uns daneben und sahen zu, wie er austrocknete und dann Körnchen für Körnchen vom Wind eingeebnet wurde. Mitunter legten wir auch mit Zweigen und Schnur einen Zaun um die Spur an, um andere Tiere fernzuhalten, und beobachteten über Wochen und Monate, wie die Spur sich veränderte. Mit solchen Dingen waren wir ständig beschäftigt, bis endlich auch wir anfangen, die winzigen Veränderungen zu bemerken, die Stalking Wolf sah.

Wir lernten das Fährtenlesen und Pirschen, wir lernten, in der Wildnis zu leben und zu überleben. Und indem wir so lebten, lernten wir, was Leben heißt. Wir wurden Männer, und wir wurden Brüder. Wir wurden erwachsen in den Wäldern – und lebendig. Stalking Wolf führte uns. Dieses Buch erzählt, wie wir unsere Lehrzeit absolvierten und was ich aus dem gemacht habe, was Stalking Wolf mich lehrte.

Es wird hier kaum von den Kriminalfällen die Rede sein, in die ich eingeschaltet wurde; einige sind noch nicht abgeschlossen, und bei anderen darf ich nicht über Einzelheiten

sprechen, weil die Menschen, die sie betreffen, genug gelitten haben. Die kriminalistische Spurensuche fordert mein ganzes Können, aber es liegt keine Freude darin. Am Ende eines Falles, zu welchem Ergebnis man auch gelangt, stehen Zweifel und Ungewißheit, Zorn und Uneinigkeit. Manches ist nie ganz aufzuklären, und selbst die sicheren Dinge haben eine merkwürdige Art, sich unter den Argumenten der Anwälte aufzulösen wie Spuren in einem Wolkenbruch. Auf der Ebene der Worte ist die Wahrheit immer Interpretationssache.

In diesem Buch möchte ich versuchen zu zeigen, als was die Wahrheit sich mir darstellt und wie ich zu dieser Sicht gekommen bin. Diese Worte sind meine Spuren, dies Buch ist meine Fährte. Ich stehe irgendwo an ihrem Ende und schaue aus nach weiteren Spuren und dem Sinn, der hinter ihnen liegt.

## 2.

### **Frag die Mäuse**

Wenn ich zurückschaue, erstaunt es mich noch heute, wie wenig von all dem, was Stalking Wolf mich lehrte, mit Worten gesagt wurde und mit wieviel Feingefühl er stets vorging. Nie gab er mir eine direkte Antwort, und wenn er uns etwas zu vermitteln hatte, wußte er es so einzurichten, daß wir selbst genau das plötzlich unbedingt wissen wollten.

An einem kalten Dezembertag nahm er uns mit zum Fährtenlesen. Es war einer jener für New Jersey so typischen Tage, an denen Frost und Tauwetter sich mehrmals abwechseln. Früh am Morgen machten wir einige Spuren und sahen zu, was die Temperaturschwankungen mit ihnen anstellten. «Toll war das», sagten wir danach, aber Stalking Wolf zuckte nur mißbilligend die Achseln.

Wenn er sprach, hoben sich seine Hände, als wären sie die eigentlichen Sprecher; sie formten Bilder und machten jene Stellen seiner Aussage sichtbar, für die es keine Worte gab. Europäische Sprachen sind arm an Ausdrücken für bestimmte Dinge. Wenn es um Wirklichkeiten wie *die Ganzheit des Fühlens* geht, versagen sie fast vollständig. «Natur» ist das beste Wort, das unsere Sprachen zu bieten haben, um etwas so Vielgestaltiges und doch Unteilbares wie die Verbundenheit von allem Lebendigen zu beschreiben. Wie es sich anfühlt, dort in diesen Wäldern zu sein, läßt sich in keiner Sprache ausdrücken. Für manche Dinge ist Erfahrung die einzige Sprache, und manche Erfahrung läßt sich einfach nicht übersetzen: Um zu verstehen, muß man *hingehen*. Stalking Wolf zeichnete mit seinen Händen die Bilder einer Erfahrung, für die es keine Worte gab und die jeder «normale Mensch» in New Jersey als Hirngespinnst bezeichnet hätte. Es wäre sinnlos gewesen, uns zu *sagen*, daß wir unsere Aufmerksamkeit niemals einseitig und ausschließlich auf ein Detail konzentrieren durften, sondern stets des gesamten Gewebes der jeweiligen Situation gewahr sein mußten. Während die Schule totale Konzentration von uns verlangte, lehrte Stalking Wolf uns eine weiche, offene Aufmerksamkeit, einen ständig gleitenden Wechsel zwischen winzigen Einzelheiten und dem Ganzen der Umgebung, zwischen einer Spur und dem größeren Muster, in das sie eingebettet war.

Als wir sagten, es sei toll gewesen, einfach dazusitzen und die Veränderungen der Spuren zu verfolgen, erwiderte Stalking Wolf: «Dem Waschbären hat es gefallen. Dem Eichhörnchen nicht. Die Kaninchen haben den Kopf geschüttelt, und der Hirsch hatte überhaupt kein Gefühl dafür.» Seine Hand ließ die Tiere herantreten und uns über die Schulter schauen, um zu sehen, was wir da so versunken betrachteten, daß wir ihre Nähe gar nicht bemerkten. Die Finger «zuckten die Achseln» und gingen weg, wie es auch die Tiere getan hatten, während wir die Spur anstarrten.

Rick und ich konnten nur stöhnen über alles, was wir mal wieder verpaßt hatten. «Ihr schaut nicht», sagte Stalking Wolf, heimlich belustigt.

«Aber wir mußten doch die Spur anschauen», sagte ich. «Du hast gesagt, wir sollen die Spur beobachten.»

Er unterdrückte das Lachen. «Wie ißt du einen Hirsch?» fragte er. Seine Hände umrissen eine Gestalt, die viel größer war als sein Mund. Seine Augen sahen mich an und wandten sich ab. Dann kamen sie zu mir zurück wie der Lichtstrahl eines Leuchtfuers, der mich bei jeder Umdrehung für einen Augenblick trifft. Wenn er zuhörte, schien er mit dem zweiten Ohr einem ganz anderen Gespräch zu lauschen. Ich hatte diese Bewegung immer für eine etwas merkwürdige Eigenheit gehalten, für nichts weiter als einen vielleicht altersbedingten Tick, aber sie war seine Art und Weise, all die Dinge wahrzunehmen, die uns entgingen.

«In kleinen Stücken», antwortete ich. Mit dieser Antwort lag alles völlig klar vor mir, aber



es dauerte noch lange, bis ich die Schnelligkeit der Veränderungen an Spuren und anderen Dingen, die ich beobachtete, gut genug einschätzen konnte, um jeweils zu wissen, wie lange ich bei einem Ding verweilen konnte, ohne die subtilen Vorgänge in der Umgebung aus dem Auge zu verlieren. Stalking Wolf wußte jederzeit, was gerade geschah. Selbst im Schlaf bekam er genau mit, was in seiner Umgebung gesprochen wurde.

Als er uns in die Kunst des Pirschens einführte, mußten wir immer wieder versuchen, ihn zu beschleichen. Wir schafften es nie. Stets drehte er sich um, bevor wir ihn ganz erreicht hatten, und sagte uns genau, wie wir uns genähert, wo wir einen Baum gestreift hatten oder auf einen Zweig getreten waren. Und natürlich hatte er jedesmal recht. Wenn wir drei Stunden damit zubrachten, uns anzuschleichen, konnte er davon mindestens die letzten beiden unser Tun und Treiben verfolgen.

Er wußte genau, wieviel Aufmerksamkeit er jedem Ding zu widmen hatte, um es einzuschätzen und gleichzeitig das Ganze im Auge zu behalten und alle Regungen wahrzunehmen. Der Tagesablauf des Lebens im Wald war ihm so vertraut, daß er genau wußte, was zu einer bestimmten Tageszeit und für eine bestimmte Wetterlage normal war. Er wußte, wie das Verhalten der Vögel zu bestimmten Zeiten sein mußte, welche Raubtiere dann gerade unterwegs waren und wann die Mäuse herumhuschen würden. Und all das wurde in seinem Bewußtsein ständig «aufgezeichnet». Er besaß ein unglaubliches Detailgedächtnis, als würde er jederzeit das Ganze wahrnehmen, anstatt sich wie die meisten anderen Menschen auf irgendeinen Teil zu konzentrieren. Er konnte sich später an jede Einzelheit erinnern, weil er alle Dinge in ihrer Verbundenheit erfahren hatte. Vielleicht wußte er einfach, wieviel von seinem Gehirn er in jeder gegebenen Situation ausruhen lassen konnte. Er schien am ganzen Körper Augen und Ohren zu haben, so gut wußte er stets über alles Bescheid.

Einmal gingen wir durch den Wald, und Rick sah sich um, wobei er den Kopf mal nach oben und mal nach unten wandte, um auch ja alles mitzukriegen. Ich glaube, er wäre ein noch besserer Fährtenleser geworden, wenn er weniger seinen Kopf, dafür aber mehr seine Augen bewegt hätte. Wir kamen gerade unter einen Baum, und Rick schaute nach oben, als Stalking Wolf sagte: «Laßt ihn schlafen.»

Während wir weiterschritten, drängten wir ihn, uns zu verraten, was denn da schlief. Er hob nur leicht den Kopf, um uns auf den Virginischen Uhu hinzuweisen, der über uns auf einem Ast hockte. Ich war ganz sicher, daß er nicht nach oben geschaut hatte, als wir unter dem Baum langgingen, aber nach und nach wurde mir klar, daß er den Uhu gar nicht zu sehen brauchte, um zu wissen, daß er da war. Er wußte, wie Uhus leben; er wußte, auf welchen Bäumen sie gern sitzen; er hatte die frischen Gewölle neben dem Stamm liegen sehen; er kannte die Flugzeiten der Uhus und wußte, wann sie sich ausruhen. Er wußte natürlich auch, zu welcher Tageszeit und bei welcher Witterung die kleinen Nagetiere unterwegs sind, von denen sich der Uhu ernährt. Selbst wenn er zu Hause geblieben wäre, hätte er uns vermutlich sagen können, auf welchem Baum der Uhu sitzen würde.

Wir bettelten, er möge uns doch erklären, wie er von dem Uhu wissen konnte. «Durch die Mäuse», erwiderte er. Als wir wissen wollten, was die Mäuse ihm denn gesagt hätten, antwortete er nur: «Fragt sie selbst.» Also studierten Rick und ich wochenlang die Mäuse. Wir beobachteten sie, fanden heraus, was sie zu dieser Jahreszeit taten, und stellten fest, daß Stalking Wolf recht hatte. Sobald wir den Lebensrhythmus der Mäuse kannten, wußten wir auch über die Gewohnheiten der Tiere Bescheid, die Mäuse fressen, und einiges bekamen wir dabei natürlich auch schon mit über Tiere, die Mäusefresser fressen. Stalking Wolf sagte uns nicht einfach, wo die Mäuse waren und weshalb. Er ließ uns das alles Schritt für Schritt selbst entdecken. Wir lernten die Dinge, denen wir selbst genügend

Bedeutung beimaßen. Die Mäuse waren «gute Medizin». Sie weihten uns ein in ihr eigenes Geheimnis, darüber hinaus aber auch in das Geheimnis des Miteinander-Verwobenseins von allem Lebendigen. Sie gaben uns eine erste Vorstellung davon, wie dieses Gewebe angelegt ist, aber man muß wohl so lange leben und so scharf beobachten wie Stalking Wolf, bevor einem das Muster ganz klar wird.

Wenn du dieses Muster sehen kannst, siehst du den «Geist-der-sich-in-allen-Dingen-regt» und nicht mehr bloß vereinzelte und flüchtige Bewegungen, wie sie manchmal in guter Medizin oder in Omen erkennbar werden. Ein Omen ist eine Einsicht, die deine Betrachtungsweise dieser Welt verändert. Es ist ein Markierungspunkt, der alles Folgende und alles Vergangene in eine neue Perspektive rückt. Ein Omen ist der Schatten des «Geistes-der-sich-in-allen-Dingen-regt». Ich glaube, Stalking Wolf konnte diesen Geist direkt wahrnehmen, und auf ihn war sein inneres Lauschen und Beobachten sicherlich gerichtet, wenn er uns so entrückt erschien.

Je besser wir lernten, unsere Aufmerksamkeit gerade so oft schweifen zu lassen und wieder auf den Gegenstand unseres augenblicklichen Interesses zu sammeln, daß wir jede kleine Regung mitbekamen, desto bessere Fährtenleser und Beobachter wurden wir. Bei mir zeigte sich allerdings eine starke Neigung, mich von Einzeldingen fesseln zu lassen und dabei das Ganze aus dem Auge zu verlieren: Ich konzentrierte all meine Aufmerksamkeit auf die Fährte. Solange ich nur pirschte, nahm ich alles wahr, stieß ich aber auf eine Fährte, dann heftete ich mich an sie wie ein Bluthund.

So entdeckte ich einmal die Fährte eines großen Hirschs, dessen bloßer Anblick schon gute Medizin gewesen wäre. Sie folgte zwanzig Schritte weit einem Hauptweg und bog dann ins Gebüsch ab. Schritt für Schritt ging ich ihr über schmale Wildwechsel nach, meist tief gebückt, und es dauerte nicht lange, bis ich wieder den Weg erreichte und in meine eigenen Spuren trat. Noch bevor ich hinsah, wußte ich, daß ich in all meinen Fußabdrücken diese Hirschspuren finden würde. Ich war wie versteinert und tief beschämt. Der Hirsch war *mir* nachgeschlichen! Das war schon schlimm genug, aber Stalking Wolf wollte das Wochenende mit uns im Wald verbringen, und in ein paar Stunden würde er sicherlich auf diese Stelle stoßen und Tränen lachen.

Das beste würde sein, ihm alles gleich zu erzählen. Ich tat es, und er beherrschte sich bis auf ein kaum merkliches Lächeln. «Warte und komm nach», sagte er, wobei seine Hände den Zeitabschnitt umschrieben, den ich warten sollte. Dann entfernte er sich den Weg hinunter und hinterließ säuberliche, klare Fußspuren. So klar waren die Spuren, daß ich dachte, die Aufgabe müsse darin bestehen, an irgendwelchen winzigen Nuancen zu erkennen, ob ich eingekreist wurde. Ich untersuchte jeden Abdruck ganz genau und hielt Ausschau nach irgendwelchen Besonderheiten, auf die ich bislang noch nie geachtet hatte. Die Fährte folgte einer Kurve und bog dann nach links in einen Seitenweg ab. Hier schienen mir die Spuren etwas sonderbar zu werden, aber ich konnte nicht feststellen, was diesen Eindruck hervorrief, und dann war die Fährte urplötzlich einfach zu Ende. Ich richtete mich auf und schaute den leeren Weg hinunter. Ich spürte etwas hinter mir und sah über die Schulter, aber Stalking Wolf duckte sich weg und an mir vorbei, bis er vor mir stand, und ich sah ihn nicht. (Er brachte es fertig, sich einem Menschen bis auf Tuchfühlung zu nähern, ohne von ihm gesehen zu werden. Rick und ich übten zu Hause den Gleichschritt. Dabei muß man direkt in die Spuren des Vordermanns treten, sobald dessen Fuß sich hebt, und anschließend unbemerkt wieder irgendwohin entschlüpfen. Wir traten einander beim Üben ein paarmal auf die Fersen, aber schließlich beherrschten wir die Technik, und kein anderer hat je bemerkt, daß er von uns beschlichen wurde.)

Stalking Wolf war schon eine ganze Weile direkt hinter mir gewesen. Jetzt stand er sogar vor mir und brach in Lachen aus. Ich konnte es einfach nicht fassen. «Wie hast du das

gemacht?» wollte ich wissen. Einige Zeit konnte er vor lauter Lachen nicht antworten. Er ging rückwärts und ohne auf seine Füße zu schauen die Strecke zurück, aber als er den Hauptweg unten erreichte, waren nur die Spuren zu sehen, die er verursacht hatte, als er heraufgekommen war. Rückwärts gehend und ohne hinzuschauen setzte er seine Füße in die schon vorhandenen Abdrücke. Auch Rick wurde ein Meister in dieser Technik, doch ich schaffte es nie, jedenfalls nicht mit so schlafwandlerischer Präzision wie Stalking Wolf. «Aber wo warst du inzwischen?» fragte ich weiter. Er hüpfte einfach zur Seite und lehnte sich neben dem Weg an einen Baum. Das war ja noch schlimmer, als von einem Hirsch verfolgt zu werden! «Wie hab ich dich denn nur übersehen können?» Ich wollte es einfach nicht glauben. Eher hätte ich angenommen, er könne sich auf eine Weise unsichtbar machen, die er uns noch nicht gezeigt hatte.

«Ich glaube, du schaust einfach nicht», sagte er. Und natürlich hatte er recht. Ich hatte mich so sehr auf die Spur konzentriert, daß ich sie nur noch für sich und nicht mehr im Zusammenhang mit dem Ganzen sah. Es bedurfte keines Vortrags und keiner Erklärungen. Von diesem Tag an schaute ich nicht mehr so ausschließlich auf die Spur allein. Sobald ich mir die gleichbleibenden Merkmale einer Spur intensiv vergegenwärtigt hatte, achtete ich mehr darauf, wohin sie führte. Verlor ich sie, so tastete ich mit dem Blick das vorausliegende Gelände ab, um herauszufinden, wohin sie sich wohl wenden würde. Meist fand ich auf diese Art heraus, wo der nächste Abdruck sein mußte, und entdeckte ihn auch dann, wenn vielleicht nur ein kaum wahrnehmbarer Kratzer oder eine winzige Schleifspur zu sehen war.

Bei unseren Zeichenübungen hatten wir gelernt, jede Tierspur anhand immer kleinerer Ausschnitte zu identifizieren. So konnten wir häufig schon an ganz unscheinbaren Bodenveränderungen alles Notwendige ablesen, und nachdem wir nun auch noch gelernt hatten, unseren Blick nicht ständig auf den Boden zu heften, sondern uns auch umzuschauen und vor allem vorauszuschauen, wurde das Fährtenlesen leichter und ging sehr viel schneller. Stalking Wolf konnte eine Fährte im Lauf verfolgen, und ist man einmal so weit, dann kann man es auch von einem fahrenden Jeep aus.

Stalking Wolf führte Situationen herbei, in denen wir uns über bestimmte Prinzipien Klarheit verschaffen konnten, doch dann blieb es uns selbst überlassen, uns diese Prinzipien in vielen Stunden des Übens wirklich zu erarbeiten. Wie gesagt: Er lehrte uns zu lernen, und wir lernten. Von Zeit zu Zeit kam er zu uns in den Wald, um zu sehen, wie weit wir waren, und gab uns ein paar Hinweise, in welcher Richtung wir weitermachen sollten. Und dabei ging es nicht nur ums Pirschen und Spurenlesen, sondern um alles, was man wissen und können muß, um in der Wildnis zu überleben. Wir lernten dabei jedoch weniger, im Wald zu leben, als vielmehr mit dem Wald zu leben. Immer wieder sagte er, die Natur werde uns niemals etwas antun, wenn wir sie nur richtig behandelten und nicht in Panik gerieten. Das wurde der Hauptsatz unseres Glaubensbekenntnisses, unerschütterliche Grundlage unseres Handelns in heiklen Situationen. Fanatisch, wie wir waren, stellten wir unseren Glauben immer wieder selbst auf die Probe. Und wo wir uns auf unsere Instinkte verließen, fuhren wir besser, als wenn wir allein mit dem Verstand vorgingen. Aber in normalen Situationen, wenn also keine unmittelbare Bedrohung bestand, spielten Logik und systematisches Lernen die wichtigste Rolle.

Einmal hatten wir den ganzen Tag lang den Einfluß des Wetters auf eine Spur beobachtet und dabei gar nicht an die Zeit gedacht. Es wurde spät, und dann merkten Rick und ich plötzlich, daß wir hungrig waren, aber nichts zu essen mitgenommen hatten. Normalerweise wäre Stalking Wolf längst mit uns aufgebrochen, und wir warteten darauf, daß er sagte, es sei Zeit heimzugehen. Er tat es nicht, sondern schien sich vielmehr für die Nacht hier draußen einrichten zu wollen. Wir warteten auf seine Anweisungen für alles Weitere, was jetzt

zu geschehen hatte, und unsere Mägen knurrten vernehmlich. Schließlich sagte ich: «Also los, Rick, gehen wir angeln.» Aber der See war zugefroren, und wir hatten nichts, um ein Loch ins Eis zu hacken. Stalking Wolf sah uns lachend zu, wie wir zum See und zurückrannten. Atemlos berichteten wir ihm, der See sei zugefroren. Er nickte, als sei das eine zwar interessante, aber nicht gerade wichtige Information. Wir warteten noch eine Weile, und dann fragte Rick schließlich, was es denn zum Abendessen geben würde.

«Tortuga», sagte der alte Mann. «Tortuga! Natürlich!» rief Rick und rannte sofort wieder zum See hinunter. Ich lief ihm nach und wollte wissen, um was es denn jetzt ginge, und Rick rief mir über die Schulter zu: «Schnappschildkröte !» Wir hatten schon eine Viertelstunde in dem halb gefrorenen Matsch gewühlt, als Stalking Wolf zum Ufer herunterkam, nur einen dünnen, fast meterlangen Stecken in der Hand. Er ging ein paar Schritte, den Boden genau betrachtend, und steckte dann den Stab hinein. Er wartete eine Minute und zog ihn wieder heraus, etwa so, wie man einen zu kleinen Fisch ins Wasser zurückwirft. Wieder schob er den Stab in den Matsch, wartete und war auch jetzt nicht ganz zufrieden. Beim dritten Versuch gab es ein klopfendes Geräusch, als der Stab auf etwas Festes stieß. Rick und ich begannen, an der Stelle zu graben, und kaum eine Armlänge tief fanden wir eine große, froststeife Schnappschildkröte. Ich hatte die Frage schon auf den Lippen, woran man erkennt, wo diese Schildkröten liegen, besann mich aber eines Besseren, denn ich wußte, daß Stalking Wolf mir nur geraten hätte, mich genau umzusehen. Also schaute ich mir die beiden anderen Stellen an, wo er es versucht hatte, und erkannte an der Stelle, wo die Schildkröte sich eingegraben hatte, einen kleinen Wall im Matsch.

Wir kochten die Schildkröte mit Kräutern in ihrem Panzer und aßen sie. Es war jetzt klar, daß Stalking Wolf vorhatte, die Nacht draußen zu verbringen. Aber wir hatten keine Schlafsäcke oder auch nur Decken bei uns, und eine Hütte gab es hier ebenfalls nicht. Wir fragten Stalking Wolf, wo wir schlafen würden, und erwies uns an, ein Lean-to zu bauen, ein kleines Schutzdach mit Rückwand und Seitenwänden, das an einem Baum «lehnt». Wir hatten unser Pfadfinderhandbuch schon so weit durchgearbeitet, daß wir wußten, wie das zu bewerkstelligen war, und als wir es fertig hatten, ließ Stalking Wolf uns trockene Kiefernadeln hineinfüllen. Davor legten wir ein Feuer an, hinter das wir einen Schirm bauten, damit die Wärme ins Lean-to reflektiert wurde. Dann gruben wir uns in die Nadeln und schliefen wärmer, als ich mich je in meinem Schlafsack gefühlt hatte.

Von diesem Tag an fehlte merkwürdigerweise immer irgend etwas, sooft wir für mehrere Tage im Wald ein Lager aufschlugen; mal waren es die Streichhölzer, mal unser Essen, mal die Messer. Schließlich kamen wir darauf, daß Stalking Wolf uns diese Dinge wegnahm, damit wir lernten, auch ohne sie zurechtzukommen. Und wir lernten es, bis wir schließlich ohne alle Hilfsmittel mit bloßen Händen im Wald überleben konnten. Wir wußten, wo die Beeren standen, wo eßbare Wurzeln zu finden waren und wie man Fische fängt. Und wenn es sein mußte, konnten wir auch ein Kaninchen fangen oder einen Hirsch erlegen.

Unsere ersten Fallen funktionierten mehr schlecht als recht, und sie hielten die Tiere nur fest, anstatt sie zu töten. Stalking Wolfs Fangschlingen legten sich mit tödlicher Sicherheit um den Hals des Tieres, und die jungen Bäume, die er herunterbog, schnellten mit solcher Kraft zurück, daß sie dem Tier augenblicklich das Genick brachen. Eben noch in vollem Lauf durch die strömende Ganzheit des Waldes, war es im nächsten Augenblick tot. Eine Falle zu stellen, hat mich immer sehr nachdenklich gestimmt.

Stalking Wolf stellte nur eine Falle auf, um uns zu zeigen, wie man erreicht, daß der Sicherungsbolzen leicht herausrutscht und den umgebogenen Baum freigibt, sobald ein Kaninchen ihn berührt. Waldtiere tötete er nur, wenn es wirklich überlebensnotwendig war, und dieses Kaninchen hatte sein Leben nur deshalb lassen müssen, damit wir lernten, uns im Notfall selbst zu helfen. (Bevor wir uns schließlich selbst ans Fallenstellen machen

durften, ließ er uns zwei Tage hungern, und wir konnten von Glück sagen, daß wir nach weniger als einer Woche etwas fingen.) Er gab uns das Kaninchen, das in seine Falle gegangen war, und wir zogen es ab, nahmen es aus, brieten es und aßen es. Kein Kaninchen hat je wieder so geschmeckt wie dieses.

Nachdem wir gelernt hatten, uns gegenseitig zu beschleichen, mußten wir uns an Stalking Wolf anschleichen. Als wir auch das zufriedenstellend beherrschten, setzte er uns auf Tiere an. Alle paar Wochen kam er zu uns heraus, sah uns zu und sagte uns, wo und wie wir das Tier auf uns aufmerksam gemacht hatten. Er führte uns vor, wie man stundenlang einem Hirsch nachpirscht, bis man schließlich so nah ist, daß man ihn mit der Hand berühren kann. War ein Raubtier in der Nähe, dann gab Stalking Wolf dem Hirsch wegen seiner Achtlosigkeit einen mahnenden Klaps, doch meist hielt er sich einfach neben dem Wechsel versteckt und ließ seine Hand wie einen Zweig heraushängen. Sie glitt dann über den Rücken der Hirsche, während sie vorbeigingen, und einmal blieb einer stehen, um sich an seinen Fingern zu reiben. Stalking Wolf kratzte sanft, und das Tier buckelte genüsslich gegen seine Hand.

Rick und ich waren schon bald so weit, daß wir uns den Hirschen bis auf Sichtweite nähern konnten, aber es dauerte zwei Jahre, bis Rick seinen ersten Hirsch berührte. Ich brauchte noch ein halbes Jahr länger, bis zum Ende der Jagdsaison, wenn die Hirsche ihre Schreckhaftigkeit verlieren. Rick war stets ein besserer Pirscher als ich, und er und Stalking Wolf strahlten, als ich es endlich auch geschafft hatte. Es war ein großes Ereignis und einer der seltenen Anlässe, wo ich daheim etwas zu erzählen versuchte — aber natürlich glaubte mir niemand.

Stalking Wolf blieb an diesem Wochenende im Wald, um meinen Erfolg mit uns zu feiern, und nachdem wir gegessen hatten und um das Feuer saßen, konnten wir Stalking Wolf sogar überreden, uns Geschichten zu erzählen. Er war sicherlich einer der letzten Indianer, die noch entsprechend der traditionellen indianischen Lebensweise aufgewachsen waren. Unsere Schulung glich der, die er selbst als Junge durchlaufen hatte. Er erzählte uns, wie auch die jungen Krieger seines Stammes sich auf die gleiche Weise an Hirsche anzupirschen gelernt hatten. Und dann kam die Geschichte von seinem Freund Medicine Deer und der wahren Prüfung eines Pirschers, dem «Bärenschlag».

Die Jungen seines Dorfs stachelten sich gegenseitig dazu an, und immer wieder mal versuchte es einer. Stalking Wolf und Medicine Deer stießen eines Tages auf frische Bärenspuren. Sie waren fünfzehn Jahre alt, junge Krieger eines besiegten Volkes, ohne Aussicht auf einen würdigen Kampf, in dem sie ihren Mut und ihre Geschicklichkeit hätten unter Beweis stellen können, und daher zu manchem Risiko bereit. Medicine Deer hatte die erste Spur entdeckt, also stand es ihm zu, dem Bären nachzupirschen. Stalking Wolf mußte sich damit begnügen, aus einiger Entfernung zuzusehen; zu nah durfte er nicht heran, um Medicine Deers Wagemut nicht zu schmälern.

Stets im Schutz des im Wind raschelnden Laubes, ging Medicine Deer in kleinen Sequenzen rascher, wohlgesetzter Schritte vor, wie es alle Tiere tun, deren Leben davon abhängt, daß sie nicht gesehen werden. Halb gebückt huschte er von Baum zu Baum. Schwiag der Wind für einen Moment, so erstarrte auch Medicine Deer mitten in der Bewegung. Der Bär naschte Beeren von einem Strauch und merkte nichts. Die letzten Meter legte Medicine Deer mit kurzen, schnellen Schritten zurück.

Er schlug den Bären nicht sofort, sondern blieb hinter ihm stehen. Denn erst daran zeigte sich der wahre Mut eines Kriegers, wie lange er hinter dem Bären stehenzubleiben wagte auf die Gefahr hin, daß der Wind plötzlich drehte und dem Tier die Witterung zutrug. Schließlich stieß er einen Kriegsschrei aus und klatschte dem Bären aufs Hinterteil. Der heulte erschrocken auf, bevor er sich blitzschnell umwandte und wütend auf den Angreifer losging. Medicine Deer war ein ausgezeichnete Läufer, und er rannte dem Bären mit lauten

Siegesschreien davon. Aber dann stolperte er und kam aus dem Tritt — der Bär tötete ihn augenblicklich.

Ich fragte Stalking Wolf, ob auch er einen Bären geschlagen habe, und er bejahte. Aber seit dem Tod seines Freundes hatte er es nie wieder versucht. Manche Dinge, sagte er, sind nur für junge Männer, und zusehen zu müssen, wie der Bär seinen Freund zerriß, habe ihn auf einen Schlag sehr alt gemacht. Ich verstand das damals noch nicht, und obgleich es in den Pine Barrens nur wenige oder gar keine Bären gab, schwor ich mir, auch einmal das zu tun, was Medicine Deer geschafft hatte. Aber dazu reichte mein Können noch längst nicht aus, und als sich nach Jahren endlich in den Grand Tetons eine Gelegenheit bot, war das Glück nicht auf meiner Seite.

### 3. **Gute Medizin**

Immer tiefer verlegten wir unser «Camp» in den «Garten» hinein, und als ich zehn oder elf Jahre alt war, mögen wir etwa acht Kilometer in die Wildnis vorgedrungen sein – so weit, wie sich eine Krähe von ihrem Schlafbaum entfernt. Niemand außer Stalking Wolf wäre freiwillig so weit gegangen, schon gar nicht nach Einbruch der Dunkelheit. Manchmal blieben wir tagelang weg; ich erzählte meinen Eltern, wir würden uns jeden Tag bei Ricks Eltern melden, und Rick erzählte seinen Eltern, wir würden jeden Tag bei mir zu Hause essen. Einmal setzten sich unsere Eltern miteinander in Verbindung, weil wir uns um einen Tag verzählt hatten, und danach waren wir wochenlang in großen Schwierigkeiten. Man verlor so leicht jedes Zeitgefühl im Wald; es gab so viel zu sehen, und die Stunden vergingen so rasch, daß ich häufig glaubte, es sei noch einen oder gar zwei Tage früher, als es tatsächlich war.

So viele fesselnde Dinge wollten studiert und identifiziert werden. Zwei Jahre lang hatten wir die Frau in der Bücherei von Beachwood nun schon immer wieder an den Rand der Verzweiflung gebracht, weil wir alles mögliche anschleppten, um es anhand der großen Nachschlagewerke zu bestimmen. Die Insektenbücher waren großartig, aber es war dem Seelenfrieden der Bibliothekarin sehr abträglich, daß wir die zu bestimmenden Exemplare lebendig in den Lesesaal brachten und auf den Farbtafeln herumkrabbeln ließen, bis wir ihr Ebenbild gefunden hatten. Ich glaube, sie stand Todesängste aus, daß wir irgendwelches giftiges Viehzeug bei ihr zurücklassen würden.

Wir schöpften stets alle uns sonst zur Verfügung stehenden Möglichkeiten aus, bevor wir Stalking Wolf mit bloßen Identifikationsfragen belästigten. Er hatte seine eigenen Namen für die Dinge und kannte reizvolle Geschichten zu jedem Tier, aber wir bedrängten ihn nicht zu oft und versuchten, mit den Büchern auszukommen. Stalking Wolf hoben wir uns für alle Fragen des Fährtenlesens auf, zu denen man in keinem Buch etwas findet – und solche Fragen gab es reichlich.

Irgendwann erstanden wir einen Fährtenatlas mit fünfzig leeren Seiten für eigene Notizen am Schluß; die hatten wir natürlich im Nu gefüllt. Bald darauf verdiente ich mit Aushilfsjobs etwas Geld und leistete mir einige Bestimmungsbücher, zuerst eins für Vögel, das schon nach einer Woche ziemlich zerlesen aussah. Auch in der Bibliothek verbrachten wir immer noch viel Zeit. Völlig verdrückt tauchten wir dort manchmal auf, weil wir mit irgendeiner neuen Pflanze, die wir unbedingt sofort bestimmen mußten, quer durch den Sumpf gestapft waren. Kamen wir direkt aus der Schule mit Zeichnungen von etwas, das zu identifizieren war, so waren wir durchaus willkommen, aber die Schädelknochen, die wir aus dem Wald anschleppten, machten uns auch nicht beliebter als die Insekten und der Matsch.

Von überallher brachten wir Dinge und Lebewesen mit, die untersucht werden mußten. Ich hatte stets meine Laborausrüstung bei mir, eine Lupe, ein Reagenzglas für Proben, eine Pinzette und mein Messer. Wie ein Erkundungstrupp von der Venus sammelten wir überall Proben. Alles interessierte uns. Nie gingen wir durch den Wald, ohne ein Dutzend neuer Dinge zu lernen.

Wenn Stalking Wolf uns mal begleitete oder auch draußen mit uns kampierte, so waren das richtige Festtage. Wenn er ankündigte: «Ich komme Freitag raus zum Lager», hatten wir die ganze Woche alle Hände voll zu tun mit Aufräumen und Säubern. Den Boden, auf dem man lebt, nicht zu verunreinigen, war für Stalking Wolf eines der wichtigsten Prinzipien. An einem Tag mit Stalking Wolf lernte ich mehr, als irgendein Schulfach mir in einem ganzen Jahr vermitteln konnte. Wir begleiteten ihn überall hin. Auch wenn er sich nur



mal in die Büsche schlug, um einem dringenden Bedürfnis nachzukommen, gingen wir mit, um nur ja kein Wort zu verpassen, das er vielleicht sagen würde. Eines Tages würden wir berühmte Naturforscher werden und mit unseren Frauen in der Wildnis auf benachbarten Ranchs leben.

Der Lagerplatz, an dem Stalking Wolf uns am häufigsten besuchte, war unsere «Good Medicine Cabin» (Gute-Medizin-Hütte). Stalking Wolf gab uns nie eine Erklärung für die allgemeine Bedeutung des Begriffs «gute Medizin»; als gute Medizin bezeichnete er vorteilhafte und bemerkenswerte Dinge, und ich gewann mit der Zeit den Eindruck, er spreche damit Erfahrungen von besonders einprägsamer Kraft an, die ein Geschenk des «Geistes-der-sich-in-allen-Dingen-regt» sein mußten.

Gute Medizin war ein Zeichen, daß die Natur uns wohlgesonnen war, weil sie uns an bedeutsamen Ereignissen oder Erfahrungen teilhaben ließ. Gute Medizin konnte sich jederzeit einstellen, mal stärker, mal schwächer. Manche Tage waren voller interessanter Dinge, aber ohne einen herausragenden Höhepunkt. Gute Medizin unterschied sich von der normalen Schönheit der Welt durch die Einmaligkeit einer Erfahrung, die von allen Beteiligten deutlich bemerkt wurde. Gute Medizin war fast immer etwas derart Außergewöhnliches, daß man nicht sie selbst beschreiben konnte, sondern nur die Situation, in der sie sich zeigte. Ihre Gegenwart ließ sich an einem herrlichen Anblick oder wunderbaren Geschehen erkennen. Jedes Geheimnis, und sei es noch so klein, dessen Aufdeckung uns zu noch größeren Wundern führte, war gute Medizin. Schlechte Medizin war ein ungünstiges Zeichen für den «Geist-der-sich-in-allen-Dingen-regt». Gute Medizin stellte sich ein, wenn wir ganz in die Naturerfahrung versunken waren, schlechte Medizin immer dann, wenn wir unser Stadtmenschentum noch nicht abgelegt hatten oder den Bereich des angemessenen Handelns verließen.

Der «Gute-Medizin-Platz» wurde uns von einem Adler gezeigt. Dort stand eine vom Blitz gespaltene und von Termiten zerfressene Kiefer, die nur noch aus dem halben Stamm und einem Hauptast bestand. Der Baum allein wäre schon gute Medizin gewesen, wie er da stand, schwer gezeichnet, doch unbesiegt. Ich mochte ihn vom ersten Augenblick an. Zerschmettert und ausgehöhlt, stand er dennoch kerzengerade da wie eine Trotzgeste.

Wir saßen unter diesem Baum und überlegten, wo wir unsere schon lange geplante Hütte bauen sollten, als wir das Schlagen großer Schwingen hörten. Als wir aufblickten, hatte sich über uns auf dem letzten, halbverdorrten Ast, die Sonne verdeckend, ein Adler niedergelassen. Noch heute sehe ich genau vor mir, wie er dort saß und dann wieder aufflog, eine gewaltige Erscheinung. Mit offenem Mund und wie betäubt starrten wir ihm nach. Mir war, als könne er jeden Augenblick die Sonne mit seinen riesigen Klauen packen und mit ihr fortfliegen. Auch Stalking Wolf war der Ansicht, daß dies in der Tat sehr gute Medizin sei – die allerdings noch besser gewesen wäre, wenn der Adler uns eine Feder oder zwei hinterlassen hätte. Jedenfalls war es jetzt keine Frage mehr, wo unsere Hütte stehen würde. Als der Baum später schließlich doch kraftlos wurde und umstürzte, nahmen Rick und ich einige seiner Zweige mit nach Hause und stellten sie in unsere Zimmer.

Wir bauten die Hütte mit größter Sorgfalt, benutzten dabei aber nur wenig Werkzeug. Wir besaßen einen Vorschlaghammer und eine alte Säge, die viel zu stumpf war, als daß sie sonst noch irgendwer hätte gebrauchen können. Nachdem wir herausgefunden hatten, wie man die Balken einkerbt, besorgten wir uns noch einen Beitel. Mein Vater zeigte uns, wie man Schwalbenschwanzverbindungen macht, und jetzt waren wir in der Lage, die Zedernstämme an den Ecken der Hütte selbst zu kerben und ineinanderzufügen. Das Dach war nach hinten abgeschrägt, und wir flochten aus Zedernschößlingen vom Sumpf eine Matte, mit der wir es deckten. Darüber kam eine Lage Kiefernzweige und dann Erde,

aus der sehr bald das Gras zu sprießen begann. Das Fundament wurde so eingefaßt, daß es nicht vom Wasser unterspült werden konnte. Einen Großteil unserer Arbeitstechniken holten wir uns aus dem Pfadfinderhandbuch, und wir probierten alles aus, anstatt nur darüber zu lesen oder nur zuzusehen, wenn irgendein Pfadfinderführer eine praktische Demonstration gab. Die Wände dichteten wir nach Besenbinderart ab, indem wir Grasbüschel mit Schnüren in die Ritzen zogen und die Schnüre dann um die Wandbalken banden. Wir flochten auch Gras mit ins Dach ein und brachten eine Umrandung an, damit die Erde nicht heruntergespült wurde. Schon im zweiten Winter war die Hütte wasserdicht und warm wie ein richtiges Haus. Die Bauzeit zog sich allerdings ewig hin, denn sooft wir Stämme aus dem Sumpf holten, wurden wir von irgendwelchen Pflanzen, Wasserinsekten oder Fischen abgelenkt. Wir verloren ganze Tage, wenn eine Wasserschlange zu beobachten war oder bachabwärts ein Reiher fischte. Mitunter brauchten wir einen ganzen Tag für zwei Stämme, weil wir verfolgen mußten, wie eine Wespe im Uferschlamm ihr Nest baute.

Als wir schließlich fertig waren, standen wir vor einem recht massiven Mittelding zwischen einer Hütte und einer Festung. Die Tür war rund und konnte mit ihren Querhölzern in Halterungen an der Innenwand eingehängt werden. Ich war gerade elf, und wir wurden genau zur rechten Zeit fertig. Am nächsten Tag erlebten wir den ersten Überfall der Hunde.

Wir saßen vor der Hütte und aßen Sandwiches, die wir uns aus der Stadt geholt hatten, als wir sie sahen. Sie hatten sich schon ganz nah herangeschlichen, und wir bereuten unsere Unachtsamkeit. Das war entschieden keine Geschichte, die wir Stalking Wolf erzählen konnten – falls wir die Sache überhaupt überlebten. Und das, so schien mir für einen Augenblick, war keineswegs sicher. Es waren elf, und sie hatten uns von drei Seiten umzingelt, nur zum Sumpf hin blieb freie Bahn.

Rannten wir in diese Richtung, dann würden sie von allen Seiten auf uns losstürzen und uns einholen, wo der Schlick uns festhielt. Wohin ich schaute, sah ich Hunde, die sich sprungbereit machten. Einer hatte sich bis fast an den Rand der Lichtung geschoben. Ich konnte kaum glauben, wie groß er war – fast größer als ich selbst. Auch die anderen Hunde waren gefährlich aussehende Köter; nur die zähesten und bösesten überlebten die Härten des wilden Daseins. Viele dieser Mischlinge trugen deutliche Dobermann- oder Schäferhundkennzeichen, gemischt mit jeder nur denkbaren anderen Rasse. Die meisten waren keine besonders großen Tiere, aber jedes Gramm an ihnen war Kraft und Ausdauer. Wenn sie sich bewegten, sah man die Muskeln wie Stahlbänder unter dem Fell arbeiten. Der größte von ihnen lag mit zwischen die Pfoten geducktem Kopf am Rand der Lichtung, als wolle er uns nicht aufschrecken, damit er als erster an der Hüttentür sein konnte.

Sehr langsam tastete ich mit der Hand zum Lagerfeuer hin, bis ich das Ende eines der brennenden Scheite berührte. Ich zählte mit Rick bis drei und schleuderte es dann. Der Hund sprang aus dem Weg, und wir stürzten zur Tür. Augenblicklich rammten wir sie in die Öffnung und ließen sie in die Haken fallen – keine Sekunde zu früh. Die Hunde bellten wütend und sprangen an den Wänden hoch, als wollten sie die Hütte einrennen. Einer kletterte sogar über unseren Feuerholzstapel aufs Dach und versuchte, von dort aus einzudringen. Wir machten uns keine Sorgen, die Hütte stand wie ein Baum. Die übrigen Hunde zerfetzten alles, was wir draußen gelassen hatten, und fraßen unsere Vorräte. Aber dann sahen sie wohl ein, daß wir für diesmal unerreichbar waren, und liefen zurück in den Wald, wo sich ihr Heulen langsam verlor. Erst jetzt lief mir ein kalter Schauer über den Rücken bei dem Gedanken, wie knapp wir dem größten Hund entkommen waren.

So tief im Wald hatten wir an die Hunde bisher keinerlei Gedanken verschwenden

müssen. Auf dem Weg hierher hatten sie uns oft genug auf die Bäume gejagt, wenn wir ihr Revier durchquerten, aber nun waren sie zum erstenmal in unser Territorium eingedrungen, und das war sehr beunruhigend. Hatten wir erst die Tiefe des Waldes erreicht, dann waren sie nur noch ein fernes Jaulen am Ende der Welt. Manchmal hörten wir weit weg jenes Bellen, das verrät, daß ein Hund irgendeinem Tier auf der Spur ist und nicht einhalten wird, bis er es zu Tode gehetzt hat. Aber in unserem Teil des Waldes waren wir ihnen noch nie im Rudel begegnet.

Das nächste mal kamen sie nachts. Wir saßen am Lagerfeuer, sahen das Aufblitzen der Augen im Gebüsch und sprangen sofort zur Tür. Diesmal gewannen wir den Sprint mit Leichtigkeit, aber es war doch für einen Moment erschreckend, diese Augen im Dunkel zu sehen und zu denken, daß sie vielleicht schon eine ganze Weile dort lauerten. Sie tobten sich wieder eine Zeitlang an der Hütte aus, wußten aber offenbar, daß es keinen Zweck hatte, und verschwanden schließlich wieder.

Ich haßte diese Hunde. Als ich zehn war, hatte ich eine grauenhafte Begegnung mit einem von ihnen. Es waren die Hundstage des August, drückende Hitze lag über den staubigen Straßen, die in den Wald führten, aber im Wald selbst war es kühler. Ein großartiger Tag für mich. Der Staub war eine Goldader von Spuren, und ich war schon ein dutzendmal von der Straße in den Wald abgebogen und zurückgekommen. Ich war erst ein Anfänger im Fährtenlesen, aber schon damals folgte ich jeder Spur, so weit ich konnte. Ich war verschwitzt und müde, und es war gerade jener brütende Teil des Nachmittags, wo alles regungslos in der Hitze schmort und der Teer auf den Asphaltstraßen Blasen wirft. Ich war nicht allzu weit von zu Hause entfernt und hatte gerade beschlossen, wieder heimzugehen, als ich ihn sah. Ich brauchte nur das weiße Aufblitzen zu sehen, um zu wissen, was es war. Ein Schädel! Alles um mich herum wurde unsichtbar, die ganze Welt konzentrierte sich in diesem kleinen Schädel, und als ich näher kam, sah ich, daß er vollständig erhalten war, ein wunderbares Stück. Ich beugte mich über einen kleinen Strauch, um ihn aufzuheben.

Der Hund muß entweder lauernd dort gelegen haben, oder er beschlich mich schon eine ganze Weile. Ich hätte hören müssen, daß die Vögel verstummt waren, weil etwas Ungutes im Gang war. Das Knurren brach so jäh aus dieser Totenstille, daß es wie eine Explosion klang, die mir den Hund ins Gesicht schleuderte. Noch lange, sooft ich einen Hund hörte, sah ich immer wieder diese fletschende Schnauze auf mich losstürzen, und in meinen Träumen schnappten diese Fänge nach mir — dieser Kopf mit seinen aufgerissenen, starren Augen, den angelegten Ohren und der langen, schmalen Schnauze, die mir mit einem Zuschnappen das Gesicht zerfetzen konnte.

Es war ein großer Hund, und sein bloßes Gewicht warf mich auf den Rücken. Er war schwarz, mit Ausnahme einiger grauer Stellen an den Flanken und auf dem Rücken, möglicherweise ein Bastard aus Dobermann und Schäferhund. Und er war nicht nur groß und schwer, sondern sein ganzes Gewicht bestand aus sehnigen, durchtrainierten Muskeln. Ich trat und schlug um mich und schrie und versuchte, mein Messer zu ziehen. Ich hielt seinen Kopf an einem Ohr von mir weg, aber er war so stark, daß er mich mit einem heftigen Ruck doch noch erreichte und mir die Oberlippe aufriß. Irgendwie kam ich schließlich an mein Messer und stach auf den Hund ein, bis er tot über mir zusammenbrach. Ich war blutüberströmt, stieß ihn weg, stürzte mich auf ihn und stach und stach immer weiter, als schnappten immer noch diese Fänge nach meinem Gesicht. Das jähe Entsetzen über diesen so plötzlichen mörderischen Überfall hatte mich in blinde Raserei versetzt, und ich stach noch lange schreiend auf den toten Hund ein, bis ich schließlich merkte, daß er wirklich tot war. Von Grauen geschüttelt, kniete ich da.

Keine andere Medizin ist stärker als besiegte schlechte Medizin. Ich machte mir aus den

Wirbeln des Hundes eine Kette, die heute noch am Spiegel meines Jeeps hängt und mich daran erinnert, in der Nähe von Hunden niemals unvorsichtig zu sein. Aber in den ersten Jahren danach bedurfte es dieser Erinnerungshilfe gar nicht – die Alpträume genügten vollauf. Manchmal löste ein Heulen weit draußen in den Wäldern einen solchen Traum aus, und wenn ich dann in meinem Schlafsack aufwachte, verblaßte vor mir langsam dieses knurrende Hundegesicht.

Ich habe diesen Hund gewiß ein dutzendmal im Schlaf getötet, bis er mich endlich losließ und ganz tot war. Noch lange tauchte dieser Kopf manchmal wie aus dem Nichts plötzlich auf und rief die Erinnerung zurück. Häufig passierte es gerade dann, wenn ich nach etwas griff, das ohne Schwierigkeiten zu erreichen schien: plötzlich die Angst, daß dieses Gesicht mit meinem Tod in seiner Schnauze mir von irgendwoher entgegenspringen würde. Als die Hunde zu unserer Hütte kamen, sah ich eben diesen Hund in jedem einzelnen von ihnen. Jeder Hund, der uns auf einen Baum scheuchte, war für mich *dieser* Hund.

Und wir wurden auf dem Weg zur Hütte oft von Hunden gehetzt. Diese Strecke war überhaupt voller Gefahren. Manche waren, zumindest für uns, halb so schlimm, zum Beispiel die Schlamlöcher und die Einförmigkeit des Geländes, in dem manch einer sich in kürzester Zeit vollkommen verirrt. Andere Gefahren waren ernster, und zu ihnen gehörten Blanchards Hunde.

Die wilden Hunde hielten sich häufig in der städtischen Müllgrube auf, in die man über vier schleifenförmige Rampen gelangt, die nach allen Seiten wie Propellerflügel von der Grube ausgehen. Eine dieser Zufahrten führte am Haus eines Mannes vorbei, der Blanchard hieß. Blanchard legte Fleisch für die Hunde aus und lockte sie damit in Käfige und Zwinger. Die Hunde lungerten in der Nähe des Hauses herum, aber er hatte keine Gewalt über sie. Es schien, als fütterte er sie nur, damit sie sich nicht über ihn her machten. Ich glaube nicht, daß er die Hunde eigens auf uns ansetzte, aber er unternahm auch nichts, um sie von uns fernzuhalten. Wir hatten einmal gesehen, wie er die Hunde mit einem Wasserschlauch in Schach hielt, und wenn sie uns auf die Bäume jagten, hätte er sie gewiß mit ein paar Fleischbrocken wieder von uns weglocken können. Er hätte schon taub sein müssen, um unser Geschrei nicht zu hören, jedesmal wenn die Hunde hinter uns her waren.

Es waren gewiß keine zahmen Hunde, aber das Annehmen von Almosen hatte ihre Verzweiflung und damit auch ihre Entschlossenheit verringert; saßen wir erst sicher auf einem Baum, dann ließen sie bald wieder von uns ab. Nach ein paar Sprüngen machten sie kehrt und gingen zum Haus zurück. Wir hätten einen weiten Umweg machen können, um ihnen aus dem Weg zu gehen. Ihr Aktionsradius schien ungefähr mit Blanchards Grundstück übereinzustimmen, aber es waren trotz allem noch wilde und tückische Köter, die gelegentlich auch weitere Streifzüge unternahmen. Solange Blanchard sie fütterte, griffen sie jedenfalls alles an, was sich seinem Grundstück näherte. Es war, als hätte er sich da ein Heer vandalisierender Söldner zugelegt, die er bei Laune halten mußte, damit er nicht selbst ihr Opfer wurde. Vielleicht war er ganz froh, wenn sie ihre Aggressionen an uns austobten. Ich weiß nicht, wie dieses komplizierte Abkommen zustande gekommen sein mochte, aber es schien zu funktionieren. Sie verjagten uns von seinem Grundstück, doch wenn der Wind günstig stand und wir uns schnell an dem Engpaß vorbeidrückten, blieben wir unbemerkt und ungeschoren.

Außerhalb ihres Reviers gaben sie die Jagd erstaunlich schnell auf, wenn wenig Aussicht auf Erfolg bestand, aber solange diese Aussicht bestand, waren sie wie wild hinter uns her. Mehr als einmal saßen wir stundenlang auf einem Baum und überschütteten sie mit Knüppeln und Beschimpfungen, bis Blanchard aus dem Haus kam, um sie zu füttern, oder bis sie keine Lust mehr hatten zu bellen. Rick und ich waren Meister im Klettern.

Wir schlangen die Arme wie einen Sicherheitsgürtel um den Baum, schoben sie immer wieder um eine halbe Körperlänge nach oben und konnten so praktisch den Baum hinaufklettern. Die Hunde sorgten schon dafür, daß wir nicht aus der Übung kamen.

Manchmal, wenn nur wenige sich aus dem Rudel lösten, um uns nachzusetzen, stellten wir uns ihnen entgegen. Blanchard hat uns nie davon abgehalten — vielleicht in der Hoffnung, wir würden sie töten. Schon lange vor der gefährlichen Stelle sahen wir uns nach ordentlichen Knüppeln um. Ich hoffte allerdings immer, daß wir unbemerkt vorbeikommen würden. Den ganzen Weg bis zu Blanchards Haus dachte ich an die Hunde, und dabei stand jedesmal auch dieser eine Hund vor meinem inneren Auge. Jeder Gang in diesen Teil des Waldes mußte mit Ängsten bezahlt werden. Die Hunde schienen der Preis zu sein für all das Wunderbare, das wir im Wald fanden. Und dabei waren sie nicht einmal die größte der Gefahren, die unsere Phantasie beschäftigten. Noch mehr Angst hatten wir vor der Hexe.

Ihr Haus lag tiefer im Wald als das von Blanchard, und bei seinem Anblick grauste uns jedesmal. Gut möglich, daß sie nichts weiter war als eine häßliche alte Frau, die einigen Dummköpfen in der Gegend weisgemacht hatte, Häßlichkeit sei schon für sich allein ein Zeichen magischer Macht — für uns war sie jedenfalls eine Hexe. Und weil wir das glaubten, kostete es uns ebensoviel Mut, an ihrem Haus vorbeizugehen, als wenn sie wirklich eine gewesen wäre. Sie bewachte, so empfanden wir es, wie die Hunde den Eingang zu den Pine Barrens. Sie saß meist zusammengesunken in einem Schaukelstuhl auf der Veranda und brabbelte über einem riesigen Buch auf ihrem Schoß, in das sie manchmal auch etwas hineinschrieb. Wenn wir vorbeiging, beäugte sie uns argwöhnisch und bedeckte das Buch, als befürchte sie, wir könnten selbst aus der Entfernung etwas entziffern.

Des öfteren kamen wir zur Vollmondzeit nach Einbruch der Dunkelheit bei ihr vorbei. Meist sahen wir dann sich bewegende Kerzenflammen im Haus; Autos kamen langsam den Weg herunter, und ihre Scheinwerferkegel strichen über den Waldrand. Die Leute gingen mit gesenktem Kopf ins Haus, als könnten sie ihre Identität dadurch verbergen. Wir fragten uns natürlich, was da drinnen vorging, aber in diesem Haus schienen merkwürdige Kräfte und Gefahren zu lauern, so daß wir uns lieber fernhielten. Hier war eine Kraft, die zu den Kräften des Waldes im Gegensatz stand.

Im Garten hing ein Wind-Spiel aus Knochen, und wir waren überzeugt, daß es sich um Menschenknochen handelte. In unserer Geschichtensammlung gab es genügend Schauernmärchen von Teufelsanbetern und Kindesopfern – ganz bestimmt waren es Menschenknochen. Wir stachelten uns immer wieder gegenseitig an, zum Haus hinzugehen. Dieses Gruseln war gar zu schön, und es reizte uns sehr, genau das zu tun, was unsere Anstalt verbot. Manchmal ging einer von uns allein in den Zedernsumpf und blieb dort so lange sitzen, wie er es aushielt. Unweigerlich schlich sich dann der andere an und brach in markerschütternde Schreie oder ein grausiges Heulen aus, und dann rannten wir beide davon, obgleich wir wußten, daß es nur ein Spaß war. Aber das Hexenhaus – das war noch eine ganz andere Größenordnung von Angst.

Dennoch, eines Abends nahmen wir allen Mut zusammen und krochen zum Fenster, um zu sehen, was drinnen geschah. Rick schlich voran, weil er der bessere Pirscher war, und ich folgte sehr zögernd und vorsichtig. Als wir hineinschauten, sahen wir vier Menschen, die sich an den Händen hielten, um einen Tisch sitzen, in dessen Mitte eine Kerze stand. Die Hexe hatte ihr meist zu einem Knoten gebundenes Haar geöffnet, und es floß wie eine lange weiße Mähne bis auf ihre Hüften hinunter. Der Tisch war mit einem schwarzen Tuch bedeckt, und auf diesem Tuch lagen etliche Knochen. Ich bin sicher, daß wir nicht das geringste Geräusch verursacht hatten, und doch wandte die Hexe uns ihr Gesicht zu, die

Augen geschlossen, als hätte sie uns mit irgendwelchen anderen Augen gesehen, und lächelte, als wären wir im Moment zu kleine Fische für sie. Wir warteten nicht ab, ob sie ihre Meinung noch ändern würde.

#### 4.

### **Das Sumpfloch**

Aus dem Zedernsumpf floß ein klarer Bach und umrundete die Lichtung, auf der unsere Gute-Medizin-Hütte stand. Wir fällten zwei abgestorbene Zedern und bauten aus ihnen eine Brücke über den Bach. Bei dieser Arbeit kam uns die Idee für eine Beobachtungsplattform. Etwas weiter oben schwangen sich die beiden Stämme eines gegabelten Baumes ziemlich flach über das Wasser hinaus. Darauf bauten wir unsere Plattform und bedeckten sie mit Erde, damit wir auf ihr auch Feuer machen konnten. Eine Zeitlang besaß sie sogar ein Geländer. Von hier aus hatten wir einen prächtigen Blick über den Sumpf und den Bach.

Dort lagen wir im Sommer und sonnten uns in den Strahlen, die durch die Bäume drangen. Mit den wandernden Sonnenflecken auf der Plattform rutschten auch wir von einer Stelle zur anderen. Manchmal lagen wir auf dem Bauch und beobachteten eine Wasserschlange, wie sie ihren kleinen Wellenpfeil gegen die Strömung zog. Wenn sie den Vorderleib aufbog und den Kopf aus dem Wasser hob, sah sie aus wie ein Wikingerschiff unter vollen Segeln.

Einmal beobachteten wir regungslos einen Waschbären, der immer näher kam und schließlich die Beine unserer Plattform untersuchte. Wir wünschten uns, daß er zu uns heraufkletterte, aber als er tatsächlich damit begann, fiel mir ein, daß Stalking Wolf gesagt hatte, ein Waschbär würde ohne weiteres mit zwei ausgewachsenen Schäferhunden fertig. Dieser Waschbär hatte offensichtlich nichts gegen Menschen. Er beschnüffelte uns nur eine Weile und ging dann wieder seiner Hauptbeschäftigung nach, der Futtersuche. Es tat uns leid, daß er schon wieder wegging.

An einem warmen, verschlafenen Frühlingstag lagen wir nach einem Bad im Bach auf unserer Aussichtsplattform und trockneten uns in den wandernden Lachen von Sonnenlicht. Ober dem Bach, wo die Wasserkälte sich mit der warmen Luft mischte, lag ein leichter Dunst. Die ganze Stimmung und Atmosphäre hatte etwas Verhaltendes, so, als stünde ein großes Ereignis bevor.

Vor unseren Augen stieg wie eine Botschaft vom Bachgrund ein grüner Wasserfrosch langsam zur Oberfläche auf. Zuerst schaute nur sein etwas dümmlich grinsendes Gesicht mit den großen Glotzaugen aus dem Wasser, aber dann kam er ganz heraus und kletterte auf den alten Baumstumpf, auf dem wir zuerst unsere Plattform zu bauen versucht hatten. Er blieb dort einen Moment sitzen und sprang dann mit einem weiten Satz ab, als spüre er eine Gefahr. Sein Aufschlagen auf dem Wasser blieb aus. Ein dunkler Schatten blitzte unter der Plattform hervor, ein riesiger Hecht schoß aus dem Wasser, packte den Frosch und verschlang ihn, während er ins Wasser zurückfiel.

Es war das Unglaublichste, das wir je gesehen hatten, und Rick und ich gerieten völlig außer Rand und Band. Wir machten Luftsprünge und schlugen uns auf die Schultern, als hätten wir die ganze Sache geplant und ausgeführt. Immer wieder erzählten wir uns gegenseitig alle Einzelheiten, als wäre der andere gerade von irgendwoher zurückgekommen und hätte dieses atemberaubende Ereignis verpaßt. Der Hecht beschrieb einen weiten Bogen und sprang noch einmal aus dem Wasser, wie um sich zu verbeugen; wir drehten wieder völlig durch und sprangen herum – bis Rick gegen das Geländer stolperte.

Es brach, und Rick stürzte mit den Füßen voran in den Schlamm. Die Wucht des Falls ließ ihn bis an die Achseln einsinken. Ich sah ihn an und begann zu lachen. Rick lachte mit, bis er herauszuklettern versuchte und merkte, daß er sich nicht bewegen konnte. Er mühte sich, den Stock zu erreichen, den ich ihm hinstreckte, wühlte sich dadurch jedoch nur weiter in den Schlamm, und obgleich er jetzt nicht mehr wesentlich

tiefer zu sinken schien, mußte ich doch fürchten, daß er ganz untergehen würde und ich dann keine Hoffnung mehr hatte, ihn je wieder herauszubekommen.

Das Schlammloch befand sich unmittelbar neben dem Bach. Anscheinend war es eine Senke, in die von Zeit zu Zeit Wasser lief, wenn der Bach über die Ufer trat; so hatte sie sich wohl im Laufe der Jahre mit einem schwarzen Morast aus aufgeweichtem Laub und Schlick gefüllt. Rick wand sich und strampelte eine Weile und sagte schließlich, er habe jetzt festen Grund unter den Füßen; also bestand doch eine gute Chance, daß er nicht ganz versinken würde. Aber er saß völlig fest, da gab es keinen Zweifel. Die Saugkraft des Schlammes hielt ihn wie einen Korken in der Flasche, und ich hörte dieses schmatzende Saugen, sooft er sich bewegte. Eine Stunde lang versuchte ich, ihn freizubekommen, aber es war sinnlos. Ich improvisierte aus Dornenranken ein Seil, an dem ich ihn herausziehen wollte, aber unsere Kräfte reichten nicht aus. Wir ließen nichts unversucht, doch selbst die Idee, seine Hose auszuziehen, brachte uns nicht weiter, denn er bekam sie gar nicht erst auf, und im übrigen konnte er seine Beine nicht genügend bewegen, um aus der Hose zu kommen.

Die Sonne sank, und ich begann mir ernsthaft Sorgen zu machen. Rick war bei all unseren vergeblichen Befreiungsversuchen doch noch ein paar Zentimeter gesunken, und ich wagte nicht daran zu denken, daß er womöglich einschlafen könnte, wenn ich wegging, um Hilfe zu holen. Und dann gab es auch noch die Möglichkeit, daß er nicht auf festem Boden, sondern nur auf einem alten Baumstamm stand, von dem er jederzeit abrutschen konnte, um unrettbar zu versinken. Von dieser Sorge erzählte ich ihm lieber nichts.

Ich versuchte, Rick auszugraben, aber je mehr Matsch ich oben wegzog, desto dichter schien er sich unten an seine Beine zu legen. «Wir müssen irgendwas machen, das die Saugwirkung aufhebt», sagte Rick immer wieder. Irgendwann fiel mir dabei plötzlich etwas ein, das ich gehört hatte, als ein Junge unweit von Ricks Haus in den Sumpf geraten war. Die Feuerwehr arbeitete drei Stunden erfolglos, um ihn zu befreien, bis schließlich jemand sagte: «Tut was gegen die Saugwirkung, und er kommt ganz von selbst frei.» Sie schoben einen Feuerweherschlauch an seinem Bein hinunter in den Matsch und drehten das Wasser an. Der Junge schoß geradezu heraus.

Einen Feuerweherschlauch hatte ich nicht, aber im Bach war ja genug Wasser. Ich sprang hinein, hielt mich mit einer Hand an einem Ast fest und begann, mit der anderen im Uferschlamm zu wühlen. Mein Kopf war fast unter Wasser, und die Strömung zerpte an mir, aber ich grub weiter. Wurzeln und Steine zog ich aus dem Loch und grub immer weiter, aber als ich schon fast mit der ganzen Armlänge in der Uferböschung war, stellte sich immer noch kein Erfolg ein. Ich wühlte mit den Fingern weiter und streckte mich, so weit ich konnte, und endlich sagte Rick, er hätte etwas gespürt. Ich zog die letzte Handvoll Schlamm zwischen dem Bach und Ricks Bein heraus, das Wasser strömte hinein und hob Rick buchstäblich aus dem Morast. Jetzt brauchte ich ihm nur noch eine Hand zu reichen, damit er sich daran herausziehen konnte. Er sprang in den Bach, um den Schlamm abzuspülen, und dann hängten wir unsere Sachen zum Trocknen auf und legten uns schlafen — wir wußten beide, was wir am nächsten Morgen zu tun hatten.

Schon sehr früh wurden wir munter; so ein Problem konnte uns leicht den ganzen Tag in Atem halten. Wir waren jeder für sich schon mehrmals bewußt Risiken eingegangen. Ohne uns darüber eigens zu verständigen, wußten wir beide, was jetzt zu geschehen hatte. Stalking Wolf hatte gesagt, die Natur werde uns niemals etwas antun, solange wir sie richtig behandelten und nicht in Panik gerieten. Wir waren unverwundbar, wenn wir in Einklang mit ihr lebten. Unser ganzes Glaubenssystem hing von der Wahrheit dieser Aussage ab. Jetzt war der Augenblick, wo dieser Glaube sich bewähren mußte.



Wir gingen auf unsere Plattform und sprangen in das Sumpfloch. Nach kaum einer halben Stunde des Wühlens und Strampelns saßen wir so hoffnungslos fest wie Rick am Tag zuvor. Wir brauchten drei Stunden, um herauszufinden, wie man sich befreit, aber als wir es geschafft hatten, erschien es uns geradezu lächerlich einfach. Man bewegt ein steif gehaltenes Bein so lange vor und zurück, bis ein kleiner Bewegungsspielraum entsteht. Der Rumpf bewegt sich dabei ebenfalls vor und zurück, so daß auch im Rücken ein Bewegungsspielraum entsteht. Schließlich gelang es uns dann, ein Knie anzuheben. Der Rest war einfach. Wir drückten die flache, waagerecht gehaltene Hand mit schaukelnden Bewegungen von der Oberfläche zum Knie hinunter. Dabei wird Luft mitgerissen, die das saugende Vakuum im Schlamm aufhebt. Minuten später waren wir frei.

Wir sprangen noch einmal in den Schlamm, um uns der Wirksamkeit der Methode zu vergewissern und sie noch zu verfeinern, aber es war offenbar einer jener Tricks, die so einfach und grundlegend sind, daß sie kaum noch verbessert werden können. Ich habe ihn seither gewiß ein dutzendmal angewendet, um mich aus Sumpflöchern oder Treibsand zu befreien.

Über und über schlickverschmiert kamen wir aus dem Loch. Wir klebten noch Blätter auf diese Schicht und marschierten zum Highway, wo wir uns am Straßenrand aufstellten, um zu sehen, wie viele Leute uns überhaupt bemerken würden. Es waren wenige, und diesen wenigen schien bei unserem Anblick einzufallen, was für eine einsame Straße dies doch war – und sie gaben Gas. Uns schien, das Steckenbleiben im Sumpf sei kaum der Rede wert, verglichen mit der Festgefahrenheit dieser Menschen: Sie hatten Angst, sich auch nur anzusehen, was um sie her vorging; sie waren kein bißchen neugierig, wenn ihnen Dinge begegneten, die sie noch nicht gesehen hatten oder die sie sich nicht erklären konnten. Mit unsichtbaren Scheuklappen donnerten sie dahin, wandten ihre Gedanken nicht von der (Uhr-)Zeit und die Augen nicht von der Straße, all ihre Verpflichtungen und Termine im Nacken. Und wären wir im Schlamm versunken, wir wären immer noch besser dran gewesen als diese langsam erstickenden und absterbenden Menschen, die nichts sahen oder nichts sehen wollten.

Kein Treibsand ist so tief und so gefräßig wie das Leben unter Menschen, und diese hier waren vor so langer Zeit im Sumpf ihres Lebens versunken, daß sie schon zu Lebzeiten Fossilien wurden. Wir wendeten uns ab und trotteten zum Lager zurück. Wir stürzten uns in den Bach, aber mehr, um die Erfahrung am Highway loszuwerden, als um uns vom Schlamm zu säubern. Die Sonne war untergegangen, und uns fröstelte nach dem Bad ein wenig. Doch während ich zitternd auf unserer Plattform lag und mich vom Wind trocknen ließ, wärmte mich der Gedanke, daß wir immer wieder die Möglichkeit haben und nutzen würden, uns aus unserem Sumpf freizu trampeln. Ich war so froh darüber, daß ich meine Gänsehaut gegen keine Badewanne mit fließend heißem Wasser, die all die Leute vom Highway gewiß besaßen, eingetauscht hätte – um nichts in der Welt.

## 5. *Bruder Wind*

Rick und ich hielten uns so oft draußen in der Kälte auf, daß wir sie gar nicht mehr so stark empfanden wie andere. Noch heute genügt mir bei fünf Grad über Null ein Flanellhemd, um mich wohl zu fühlen. Das mag zum Teil erblich bedingt sein, ein Zug, den meine Vorfahren für die Menschheit bewahrten und an mich weitergaben. Vielleicht liegt es aber auch nur daran, daß meine fanatische Neugier alles auslöscht außer dem Naturgeheimnis, das ich jeweils gerade zu lüften versuche. Jedenfalls trugen Rick und ich nur unsere Jeans und über dem Hemd einen Pullover und eine Jacke, wenn wir durch die winterlichen Wälder stapften. Manchmal hatten wir in unseren Turnschuhen, die wir «Schleicher» nannten, bis zu vier Paar Socken an, um die Füße warm zu halten, aber selbst in dieser luxuriösen Ausstattung waren wir nach normalen Maßstäben kaum für ein Überlebenstraining in den Pine Barrens gerüstet. Nicht daß uns nie kalt gewesen wäre – wir störten uns nur nicht daran. Und nach einer Weile hörte unser Körper dann auf, uns daran zu erinnern, daß uns kalt war. Ich kann mir nicht vorstellen, wie jemand ein Naturliebhaber sein will, wenn er nicht bereit ist, Kälte und andere Unbequemlichkeiten einfach hinzunehmen. Rick und ich waren immun gegen die Kälte, sobald die Dinge, die wir wissen wollten, nur in der Kälte zu erfahren waren.

Einfach dasitzen und zusehen, wie die Schneepolster auf den Kiefernzweigen dicker werden, oder mitten auf einem zugefrorenen See stehen und beobachten, wie die Sterne als glitzernde Eiskristalle in der frostigen Tiefe des Himmels auftauchen — all das kann man nicht, solange es einen stört, daß man friert. Wen die Kälte nicht kalt läßt, der wird kaum je verfolgen, wie die am Januarhimmel aufsteigende Sonne strahlende Eiszapfen von den Kiefernadeln schmilzt, oder verstehen, weshalb die Hirsche sich so langsam und bedächtig bewegen, wenn selbst die weichen braunen Kiefernadeln zu Eissplintern werden. Wir wollten all das sehen. Deswegen machten wir uns gegenüber der Kälte so unempfindlich, daß wir sie schließlich sogar vorzogen. Das Frieren war ein Preis, den unsere Erfahrungen wert waren, ob wir nun kleine Katakomben aus Eiskristallen am Ufer eines zugefrorenen Sees sahen oder die regenbogenfarbenen Wolkenschleier beobachteten, die am Januarhimmel aufziehen und den schönsten Schneesturm des ganzen Winters ankündigen.

So oft saßen und wanderten und schliefen wir in der Kälte, daß unser Körper unser Bewußtsein dagegen abhärtete. Die Neugier wärmte uns. Meist waren wir zu beschäftigt, zu sehr bezaubert und gefesselt, um die Kälte zu spüren. Stundenlang knieten wir im Schnee, um eine Bisamratte aus ihrem Loch kommen zu sehen. Wir lagen auf dem Eis und hielten Ausschau nach Fischen. Wir standen im Sumpf auf knisternden Torfmoospolstern, und die Hirsche kamen äsend langsam auf uns zu. Und jedesmal waren wir so überrascht, so voller Staunen und Ehrfurcht, daß wir nichts als das Glück des Augenblicks spürten.

Stalking Wolf machte die Kälte für uns zu einem Einweihungsritus. Wir waren alle zusammen draußen bei der Gute-Medizin-Hütte. Weihnachten war vorüber, und wir hatten Stalking Wolfs Neujahrsgebet an die Wälder und den «Geist-der-sich-in-allen-Dingen-regt» erlebt. Es war kalt, doch wir hatten auch wärmere Luftwirbel gespürt, untrügliches Anzeichen für Schnee. Rick und ich wußten nicht, daß es ein Schneesturm werden sollte. Stalking Wolf wird es wohl gewußt haben.

Wir warteten auf Geschichten, versuchten, ihn mit Fragen zum Erzählen zu bringen, aber er schwieg, als lausche er auf Stimmen, die wir nicht hören konnten. Sein Vater war Medizinmann gewesen, und er war Fährtensucher. Sie lauschten denselben

Rhythmen. Unaussprechliche Dinge schienen in ihm vorzugehen, und als er jetzt sprach, konnten nur seine Hände diese Dinge artikulieren. «Ein neues Jahr», sagte er, und seine Hand ebnete die Tage des alten Jahres ein. «Viele Dinge habt ihr gut gemacht.» Seine Hand tanzte unsere Triumphe. «Aber es gibt noch einiges zu tun.» Die Hand nahm unsere künftige Bestimmung auf und hielt sie, als warte sie, daß die Zeit sie zur Reife bringe. «Gebt mir die Sachen, die ihr anhabt.»

Im nächsten Moment standen wir beide und zogen auch schon unsere Jacken aus. Die Hand senkte sich feierlich in den Schoß. Ich legte meine Jacke vor seine Füße. Er lächelte nicht. Ich zog den Pullover aus. Er blieb völlig bewegungslos. Ich zog das Oberhemd aus. Der Wind kam näher und fuhr mir mit der Hand über den Rücken. Ich schauderte unwillkürlich. Stalking Wolf wartete. Ich streifte meine Schleicher ab, zog die Hose aus und stand in der Unterwäsche vor ihm. Meine Beine wurden fleckig vor Kälte, aber innerlich war ich frei davon. Der Wind streckte seine Finger durch die Wände, doch ich war viel zu sehr in Atem gehalten, um ihn zu bemerken. Was würde jetzt auf uns zukommen? Die Frage ließ mich nicht los. Neben dem Unbeantworteten wog die Kälte nichts.

Mit Bewegungen von ritueller Gemessenheit legte Stalking Wolf unsere Kleider zusammen, und als er sich vor uns hinstellte, wurde mir ganz feierlich zumute, als würde nun etwas sehr Großes geschehen, das das Leben von jetzt an und für immer grundlegend änderte. Stalking Wolf gab jedem von uns eine kurze Hose, die er aus einem Beutel zog. Unsere Schleicher durften wir wieder anziehen. Dann nickte er, und wir setzten uns auf unsere früheren Plätze.

«Der kalte Wind ist euer Bruder», sagte er. «Bisher habt ihr ihn wie einen Feind behandelt.» Die Hand hob sich abwehrend. «Wenn ihr nach Hause geht, so wie ihr jetzt seid, werdet ihr seinen Biß nie wieder spüren.» Seine Stimme klang, als wäre dieses Heimgehen etwas, das wir für den ganzen Rest unseres Lebens tun würden. Seine Hand gab uns Schutz gegen unsere Schwächen. Kalter Wind wartete vor der Tür darauf, uns kennenzulernen.

Stalking Wolf öffnete die Tür, und Kalter Wind streckte den Kopf herein. Schnee wirbelte in die Hütte, und die Flocken taumelten wie Blätter zu Boden. Draußen fiel der Schnee dicht in großen Flocken vom Nachthimmel. Stalking Wolf schloß die Tür und verschwand.

Wir warteten, bis er eine gute Strecke zurückgelegt haben mußte, und traten nach draußen in den Schnee. Der bloße Anblick all der Schönheit wärmte uns, und wir brachen auf, als sei es Frühling und der Heimweg ein Kinderspiel. Kalter Wind fegte uns auf dem Weg entgegen, als wir ihn schon gar nicht mehr erwarteten. Das Schneetreiben wurde dichter, und wir spürten, wie er um uns her in die Zweige fuhr, bevor er uns mit Schnee umwirbelte. Sein Griff war fester, als wir ihn uns vorgestellt hatten, und wir begannen früher zu zittern, als wir gehofft hatten. Es lag noch ein gutes Stück Weg vor uns, und der Schnee ließ die Pfade und Wechsel weiß aus dem Dunkel des Waldes hervortreten. Je mehr Schnee fiel, desto gleichförmiger wurde das Gelände um uns her, und nur die Tatsache, daß wir jeden Meter dieses Weges genau kannten, ließ uns unverzagt weiterlaufen. Je weiter wir kamen, desto dichter umtanzte uns der Schnee, bis wir kaum noch ausmachen konnten, wohin wir gingen.

Noch vor der Hälfte der Strecke begann ich, ernsthaft zu frieren. Ich ließ meinen Körper zittern, wie er wollte. Meine Widerstandskraft gegen die Kälte schien mit jedem Schritt abzunehmen. Ich hatte das Gefühl, daß unter meiner Haut Wasser an mir herunterlief und diese Nässe mich der Kälte noch mehr auslieferte. Die Bewegung wärmte nicht mehr, ich fror schon zu lange. Meine Zähne klapperten, und wir hatten noch fünf Kilometer vor uns. Der kalte Wind versuchte mir einzuflüstern, mich hinzulegen und auszuruhen. Ich wollte etwas zu Rick sagen, aber meine Stimme versagte.

Kalter Wind, unser Bruder, legte seine Hand ganz schwer auf uns. Die Schneeflocken spannen uns wie in einen Kokon ein. Es schien unmöglich, weiterzugehen. Es war, als müßte ich alles Frieren, das ich je erduldet hatte, jetzt auf einmal aushalten. Der Schnee lag schon knöcheltief. Meine Füße brannten. Jeder Schritt schien mich zu Eis erstarren zu lassen und dann knirschend wieder loszubrechen für den nächsten Schritt. Wären wir voller Angst unterwegs gewesen, dann lebten wir jetzt schon nicht mehr. Aber das hier war ein Abenteuer, das Stalking Wolf für uns geplant hatte. Wieder einmal fiel mir ein, was er uns so oft gesagt hatte: daß die Natur uns nichts tut, solange wir eins sind mit ihr. Ich gab meinen Widerstand gegen die Kälte auf. Die Wirkung stellte sich augenblicklich ein. Kalter Wind lachte in den Bäumen und schüttelte Schnee herunter. Das Frieren war weg.

Ich merkte es nicht gleich. Erst als ich Rick nach ein paar Schritten ansah, spürte ich, daß mir wieder warm war. Wir beschleunigten unseren Schritt, um so schnell wie möglich bei Stalking Wolf zu sein und ihm alles zu erzählen. In der Nähe des Hauses begannen wir zu laufen und lachten und bewarfen uns mit Schnee. Der Wind schwieg einen Moment, und durch diese Lücke erreichten wir in vollem Lauf das Haus. Drinnen erschien es uns geradezu unangenehm heiß. Stalking Wolf erwartete uns lächelnd und gab uns unsere Sachen zurück. Ich habe seither nie mehr wirklich gefroren.

## 6. *Nachtpirsch*

Sommerwälder haben etwas unwiderstehlich Magisches. In dem Sumpf nahe unserer Hütte ging es zu wie in einem Einkaufszentrum. Tiere kamen und gingen, fraßen und wurden gefressen. Und wir verfolgten alles. Wir saßen regungslos auf unserer Beobachtungsplattform, und aus dem tiefgoldenen Abendrot, das von einer niedrigen Wolkenbank über dem Horizont widerschien, schwebte über die letzten Wipfel am Rande des Sumpfs ein großer Kanadareiher herein. Wie eine Galeere ruderten seine Flügel mit langen, kraftvollen Schlägen durch die Luft, sein Hals war stolz zurückgebogen, als wüßte er, daß kein anderes Tier im Sumpf auch nur halb so majestätisch wirkte. Beim Landen fächerten seine mächtigen Schwingen langsam nach vorn, bis sie sich fast berührten. Dann stand er im seichten Wasser, auf langen, dünnen Beinen, die aussahen wie behelfsmäßige Ständer für ein Wesen, das eigentlich gar nicht dazu gedacht war, die Erde zu berühren. Er streckte den Hals und legte den Kopf schief, als überlege er, über welche der vielen Delikatessen er sich hermachen sollte; dann bog sich der Hals wieder zurück und schnellte vor. Sein Schnabel stieß ins Wasser und kam augenblicklich mit einem Frosch zwischen den Spitzen wieder hervor. Er ließ sich den Frosch mit gekonntem Schwung in den Schlund fallen, stieß ein heiseres Krächzen aus und blickte sich wieder um.

Eine halbe Stunde lang schauten wir ihm beim Fischen zu, bis er sich so weit in den Sumpf entfernt hatte, daß wir ihn nicht mehr sehen konnten. Wir hatten uns nicht bewegt, seit er über die Bäume herangeschwebt war, gleitend, schlagend, gleitend. In der Anmut seiner Bewegungen war etwas, das uns jetzt nicht mehr stillsitzen ließ. Langsam entfernten wir uns im Dämmerlicht des Waldes von der Hütte, ohne Ziel und ohne bestimmte Richtung. Eine hohe, lange Wolke im Südosten fing an ihrer Unterseite das letzte Sonnenlicht ein. Sie sah aus wie ein großer Stein, der zu nah am Feuer liegt. Wir gingen auf die Wolke zu.

Am Rand einer Waldwiese fanden wir Schwertlilien, und wir hörten erst auf, sie zu untersuchen, als es ganz dunkel war. Wir blieben am Wiesenrand sitzen und sahen zu, wie die Sterne langsam hervortraten. Neben den Schwertlilien hatten wir Spuren entdeckt, die typischen Punkte und Ausrufezeichen eines Kaninchens. Es mußte ein sehr großes Kaninchen gewesen sein, und wir nannten es Kaninchenkönig. Aber es war zu dunkel, um seiner Fährte im Gras noch zu folgen, also blieben wir, wo wir waren, rollten Grashalme zwischen den Fingern und wünschten, wir könnten ihm nachspüren. Wir hatten seine Fährte schon früher gesehen. Wir fanden sie, sooft wir vorbeikamen, aber wir sahen nie das Kaninchen, das sie machte.

Die Bewegungen der Tiere sind so voller persönlicher Eigenheiten wie die Bewegungen von Menschen. Woher der Kaninchenkönig kam und was er tat, war nur zu klären, wenn wir seiner Fährte folgten, aber er war nur nachts unterwegs. Mir fiel ein, daß Stalking Wolf vor Wochen einmal von der Fährtsuche bei Nacht gesprochen hatte. Ich fragte ihn, wie man das macht, und er ließ mich die Augen schließen und sagte, ich solle zur Tür gehen, ohne etwas umzustoßen. «Dann müssen wir uns eben mit den Händen vorantasten», sagte ich zu Rick.

Die nächsten Stunden krochen wir im Gras herum und suchten einen Kaninchenpfad. Säugetiere sind Gewohnheitstiere; wenn sie ihren Rhythmus und ihre Wege einmal gefunden haben, ändern sie nicht mehr viel daran. Der Kaninchenkönig bildete da keine Ausnahme. Monat um Monat nahm er denselben Weg über diese Wiese und hatte sich eine richtige Rennbahn getreten, über der sich oben das Gras wieder schloß. Selbst am Tag hätten wir seinen Spuren erst einmal im Waldboden folgen müssen, um seinen

Schleichweg durch die Wiese zu entdecken. Es war auch jetzt nur eine Frage der Zeit, bis unsere Hände einen solchen Weg fanden. Was den Augen verborgen blieb, war den Händen so klar wie nur möglich. Neben diesem Pfad stand das Gras hoch und dicht, aber der Pfad selbst war glattgetreten. Wir folgten ihm und stießen auf weitere Pfade, und innerhalb weniger Stunden hatten wir seine Hauptwege und seinen Lieblingsfreßplatz ausgekundschaftet. Jetzt brauchten wir nur noch zu warten.

Wir legten uns direkt neben den Zugang zu seinem Futterplatz, so daß nur noch ein dünner Grasvorhang vor unserem Gesicht war, den wir teilten und über dem Kopf zusammenbanden. Wir mußten zwei Stunden warten, aber schließlich kam der Kaninchenkönig seinen Pfad herunter. Ich hatte schon größere Kaninchen gesehen, aber das waren Hauskaninchen, und als Hund hätte ich mir zweimal überlegt, ob ich ihn angreifen sollte, wenn er in die Enge getrieben war. Er schien etwas zu spüren und blieb ein paar Schritte vor uns stehen. Er sah sich um, schien sich dann einen Ruck zu geben und hoppelte weiter. Direkt vor uns blieb er wieder stehen. Ich weiß nicht, ob er uns nicht sah oder einfach nicht glaubte, was er sah; jedenfalls saß er zwischen unseren Gesichtern und versuchte, sich mit bebender Nase ein Bild von der Lage zu verschaffen. Er wirkte wie jemand, dem gerade dämmert, daß er bei «Vorsicht, Kamera!» mitspielt.

Rick konnte das Lachen nicht mehr unterdrücken, und das Kaninchen klopfte einmal heftig und fegte davon. Ich sprang mit einem Schrei auf. Der Kaninchenkönig hatte mir bei seinem Blitzstart eine Hinterpfote quer über die Nase gezogen, und seine Klauen hinterließen dort eine lange rote Kratzspur. Wir gratulierten uns gegenseitig zu diesem unvergleichlichen Erlebnis. Rick schnitt Gesichter wie das Kaninchen, als ihm aufging, daß da zwei menschliche Gesichter keine Handlänge von ihm entfernt waren. Für einen Moment schien es das einfach nicht wahrhaben zu wollen und zu hoffen, dieses Trugbild werde sich wieder auflösen. Ich erstickte fast vor Lachen über Ricks Darbietung, und als wir nicht mehr lachen konnten, schlug Rick vor, den Rest der Wiese auch noch nach Spuren abzusuchen.

Wir befanden uns in der Mitte der Lichtung, als ich auf einen Wechsel stieß, der für einen Kaninchenpfad viel zu breit war. Mein Herz begann vor Aufregung zu schlagen. Es war ein Hirschwechsel und offenbar vor kurzem noch benutzt. Ich tastete mich daran entlang und spürte schon bald, wie mein Handballen eine Hufspur eindrückte. Trotz der Dunkelheit schloß ich die Augen und konzentrierte mich ganz auf das, was meine Finger fühlten. Überall Hirschspuren! Ich mußte mich beherrschen, um nicht aufzuspringen und nach Rick zu rufen. Statt dessen stieß ich das dumpfe Quarren eines Baumfroschs aus, so lange, bis Rick hinter mir war. Ich nahm seine Hand und legte sie auf die Spuren; ich spürte seine Freude, als er begriff, was da war. Wir krochen hintereinander den Wechsel entlang, bis er sich auffächerte und verlor. Wir suchten im Kreis nach ihm, fanden aber nur eine offene Stelle in der Wiese.

Schließlich wurde mir klar, daß wir mitten auf der Fläche waren, wo die Hirsche für gewöhnlich ästen. Das Gras war hier wie ein Rasen, während es auf der übrigen Wiese kniehoch stand. Ich flüsterte Rick meinen Gedanken zu. Es bestand kein Zweifel, daß die Hirsche vor Tagesanbruch noch einmal kommen würden. Wir legten uns ins Gras und schauten in den Himmel. Laut- und regungslos verharrten wir, nichts konnte uns dazu bringen, diese Stelle jetzt zu verlassen — höchstens der Jersey Devil.

Etwa eine Stunde mochten wir so in den schwarzen, sternenübersäten Himmel geschaut haben, und erst als ich den ersten Hirsch herankommen hörte, ging mir auf, was für sonderbare Veränderungen inzwischen eingetreten waren. Ich hatte gar nicht mehr als Tom Brown in einer Waldwiese gelegen. Ich war Teil eines großen Musters gewesen, in das auch die Sterne, die Nachtbrise, das Gras und die Insekten eingeflochten

waren. Ich war die ganze Zeit hellwach gewesen, aber ohne Gedanken, ohne Empfindungen, ohne ein Bewußtsein von mir — reines Sein. Ich hatte schon früher manchmal so empfunden, sagte mir dann aber immer, ich sei wahrscheinlich nur eingedöst; doch diesmal war ich meiner selbst lange Zeit nicht gewahr gewesen und hatte doch alles mitbekommen, was um mich her vorgegangen war, das Zirpen der Grillen, den lautlosen Flug einer Fledermaus und eines Nachtfalken über den dunklen Sternenhimmel. Aber ich unterschied nicht zwischen diesem Geschehen und mir. Es war das zweite Wunder dieser Nacht, und jetzt spannte sich mein Körper, um bereit zu sein für das dritte.

Der Hirsch näherte sich sehr vorsichtig. Es ging nur ein ganz leichter Wind, und unser Geruch lag sicherlich über der ganzen Wiese. Der Hirsch schien unsere Witterung für einen Überrest vom Vortag zu halten. Er sagte sich vermutlich, daß da jetzt unmöglich jemand sein konnte, und kam langsam den gewohnten Weg zu seiner Lieblingsnahrung herunter. Ich hielt den Atem an, als die Sterne hinter einer riesigen Silhouette verschwanden. Der Hirsch stand zwischen Rick und mir und beugte den Kopf, um zu äsen. Bei solchen fast unglaublichen und sicherlich einmaligen Naturerlebnissen entsteht ein beinahe rauschhaftes Hochgefühl. Fast wäre ich aufgesprungen und hätte meine Freude laut herausgeschrien.

Das scheueste und am schwersten zu jagende Tier im ganzen Wald war so nah, daß wir unsere Köpfe mit einer leichten Drehung an den seinen legen konnten. Die Sterne schienen zu singen und einen Unsichtbarkeitszauber über uns zu breiten. Ich glaube, während wir dort lagen, waren wir so vollständig in der strömenden Ganzheit der Natur aufgegangen, daß wir wirklich unsichtbar waren und auch am hellichten Tag dort hätten liegen können, ohne gesehen zu werden. Das Rupfen und Malmen unmittelbar neben meinem Ohr war ein atemberaubendes Getöse, und dann tauchten die Sterne wieder auf, als der Hirsch sich abwandte und über Rick steigen wollte. Mitten in der Bewegung nahm er plötzlich Ricks Witterung auf und erstarrte; er sprang zurück, und ich sah mich schon von einem der scharfen Hufe durchbohrt, hinter denen das ganze Gewicht eines abspringenden Hirsches saß. Er landete jedoch seine Hinterbeine sehr gezielt neben mir, stieß aber nun bei seinem weiteren Rückzug natürlich auf meine Witterung und wußte jetzt nicht mehr aus noch ein. Er zuckte ein paarmal zwischen Rick und mir hin und her und schien dann ganz den Verstand zu verlieren. Immer verrückter sprang er vor und zurück; die Baumstämme waren nicht mehr Baumstämme, hatten sich in seinem Kopf aber auch noch nicht zu Menschen geformt. Ich sah die Sterne bei seinem Entsetzenstanz aufblitzen und wieder verschwinden. Das Ganze dauerte gewiß nur wenige Sekunden, aber es erschien mir wie eine Ewigkeit. Einmal stampfte ein Huf unmittelbar neben meinem Kopf in den Boden. Ich lag wie tot. Aufstehen ging nicht, dann hätte er wahrscheinlich angefangen auszuschlagen; Wegrollen schien auch nicht ratsam, denn er bemühte sich offenbar sehr, nicht auf uns zu treten – still liegenezubleiben war einfach das Sicherste.

Ich glaube, Rick begann als erster zu lachen, aus übergroß gewordener Spannung oder einfach über die schiere Unfaßbarkeit des Geschehens. Jetzt endlich begriff der Hirsch, und mit einer blitzschnellen Wendung schoß er davon in die Dunkelheit, so kraftvoll, daß ich glaubte, er würde in den Sternenhimmel verschwinden.

Bei seinem ersten Schritt zurück waren die Sterne für einen Moment wie weggeblasen gewesen, und ich dachte, er habe mich augenblicklich getötet und ich beobachte nun als Toter den Rest der Geschichte. Aber dann tauchten die Sterne wieder auf, und das Ganze war von so unglaublicher Schönheit, daß es mich nicht kümmerte, ob ich lebte oder tot war, wenn es nur weiterging.

Wir hörten ihn durch das hohe Gras jagen und dabei andere Hirsche aufschrecken. Wären wir aufgesprungen, hätten wir vielleicht ein Dutzend schwarzer Schatten in weiten Sprüngen davonsetzen sehen, aber keiner von uns konnte sich bewegen, und es dauerte lange, bis wir wieder fähig waren zu sprechen. Wir merkten gleich, daß Worte hier ganz fehl am Platz waren.

Das Spurenlesen mit den Händen wurde für eine Weile unsere Hauptbeschäftigung. Immer wenn wir auf eine Fährte stießen, schlossen wir die Augen und folgten ihr tastend, indem wir einfach zu erspüren versuchten, wo der nächste Abdruck sein mußte. Manchmal verband Rick mir die Augen und führte mich auf eine Fährte, an der ich dann wie ein Blinder entlangkroch. Wir brachten es so weit, daß wir einer Fährte auch blind folgen konnten, falls es einmal sein mußte, und nach vielen Jahren, in denen ich es immer wieder mal probierte, konnte ich aus einer Fährte durch bloßes Tasten eine Menge herauslesen.

Das Problem bestand darin, daß man eine Spur beim Tasten allzu leicht zerstörte, deshalb ließen wir jede wirklich interessante Spur in Ruhe, bis wir sie bei Tageslicht untersuchen konnten. Einmal versuchten wir, einen ganzen Tag mit verbundenen Augen zu meistern, aber darin waren wir nicht besonders gut. Gegen Nachmittag hatte ich den Bogen allmählich heraus: Man mußte jeden Handgriff sehr genau ausführen und für alles bestimmte Bewegungsabläufe festlegen. Aber alles in allem schienen uns die Schwierigkeiten den Aufwand nicht zu lohnen; allein das Beschaffen von Feuerholz hielt uns stundenlang in Atem. Wir stellten fest, daß es möglich war, wenn es unbedingt sein mußte, und nahmen unsere Augenbinden wieder ab. Im folgenden Winter kam ich jedoch in eine Situation, wo ich mir wünschte, ich hätte ausdauernder geübt.

Rick war weg, was öfter vorkam, und ich kampierte allein in einem Teil der Pine Barrens, den wir «Wüste» nannten, ein mehrere Quadratkilometer großes, baumloses Gebiet, in dem kaum Wasser zu finden war. Ich schleifte Äste vom Waldrand etwa zweihundert Meter auf die freie Fläche hinaus, baute mir ein Lean-to und beobachtete einen ganzen langen Tag den Flug der Wintervögel. In der Nacht wachte ich einmal kurz auf und sah, daß es schneite.

Am nächsten Morgen lagen zehn Zentimeter Schnee. Er war leicht und feucht und wie geschaffen zum Spurenlesen. Etwas Schöneres konnte ich mir kaum vorstellen als einen Neuschneetag, an dem es nichts als ganz frische, scharf umrissene Spuren gab. Es war wärmer geworden und hatte aufgehört zu schneien. Jetzt kamen allmählich die Tiere, um all das zu erledigen, wovon der Schneesturm sie abgehalten hatte. In einer Stunde würde hier ein Betrieb sein wie in einem Kaufhaus am langen Samstag. Überall Spuren. Es war ein Festtag.

Ich sprang aus dem Schlafsack und war bei Sonnenaufgang schon auf meiner ersten Fährte. Das beste Ergebnis jeder Fährtensuche ist das Tier, das die Fährte gemacht hat, und Rick und ich hofften jedesmal, das Geheimnis der Fährte an ihrem Ende leibhaftig anzutreffen. Es war ein Volltreffer, ein Triumph, wenn es gelang, aber das war durchaus nicht immer der Fall. Meist windet sich eine Spur hin und her oder im Kreis herum, und bis man allen Launen und Schwüngen gefolgt ist, ist das Tier selbst längst verschwunden. Dennoch, wir wußten, daß man es mit genügend Ausdauer finden würde, auch wenn es Jahre dauerte. Jede Fährte, lange genug verfolgt, führt zu einer Spur, in der noch ein Fuß steht. Sooft es uns gelang, das Tier selbst zu Gesicht zu bekommen, ernteten wir einen ungläubigen bis fassungslosen Blick, bevor es davonestob.

An diesem Tag überraschte ich ein halbes Dutzend Eichhörnchen und ein Kaninchen, das sich bis zum Ende des Sturms unter eine Schneewehe hinter einem umgestürzten Baum gekauert hatte. Auf die großartigste Spur stieß ich gegen Mittag. Vom Waldrand



aus lief eine Perlenschnur von Spuren in die Weite der Wüste hinaus – ein Fuchs! Vor meinem geistigen Auge sah ich, wie er, eine Pfote vor die andere setzend, hinaus auf die baumlose Fläche schnürte. Ich lachte innerlich über soviel Glück. Der Fuchs ist am schwierigsten zu verfolgen, und die Chance, ihn selbst zu Gesicht zu bekommen, war gering. Aber da war die Fährte, und ich hatte Zeit, und ich brauchte ihr nur lange genug zu folgen.

Zuerst untersuchte ich die Spuren am Waldrand und sah den Fuchs geradezu vor mir, wie er, ein roter Pfeil, daherschoß und dann plötzlich, rutschend, anhielt, als das Kaninchen, dem er nachsetzte, einen Haken schlug und im Dornengestrüpp verschwand. Eine Weile hatte er dort noch herumgeschnüffelt und war dann davongetrottet. Ich verfolgte seine Fährte ein wenig zurück und stellte fest, daß er auf das Kaninchen nur zufällig gestoßen war und eigentlich etwas ganz anderes vorgehabt hatte. Entweder hatte er es eilig gehabt, oder er war satt, denn er hatte sich ungewöhnlich kurz am Versteck des Kaninchens aufgehalten. Was mochte ihn bewegt haben, seine Beute so leicht fahrenzulassen und so zielstrebig in die Wüste hinauszuschnüren?

Ich kniff die Augen zusammen gegen die blendende Helle des Schnees und folgte der Fährte, die nur ein Stück weit gerade verlief, dann aber etwas Unstetes und Verstohlenes bekam, wie es typisch ist für einen Fuchs in so ungeschütztem, offenem Gelände. Die Fährte war voller seltsamer Wendungen und Kehrtwendungen, die man nur ganz verstehen konnte, wenn man den Fuchs wirklich sah. Alles Interessante wurde zuerst umkreist und beobachtet, bevor er es schließlich direkt untersuchte, und ich verbrachte Stunden damit, herauszufinden, was er im einzelnen getan hatte. Irgendwann am Nachmittag wehte eine plötzliche Bö mir Schnee in die Augen, und sie begannen so sehr zu tränen, daß ich die Fährte nicht mehr erkennen konnte. Ich war nicht bereit aufzugeben, folgte ihr auf Händen und Knien weiter und wischte mir immer wieder das Wasser aus den Augen, bis meine Backen schon ganz wund waren vom Reiben und von der Kälte und ich mich kurz hinsetzte, um meine Augen auszuruhen. Ich mußte diesen Fuchs finden, kein anderer Gedanke hatte Platz in meinem Kopf. Ich sagte mir, ich könne zum Lager gehen, mich aufwärmen, etwas essen und dann immer noch zur Fährte zurückkehren, aber insgeheim wußte ich, daß ich mir da etwas vormachte.

Die Überlegung, daß ich den Fuchs dann wohl nicht mehr zu Gesicht bekommen würde, ließ mich weitermachen. Blinzeln und mit fast geschlossenen Lidern wandte ich mich wieder der Fährte zu, jetzt schon mehr tastend als sehend. Schließlich trännten meine Augen so sehr, daß ich nichts mehr erkennen konnte, und ich setzte mich auf, um mich zu orientieren. Ich hatte mich so verbissen an diese Fährte geheftet, daß ich überhaupt nicht mehr darauf achtete, wohin sie eigentlich führte. Jetzt sah ich, daß ich in einem weiten Kreisbogen zurück- und wieder an meinem Lager vorbeigekrochen war. Zweifellos führten die Spuren zurück in den Wald, wo der Fuchs sein Revier hatte. Ich erkannte mein Lager nur undeutlich, und als ich darauf zuing, wunderte ich mich, daß es nur fünfzig Schritte waren und nicht fünfhundert.

Meine Augen trännten immer noch, als ich Feuer machte, und sie brannten und stachen derart, daß ich nichts weiter tun konnte, als in den Schlafsack zu kriechen und den Fuchs einstweilen Fuchs sein zu lassen. Ich unterhielt das Feuer noch eine Weile, bis ich einschlief. Als ich am nächsten Morgen aufwachte, konnte ich so gut wie nichts mehr sehen. Ich hatte zwar schon mal von Schneeblindheit gehört, aber so etwas kam in New Jersey eigentlich nicht vor, und ich dachte, es müsse etwas anderes sein. Sicher war irgend etwas in meinen Augen bleibend zerstört, so, als hätte ich zu lange in die Sonne geschaut. Immerhin befand ich mich nicht in vollständiger Finsternis; ich erkannte vage, verschwommene Umrisse und dunkle Flecken, die wohl der Waldrand sein mußten. Er

schien sehr weit entfernt, aber als ich rief, zeigte mir das Echo, daß es nur eine kurze Strecke war. Nach Hause gehen konnte ich in dieser Verfassung auf keinen Fall. Ich konnte nicht einmal mit den Händen meine eigenen Spuren zur Landstraße zurück ertasten, denn der Neuschnee hatte sie zugedeckt.

Ich sah mein Feuerholz so, wie eine völlig unscharf eingestellte Kamera es abbilden würde, und der Rückweg bis zum nächsten Hauptpfad führte erst einmal fast einen Kilometer lang mitten durchs Dickicht. Jeder falsche Schritt konnte verhängnisvoll sein, und ich wäre dann genauso verloren gewesen wie irgendein verirrter Jäger. Es war das beste, einfach auf Rick zu warten. Wenn ich bis Montag nicht wieder da war, würde er mich suchen. Und wenn Rick mich nicht fand, würde Stalking Wolf mich mit Leichtigkeit finden. Ich blieb, wo ich war, und hielt die Augen geschlossen in der Hoffnung, daß sie sich dann selbst heilen würden, aber insgeheim bezweifelte ich es.

Wenn bis Mittwoch niemand erschien und meine Augen nicht besser wurden, mußte ich doch daran denken, mir allein zu helfen. Ich vergegenwärtigte mir die Ereignisse des vergangenen Tages, versuchte, mich zu erinnern, bis zu welchem Punkt meine Augen in Ordnung gewesen waren. Einmal hatte ich eine ganze Weile eine Schneewehe betrachtet, von der der Wind einen Schleier von Eiskristallen herunterwehte, und in den Wellen und Wirbeln dieser Bewegung sah ich einen Zug Geisterreiter vorbeigaloppieren. Ich erkannte die einzelnen Gestalten eines indianischen Kriegertrupps, wie sie über die Kuppe der Schneewehe jagten und dann abrupt nach links schwenkten, wo der Abwind den Schnee in Spiralen mit sich hinunterriß. Je stärker der Wind wehte, desto schneller ritten sie, und als sie ihre Ponys nach links herumrissen, wirbelten die Hinterhufe den Schnee auf, der mir in die Augen wehte.

Anfangs dachte ich, daß nur die Hornhaut ein wenig eingefroren sei, und rieb ordentlich, damit sie wieder auftaute und ich meine Spurensuche fortsetzen konnte. Die Schneekrieger waren eine Warnung, auf die ich hätte hören müssen. Ich hätte wissen müssen, daß der Schnee mich blenden würde, und verfluchte meine Dummheit, die mich wieder mal verleitet hatte, das größere Ganze zu mißachten. Immerhin, wenn die Schneekrieger mein letzter klarer Eindruck von dieser Welt gewesen sein sollten, dann nahm ich zumindest ein sehr kraftvolles Bild mit in die Dunkelheit.

Auch jetzt sah ich indianische Krieger vor mir, als ich mit geschlossenen Augen an meinem Feuer saß. Das Holz würde noch vor Mittag aufgebraucht sein, selbst wenn ich das Feuer sehr klein hielt. Die Luft würde dann noch für drei Stunden einigermaßen warm sein, aber dann würde es sehr schnell kalt werden. Ich hatte keine Ahnung, wie lange ich kriechend bis zum Waldrand brauchen würde, und machte mich auf den Weg, als das Feuer erlosch. Mein Lager befand sich in einer Ausbuchtung der Wüste, auf drei Seiten vom Wald umgeben. Ich versuchte, den kürzesten Weg herauszufinden, indem ich in alle Richtungen rief und auf das Echo horchte. Als ich einigermaßen sicher war, kroch ich los. Das Licht stach unerträglich, selbst wenn ich die Augen nur kurz öffnete. Ich kroch immer wieder ein Stück mit geschlossenen Augen geradeaus und blinzelte dann wieder ganz kurz zum Waldrand hin, um die Orientierung nicht zu verlieren. Immer längere Strecken legte ich mit geschlossenen Augen zurück, und immer wieder geriet ich aus der Richtung und mußte sie mit scharfen Wendungen korrigieren. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß ich mich wenigstens auf dem Rückweg mehr mit dem Tastsinn orientieren konnte.

Holz zu sammeln war noch schwieriger, als diese Strecke zurückzulegen. Die Bäume verschwammen völlig, sobald ich näher kam, und einzelne Zweige konnte ich schon gar nicht unterscheiden. Ich mußte kleine Sträucher suchen und die trockenen Zweige abbrechen oder am Boden liegende Zweige finden, die noch aus dem Schnee schauten.

Dreimal mußte ich diesen Weg machen, aber nachdem nun eine deutliche Spur vorhanden war, konnte ich wenigstens die Augen die meiste Zeit geschlossen halten. Endlich hatte ich genug Holz, um den kältesten Teil des Tages und der Nacht überstehen zu können. Immer wieder gab ich mir die größte Mühe, nahe gelegene Gegenstände scharf zu sehen, und hatte das Gefühl, daß mein Gesicht sich dabei zu grotesken Grimassen verzerrte – aber es ging nicht. Die Augen schmerzten dann zu sehr, und nach einer Weile gab ich es auf und verließ mich ganz auf meinen Tastsinn. Es war schwierig, aber es wäre gewiß noch schwieriger gewesen, hätte ich nicht durch unser blindes Fährtenlesen einige Übung gehabt.

Ich rechnete mit den größten Schwierigkeiten beim Feuermacken, doch ich hatte Glück, und der Zunder begann sofort zu glimmen. Ich kehrte meine Handschuhe um und legte sie mir auf die Augen, um diese warm zu halten. Dann lauschte ich den Geräuschen des Tages, wozu ich noch nie so ausgiebig Gelegenheit gehabt hatte. Ein unsteter Wind zischte schneidend über die Schneefläche, und ich sah förmlich die langen, wedelnden Schwaden, die er vor sich her in den Wald trieb. Im Wald schüttelte er die Kiefernzweige und ließ lange Schleier von Schnee heruntersinken. Mit einem Finger stocherte er in meinem Feuer und ließ das Holz knacken, und dann hob er mit einem wirbelnden Geräusch, das ich noch nie bemerkt hatte, die nadeligen Schöpfe der Kiefernzweige an meinem Lean-to. Ich glaube, auch der Fuchs kam am späten Nachmittag vorbei und riskierte einen Blick. Ich bildete mir ein, ihn zu hören, konnte mich aber später nicht mehr vergewissern, denn der Schnee war da schon wieder getaut.

In der Nacht verfolgte ich genau, wie das Knistern im Schnee sich mit wachsender Kälte veränderte, und wenn ich bis zum Morgen geblieben wäre, hätte ich vielleicht auch noch die Wolken gehört und die kreisenden Sterne. Doch irgendwann am frühen Abend begannen meine Augen sich zu normalisieren, und gegen Mitternacht waren sie so weit wiederhergestellt, daß ich eine gute Chance hatte, meinen Weg zu finden. Der Schnee gab allen Dingen gerade genügend Kontur, und so packte ich meine Sachen zusammen und brach auf.

Anfangs hatte ich Angst, ich könnte meine Augen überanstrengen und dann ganz im Dunkeln stehen, aber sie wurden in diesem schwachen Licht von Schritt zu Schritt besser, und als ich zu Hause ankam, konnte ich fast wieder normal sehen. Als ich den Waldrand erreichte, ließ der Wind die Geisterreiter noch einmal über die Kuppe einer Schneewehe auf mich zugaloppieren. Eine Sekunde lang sah ich sie wie zum Angriff näher kommen, doch dann zügelten sie ihre Pferde mit dem plötzlich aussetzenden Wind, wirbelten herum und preschten über die Rückseite der Schneewehe hinunter auf und davon. Da hatte ich keinen Zweifel mehr, daß ich es schaffen würde.

## 7.

### **Der Hundebaum**

Kurz nach Mittag erreichte ich den Hundebaum. Er hieß zu der Zeit noch nicht so, war aber schon immer ein wichtiger Orientierungspunkt für uns gewesen. Rick war verreist, und ich hatte in der Osterwoche einige Tage frei, die ich allein im Wald verbrachte. Ich war sehr früh herausgekommen und sah der Sonne zu, wie sie rot im Dunst über den Bäumen am anderen Flußufer aufging. Überall Vögel – Stärlinge, Segler, Wanderdrosseln. Auf einem See, an dem ich vorbeigekommen war, hatte ich zwei Kanadagänse gesehen, die auf ihrem weiten Zug nach Norden hier rasteten. Allenthalben kamen Blumen heraus, und die Bäume schienen über Nacht noch mehr Knospen angesetzt zu haben. Auf Schritt und Tritt gab es Dinge zu sehen, an denen ich unmöglich einfach vorbeigehen konnte.

Kaninchen kobolzten wie betrunken herum, überschlugen sich fast in unglaublichen Eskapaden, vollführten die verrücktesten Hakensprünge, als klappten die Fänge des Todes dicht hinter ihrer Blume zusammen. Vielleicht hätte ich ein Zeichen darin sehen müssen, aber alles schien hier so voller Leben, daß ich mit keinem Gedanken an die komplizierte Verflochtenheit von Jagen und Gejagt werden dachte. Die Vögel stießen keine Warnrufe aus, sie sangen. Alles war wie neugeschaffen. Das Unterholz zwischen den Kiefern wurde dichter, und wo man noch vor kurzem vom Weg aus tief in den Wald blicken konnte, schloß sich jetzt allmählich der Vorhang aus Blattwerk.

Der Weg war voller frischer Spuren, und ich folgte einer nach der anderen oder verfolgte auch mal eine zurück, um auf neue Spuren zu stoßen. Ich brauchte den ganzen Vormittag, um meinen Lagerplatz zu erreichen, und war übervoll mit all den unterwegs gesammelten Eindrücken. Die Luft war schwer von Frühling und dem Geruch all der Tiere in ihrer ganzen Lebensfreude. Wohin ich sah, bogen sich die Zweige oder wippten hoch, wenn Vögel einflogen oder sich wieder aufschwangen. Kurz bevor ich meinen Lagerplatz erreichte, sah ich den Rotschwanzbussard. Vielleicht hätte ich jetzt merken müssen, daß dieser friedliche Frühlingstag noch ein Abenteuer bereithielt. Ich beobachtete den Bussard, bis ich ihn irgendwo in den Baumkronen verlor. Er schien sich in Hochstimmung zu befinden, so, als hätte er gerade etwas besonders Großartiges vollbracht. Er durchschnitt die Luft mit einem angelegten Flügel, stieß immer wieder ohne irgendein Ziel herab, aus bloßer Freude am Sturzflug. Noch als er längst weg war, schaute ich in den leeren Himmel, wo die Linien seines Fluges fast sichtbar eingeritzt schienen. Es war ein guter Tag, ein kostbarer Tag.

Der Fluß schwang sich nach links und wieder nach rechts und schloß in diesem Bogen eine größtenteils offene Landzunge ein. Hier stand der Baum und ließ seine Knospen schwellen, als dränge irgendeine innere Kraft zum Ausbruch. An der Nordseite der Landzunge, dort, wo der Fluß sich zu einem Bach verengt, gelangte man über einen Baumstamm ans andere Ufer. Folgte man dem Pfad weiter, so kam man nach Stoney Hill und seinen Zeugnissen indianischer Kultur. Später wollte ich ein Stück in diese Richtung gehen, aber jetzt mußte ich zuerst mein Lager aufschlagen, und dann wollte ich einen Fisch fangen und essen.

Ich legte meinen Rucksack und die Tuchtasche mit Lebensmitteln ab und sah mich nach einem geeigneten Zweig für einen Spieß um. Oberhalb der Stromschnelle bei der Baumstammbrücke sprang ein Barsch aus dem Wasser. Ich würde ihn später von der Brücke aus eine Weile beobachten, um ihn kennenzulernen, bevor ich meine Angel auswarf. Er sollte wissen, daß ich ihm nicht aus Bosheit nachstellte, sondern weil ich ihn zum Leben brauchte. Zuerst mußte aber das Feuer vorbereitet werden und der Bratspieß mit seinen Stützgabeln bereitstehen. Die Erlebnisse des Vormittags hatten mich recht hungrig gemacht,

und ich durchsuchte das niedrige Strauchwerk in der Nähe des Baumstamms nach geeigneten Stöcken. Ich wollte den Fisch säuberlich und ohne Verletzung des Kopfes gespießt sehen und seine ganze Schönheit in mich aufnehmen, bevor ich ihn aß.

Seine Farbe und Größe kannte ich schon, seinen Geschmack spürte ich bereits auf der Zunge. Er war seit dem Moment, da ich ihn sah, mein Fisch, meine Mahlzeit, so wie die Fliege seine Mahlzeit war, als er sie sah, während er noch unter der Wasseroberfläche seine Kreise zog. Der Sprung nach seinem Mittagessen machte ihn zu meinem Mittagessen. Alles war, wie es sein sollte. Die Wälder webten ihre vielschichtigen Rhythmen, die Dinge paarten sich und erzeugten neues Leben, aßen und wurden gegessen. Das Ganze war von der dichten Verflochtenheit seiner Teile getragen.

Mein Lagerplatz gefiel mir. Ich konnte von hier aus über die Baumstammbrücke schauen und drüben den von Bäumen gesäumten Pfad eine Anhöhe hinauf verfolgen, bis er sich oben verlor. Als ich einmal hinüberblickte, sah ich eine Meise piepsend hin und her über den Pfad von Baum zu Baum hüpfen. Dann wandte ich mich wieder meinen Spießgabeln zu. Als sie fertig waren, hielt ich sie gegeneinander und fand sie ausgezeichnet. Vielleicht würde ich mir später noch Beeren zum Nachtisch suchen. Kaltes, klares Pine-Barrens-Wasser voller Leben war keine fünf Schritte entfernt; man konnte sich hier kaum vorstellen, daß die Flüsse achtzig Kilometer weiter nördlich völlig verschmutzt und verseucht waren. Ich stieß die Stützgabeln in den Boden und schichtete dazwischen die Äste und kleinen Zweige so, daß die größte Hitze auf den Fisch gelenkt wurde — wenn er erst einmal dort hing. Diese Vorbereitungen sind ein Ritual; mit äußerster Sorgfalt ausgeführt, erzeugt es die rechte Achtung vor dem, was man zu verzehren gedenkt. Ich hatte den Barsch zum Mittelpunkt meines Tages gemacht. Meine Welt drehte sich um ihn, und die Pine Barrens drehten sich um mich — fast spürte ich, wie die Sterne über der hohen Bläue des Himmels in ihren unsichtbaren Sphären kreisten, und für einen Moment waren wir zu einem großen Tanz vereinigt, die Sterne, der Fluß, der Fisch und ich.

Als ich wieder einmal den Pfad auf der anderen Seite hinaufschaute, hatten die Hunde schon fast den Fuß der Anhöhe erreicht. Ich spürte ein Kribbeln in der Narbe auf meiner Lippe.

Sie hatten nur noch eine kurze Strecke bis zur Brücke zurückzulegen, und wären die ersten beiden nicht aneinandergerempelt, so daß der vorderste mit lautem Platschen ins Wasser fiel, so hätten sie mich niedergerissen, bevor ich den untersten Ast des Baums erwischen konnte. Ehe ich aufsprang, sah ich mich blitzschnell nach dem günstigsten Baum um; der große am Bach war der einzige, den ich mit einiger Sicherheit erreichen konnte.

Der Leithund war vom Fluß inzwischen bis an die Spitze der Landzunge getragen worden und kämpfte jaulend gegen die Strömung an. Ich wünschte ihm, daß er in den tiefsten und reißendsten Teil der Strömung geriet, bis seine Kräfte ihn verließen und er jämmerlich ersoff. Die übrigen fünf zögerten einen Augenblick bei der Brücke und sahen ihrem davontreibenden Anführer nach. Sie schienen für einen Moment unschlüssig, und dieser Moment gab mir die Zeit, die ich brauchte.

Der unterste Ast befand sich gute vier Meter über dem Boden. Ich schlang meine Arme um den Stamm wie einen Holzfällergurt und rannte förmlich hinauf, wobei ich die hinter dem Stamm verschränkten Hände bei jedem Schritt ein Stück hinaufschnellen ließ. Ich erreichte den Ast mit den Händen, bevor der erste Hund absprang. Er war zu früh gesprungen und verfehlte meine Beine, während ich mich auf den Ast schwang. Auch die anderen Hunde sprangen jetzt knurrend am Stamm empor, aber ich befand mich weit außerhalb ihrer Reichweite, und sie wußten es. Mein Herz schlug heftig, aber mehr über den Nervenkitzel dieses Abenteuers als aus Furcht. Ein Schauer durchlief mich jedesmal, wenn eine der Bestien mit gefletschten Zähnen hochsprang. Ich dachte daran, was für herrliche

gebleichte Schädel sie als ihre letzte Spur hinterlassen würden.

Zweifellos ging es im Moment mehr um meinen Schädel, wie er zwischen ihren Kiefern zerkrachen würde gleich einer Walnuß, um die süße Delikatesse meines Gehirns freizugeben. Sie schleuderten sich mit solcher Gewalt immer wieder zu mir herauf, daß sie gewiß sehr hungrig sein mußten. Ich sah mich weiter oben im Baum nach einem bequemen Sitzplatz um. Während ich hochkletterte, führten sie sich noch verrückter auf als vorher, als warteten sie auf einen Fehltritt, der mich wie einen Fleischbrocken bei der Raubtierfütterung mitten unter sie fallen ließe. Selbst als ich es mir weit oben in einer Astgabel gemütlich machte, bellten und jaulten sie weiter. Für den Augenblick war ich der Angelpunkt ihrer Welt.

Ich rückte mich in der Astgabel zurecht und ließ die Beine baumeln. Links, etwa hundert Meter bachabwärts, zog sich gerade der Leithund aus dem Wasser. Sein Winseln war einem mürrischen Schweigen gewichen. Er schüttelte sich und knurrte das Wasser an. Der Fluß rauschte gleichgültig weiter. Ich lächelte. Es gab von hier oben so viel zu sehen. Der Fluß schien sich am Grund einer von den Bäumen gebildeten Schlucht dahinzuwinden. Vögel flogen so dicht über die Wipfel hin, daß sie die oberen Zweige zu berühren schienen. Ein Eichhörnchen lief hoch oben von Baum zu Baum, als bildeten die mit ihren dünnen Astspitzen ineinandergreifenden Baumkronen eine einzige weite Fläche, auf der es sich frei bewegen konnte. Der Ausblick allein lohnte die unfreiwillige Kletterpartie.

Ich riß mich davon los und sah zu den Hunden hinunter. Einige liefen zwischen der Feuerstelle und dem Baum auf meinen Spuren hin und her, als hofften sie, daß ich mich dort plötzlich aus meiner Witterung materialisieren würde und ihnen ausgeliefert wäre. Andere bellten noch, aber sprangen nicht mehr am Stamm hinauf. Einer beugte sich vorsichtig über das Wasser, als säße ich gar nicht im Baum, sondern sei untergetaucht. Als der Leithund zurückkam, ging das ganze Jaulen und Springen noch einmal von vorn los. Ich lehnte mich an und sah zu und dankte dem Geist der Wälder für meinen Logenplatz bei diesem Spektakel.

Es dauerte länger, als ich erwartet hatte, bis sie sich meinen Vorräten zuwandten. Der Leithund zertrümmerte meinen Stoffbeutel auf und schüttelte ihn, daß die Konservendosen nur so flogen. Die übrigen stürzten sich sofort darauf und bissen hinein. Ich hatte in der Müllgrube schon völlig zerfetzte und blitzblankgeleckte Dosen gesehen, aber jetzt konnte ich zum erstenmal beobachten, wie sie das machten. Sie bissen hinein und zogen ihre Zähne wie Dosenöffner durch das Blech. Wie sie es vermieden, daß das Metall ihnen zwischen die Zähne schnitt, konnte ich nicht erkennen, jedenfalls schafften sie es. Ich hoffte, daß einige sich verletzen würden, aber vergeblich. Wenn die drei Größten sich an den Dosen selbst kampfunfähig machten, hätte ich eine gute Chance, die übrigen mit einem ordentlichen Prügel zu vertreiben. Aber sie waren Experten im Dosenöffnen, und ich merkte bald, daß ich auf diesem Baum festsitzen würde, bis es ihnen zu langweilig wurde. Ich stellte mich innerlich darauf ein und schaute mich wieder in der Gegend um.

Die Fische bewegten sich als dunkle Schatten durchs Wasser. Eine Ameisenstraße führte den Baum hinauf, und ich sah den kleinen Tieren zu, wie sie voll Hingabe und Zielstrebigkeit durch die Schluchten der Borkenrisse wimmelten. Ich fragte mich, ob wohl *eine* Ameise in diesem stetig fließenden Strom war, die sich durch ihre Neugier von der Arbeit ablenken ließ und auf kleine Nebenstraßen abbog, fasziniert von den Spuren irgendeines Geheimnisses. Aber ich entdeckte keine einzige, die nicht auf der von bestimmten Funktionären mit Ameisensäure markierten Hauptstraße zwischen Futterplatz und Nest blieb. Sehr selten geriet eine etwas weiter vom Weg ab und beschrieb dann einen weiten Kreis — wie ein Jäger aus der Stadt, der seine Jeepspur wiederzufinden versucht. Die meisten gingen allenfalls ein paar Schritte in die Irre, bevor sie anhielten und schnellstens zur Straße

zurückkehrten. Außerhalb schienen sie sich sehr unwohl zu fühlen.

Einige nahm ich in die Hand, und sie inspizierten ihre neue Welt auf der Suche nach der alten; ich glaube nicht, daß sie viel gesehen haben. Wenn ich sie unmittelbar neben ihrer Spur auf den Stamm zurücksetzte, fädelten sie sich sofort wieder in den Strom der Pendler ein. Setzte ich sie aber ganz woanders ab, dann suchten sie mit verbissenem Ingrimme so lange, bis sie die Straße zu Heim, Job und Pflichterfüllung wiedergefunden hatten. Ich fand, daß sie alles in allem den Menschen deprimierend ähnlich seien, mußte aber doch ihre erstaunliche Fertigkeit als Fährtenfinder bewundern. Wenn sie merkten, daß sie vom Weg abgekommen waren, suchten sie in rechten Winkeln nach rechts und links, vorn und hinten, dabei immer wieder zu ihrem Haltepunkt zurückkehrend. Fanden sie so die Straße noch nicht, dann bewegten sie sich in immer größer werdenden Kreisen um den Zentralpunkt, bis sie den heimatlichen Duft wieder aufnahmen.

So hatte auch Stalking Wolf mich gelehrt, eine verlorene Fährte wiederzufinden. Ich zog von meinem Standpunkt aus dieselbe Basislinie wie die Ameise, trat dann einen Schritt nach rechts und beschrieb einen Halbkreis zurück zur Grundlinie. Von da aus trat ich einen Schritt nach links und beschrieb in der Gegenrichtung einen Halbkreis. Mit zwölf hatte ich dieses Bogenlabyrinth schon unzählige Male gezogen. Vielleicht, dachte ich, bin ich am Ende selbst eine Ameise, und die Pine Barrens sind mein Futterbaum.

Ich stellte mir vor, daß unter den Ameisen eine sei, die sich so gründlich geschult hatte, daß sie sich auf dem ganzen Baum zurechtfindet — auch ohne die Duftspur der offiziellen Straße als Wegweiser zur Zivilisation. Ein Spezialist, dessen Aufgabe es wäre, verirrte Ameisen auf den nächsten Weg zurückzuführen. So eine Ameise wollte ich gern sein. Was für eine großartige Sache, wenn es tatsächlich eine solche Ameise gäbe! Ich sah sie förmlich vor mir in ihrer ungeheuren Freude an ihrer Arbeit, die unendliche Vielgestaltigkeit der Rinde ihres Baumes durchwandernd, jedes Geheimnis bis in sein Versteck verfolgend, alles am Weg Liegende bemerkend und untersuchend, mit jedem Schritt ein umfassenderes Bild des Ganzen gewinnend.

Aber die Sonne ging unter, und ich verlor die Ameisen in den schwindenden Konturen der Rinde. Dunkelheit stieg wie die Flut vom Grund des Waldes auf, vertiefte das Wasser zu Raum, das Licht der Sterne in seinen meerwärts strebenden Schwüngen zurückwerfend. Ich weiß nicht, wie lange ich einfach in die Baumschlucht hinunterschaute, wo dies kleine Nebenflüßchen so eifrig dem Hauptfluß und dem Meer selbst zueilte. Langsam, als meine Augen sich an die Nacht zu gewöhnen begannen, wurde der Fluß wieder klarer und heller. Der Wald wuchs in meinen Augen. Der Fluß wuchs im Wald. Die Sterne wuchsen im Fluß. Alles war von diesem Aussichtspunkt aus so anders und neu, daß ich auch dann nicht heruntergestiegen wäre, wenn die sechs Gestalten unter mir sich lautlos empfohlen hätten.

Ich zog meinen extra langen Pfadfindergürtel aus den Hosenschlaufen, begriff zum erstenmal, weshalb diese Dinger unbedingt so lang sein müssen, und schnallte mich mit dem Bauch gegen den Stamm an meinem Sitzast fest. Links unter mir wurde der Fluß mit dem aufgehenden Mond immer heller, und die Sterne blinkten durch die hohen Dunstschleier am Himmel. Wiederholt nickte ich ein und ärgerte mich beim Aufwachen, daß ich stets allerlei subtile Veränderungen verpaßt hatte. Einmal verspürte ich beim Aufwachen Hunger, doch der verging wieder. Ein andermal hatte ich Durst, und der blieb. Da ich im Moment nichts dagegen unternehmen konnte, vergaß ich ihn, so gut es ging, und beobachtete das Morgengrauen und die im Schlaf zuckenden Hunde.

Ob sie wohl von mir träumten – wie leicht meine weiche Haut zwischen ihren Fängen

zerreißen würde, wie sehr ich mich wehren würde? Plötzlich wurde ich wütend, daß ich so wenig ernst genommen wurde. Glaubten die etwa, sie hätten eine Miezekatte auf den Baum gejagt? Da lagen sie selbstgefällig und glaubten, die Herren der Lage zu sein und leichtes Spiel mit mir zu haben. Empört schnallte ich mich los und brach leise und vorsichtig einige Äste von Handgelenkdicke ab, indem ich sie langsam hin- und herbog. Es gab genügend verdorrte Äste am Baum, und bald hatte ich mir im Winkel des Astansatzes einen ordentlichen Stapel zurechtgelegt. Ich setzte mich wieder und umklammerte den Stamm mit den Beinen.

Der Leithund schlief ziemlich nah am Baum, die übrigen in einer Art militärischen Rangordnung in unterschiedlicher Entfernung. Natürlich mußte der Anführer gleich am Baum liegen, denn ihm standen ja die saftigsten Portionen zu. Bestimmt hatte er im Traum meinen Kopf zwischen seinen Nußknackerfängen; ich warf meinen ersten Prügel mit der Zielsicherheit kalter Wut. Schon am Klang erkannte ich den Volltreffer, und dann folgte ein noch halb verschlafenes Winseln. Aber das anschließende Knurren sagte mir, daß dieser Hund keiner von denen war, mit denen man leicht fertig wird. Unter mir machte ich schattenhafte Bewegungen aus; der Leithund war offenbar aufgesprungen und ging auf den nächsten los, der wiederum aufjaulte und sich zur Wehr setzte. Alle standen jetzt und bellten. Ich beugte mich hinunter, um besser zu sehen, und fuhr erschrocken zurück, als die dunkle Gestalt unten plötzlich größer wurde; der Leithund sprang am Baum hoch, und ich packte, obgleich er weit unter mir war, unwillkürlich einen Knüppel, um ihn abzuwehren. Von seiner Wut beflügelt, muß er dem untersten Ast bedenklich nahe gekommen sein, und ich sah ihn schon seine Zähne hineinschlagen und sich dann Biß für Biß den Baum hinaufhängeln.

Allmählich verstummte das Bellen und Knurren, und die Hunde legten sich wieder hin. Ich wartete noch eine Weile, bis sie schliefen, und warf dann den zweiten Knüppel. Ein weicher Aufschlag und mit kurzer Verzögerung ein erschrockenes Winseln und dann wieder das allgemeine Knurren. Mit dem dritten Knüppel traf ich nur den Boden. Offenbar hatten sie sich ein Stück zurückgezogen. Ich beschloß, großzügig zu sein und sie bis zum Morgen in Ruhe zu lassen.

Rot und violett ging die Sonne über den sich zusammenballenden Wolken auf. Jetzt wurden auch die Hunde munter. Der Leithund näherte sich vorsichtig, fast mit geziemender Höflichkeit dem Baum. Ich warf einen Knüppel, aber er sprang schon zurück, als ich den Arm hob. Ich nahm mir vor, den Arm bei seinem nächsten Annäherungsversuch schon oben zu haben. Er zog sich ein Stück zurück und bellte. Ich drohte ihm mit dem Knüppel, doch er zuckte nur einmal leicht und sah mich dann ungerührt an. Zweifellos gehörte er zu jener seltenen Sorte verwilderter Hunde, die auch allein angreifen, wenn es sein muß. Drei Hunde oder weniger lassen einen einzelnen Wanderer für gewöhnlich in Ruhe; sechs oder weniger wagen sich an zwei Menschen nur heran, wenn sie in Panik geraten. Er ließ sich nicht abschrecken, und er besaß Ausdauer; die anderen würden gewiß so lange bleiben, wie er blieb.

Ich beobachtete, wie er sich bewegte und wie seine Bewegungen sich auf die anderen übertrugen. Bevor die Sonne ganz aufgegangen war, wußte ich schon eine Menge über ihn, und bis Mittag glaubte ich zu wissen, wie ich ihm beikommen konnte. Den Rest des Tages verbrachte ich damit, ihm den Nerv zu töten. Ich kletterte im Baum herum und suchte mir einen sicheren Standplatz, von dem aus ich ein gutes Schußfeld hatte. Dann deckte ich ihn mit einem wahren Knüppelhagel ein. Ich brach kleinere Zweige ab und warf sie zuerst, damit sie meine Reichweite für kürzer hielten, als sie mit den schweren Prügeln tatsächlich war.

Vorsichtig meine Reichweite einschätzend, kamen sie immer näher. Ich ließ ihnen Zeit



und wandte mich derweil wieder den Ameisen zu, benannte jede Art und erfand dann neue Namen. Es gab auf diesem Baum neun Arten Tom-Brown-Käfer. Zwischendurch warf ich immer wieder mal einen leichten Stock, bis sie schließlich gar nicht mehr den Kopf hoben, wenn sie ihn durch die Luft sausen hörten. Jetzt kletterte ich höher in den Baum hinauf und schleuderte meinen schwersten Knüppel mit aller Gewalt auf den nächsten Hund. Noch während er in der Luft war, warf ich den zweiten. Der erste traf und löste ein Jaulen aus, worauf der Leithund den Kopf gerade so weit hob, daß mein zweites Geschoß ihn voll im Genick traf. Die übrigen Hunde zogen sich hastig zurück, aber der Leithund rannte wütend auf den Baum zu, bis ihn ein weiterer Knüppel nur knapp verfehlte und er plötzlich abbog, als habe er ohnehin ein anderes Ziel gehabt und wolle mich nur dazu verleiten, meine Munition zu verschießen. Nur ein Dummkopf würde sich von einem so plumpen Trick beeindrucken lassen, und ich verbuchte die zweite Runde für mich.

Ich setzte mich wieder auf meinen Ast und beobachtete die Sprünge der Barsche. An den seichten Stellen, fast unter den äußersten Astspitzen meines Baums, sah ich noch größere als meinen. Ständig suchten sie die Wasseroberfläche nach Fliegen und Mücken ab, und ich kam auf den Gedanken, ihnen ein paar Tom-Brown-Käfer zuzuwerfen, aber sie waren zu leicht für diese Entfernung. Der Anblick des Wassers erinnerte mich wieder an meinen Durst. Hals und Kehle waren schon ganz trocken und pelzig. Als könne er meine Gedanken lesen, führte der Leithund die Meute in einem Bogen zum Trinken an den Bach. In ohnmächtiger Wut vergeudete ich einen Knüppel und bedachte sie mit schauerlichen Verwünschungen, bis mir die Stimme versagte. Dann setzte ich mich wieder hin und versuchte, den Durst mit Gedanken an meinen Hunger zu vertreiben, bis mich endlich eine gelbe Haubenmeise, die sich ganz ans Ende meines Asts setzte, von diesen Gedanken abbrachte. Als sie wieder fort war, sah ich dem Luftkampf zweier Sperlinge über dem Fluß zu. Sie wirbelten umeinander, als seien sie an den Füßen zusammengebunden. Mit unglaublicher Geschwindigkeit, zu einer einzigen Bewegung vereint, umkreisten sie ein unsichtbares Zentrum. Die Anmut und Leichtigkeit dieses Wirbels ließen mich alles um mich herum vergessen.

Etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang wiederholte sich dieses Schauspiel, nur diesmal dichter über dem Wasser. Vielleicht überschnitten sich ihre Territorien hier, und sie gerieten nach jedem langen Jagdtag aneinander. Doch je länger ich ihnen zuschaute, desto mehr erinnerten sie mich an Hand in Hand arbeitende Fischer, so, als könnten sie bei ihrem merkwürdigen Wirbeltanz die Insekten besser erwischen, die jetzt tief über der Wasseroberfläche schwirrten. Alle Gedanken an Hunger und Durst waren wie weggeblasen, und erst als mich eine Stunde nach Sonnenuntergang die ersten Regentropfen trafen, erinnerte ich mich wieder.

Ich fing mit dem Mund auf, soviel ich konnte, und saugte die Tropfen von den Zweigen ab, aber der Regen war leider kurz und nicht sehr heftig. Es kühlte spürbar ab, und die Äste waren feucht und schlüpfrig. Die Wolken nahmen das letzte Licht, und ich wußte, daß ich bald wieder durstig sein würde, wenn ich mich nicht irgendwie beschäftigte. Also beschloß ich, ein Feuer zu machen. Das war sicherlich ein absolutes Novum, jedenfalls aber eine lohnende Herausforderung. Auch das Risiko war gering, wenn ich das Feuer ganz klein hielt.

Ich suchte den ganzen Baum nach den richtigen Zweigen ab. Das erste Feuer, das je auf einem Baum entfacht wurde, mußte schon ein Zeremonialfeuer sein und bedurfte eines geradezu künstlerischen Aufbaus aus Zweigen und Zunder. Stundenlang kraxelte ich auf und ab, um die genau passenden Materialien zu finden. In einer Astgabel baute ich zuerst eine kleine, ebene Plattform, auf der ich mein Brennmaterial stapelte. Dann errichtete ich aus dem Reisigholz einige kleine Kegel in der Mitte und langte nach meiner

Zubehörtasche, in der sich immer zwei Streichhölzer befanden. Hatte ich erst brennende Äste, dann konnte ich die Hunde vielleicht damit vertreiben. Erst als ich zum zweitenmal alle Taschen durchsucht hatte, wurde mir klar, daß das Gesuchte sich unten in der ausgeraubten Vorratstasche befinden mußte.

Ich konnte nicht mehr ausmachen, ob die Hunde unten am Baum waren, ob sie überhaupt noch da waren. Ich wollte jedenfalls meine Streichhölzer und kletterte hinunter. Zum Glück witterte mich einer von ihnen, als ich noch auf dem untersten Ast war, und sprang knurrend am Stamm hoch, so daß ich mein Vorhaben aufgeben mußte und mich wieder in die Krone zurückzog.

Der Hunger war auszuhalten, jedenfalls noch nicht so groß, daß ich angefangen hätte, Tom-Brown-Käfer zu essen. Immerhin war es beruhigend zu wissen, daß für den Notfall reichlich Ameisen vorhanden waren. Der Tag brach an, und ich beschloß, den Hunger für eine Weile sich selbst zu überlassen, um mich anzuschlallen und ein wenig zu schlafen, damit ich voll da war, wenn die Hunde wieder eindösten. Erst am späten Nachmittag wachte ich auf. Ich sah mich nach den Hunden um, aber sie waren verschwunden. Ich war erleichtert, doch dann fiel mir die Demütigung ein, wie irgendein Greenhorn auf den Baum gejagt worden zu sein, und ich wünschte sie zurück, um ihnen alles heimzuzahlen. Ich schimpfte laut und nannte sie Feiglinge, doch als ich mich im weiteren Umkreis umsah, entdeckte ich sie drüben auf der anderen Flußseite, von wo sie ursprünglich gekommen waren.

Sie wollten mich herunterlocken, kein Zweifel. Aber das war noch nicht alles. Ich konnte den Leithund nirgends entdecken. Ich kletterte nach allen Richtungen so weit es ging auf die Äste hinaus, um zu sehen, ob er irgendwo unter dem Baum oder im Gras im Hinterhalt lag, aber er war nicht da. Ich kletterte möglichst weit hinunter, um die Spuren zu inspizieren. Selbst von hier aus war die Fährte des Leithundes leicht zu erkennen, und ich folgte ihr mit den Augen bis zur Brücke. Drüben beschrieb sie einen Bogen und verlor sich in den Spuren der übrigen Hunde. Es war zu weit weg, um ein sicheres Bild zu gewinnen. Vielleicht lag er drüben in der Nähe der anderen und lachte mich aus. Aus irgendeinem Grund hatte ich das Gefühl, daß er näher war. Landeinwärts war das Unterholz von hier aus nicht einsehbar, und ich entschloß mich zu einem kalkulierten Risiko. Wenn er plötzlich aus dem Unterholz brach, konnte ich leicht vor ihm wieder den Baum erreichen. Der Weg in den Wald war ein ganzes Stück weit zu überblicken, so daß er sich auch dort nicht verstecken konnte.

Den halben Weg zu meinem Vorratssack hatte ich geschafft, als ich merkte, daß es ein Fehler war. Der Leithund setzte mit weiten Sprüngen durch das Gras auf der anderen Seite und war schon auf der Brücke. Aber der Schreck seines Absturzes in die Strömung saß ihm noch in den Knochen, und er überquerte die Brücke etwas zu vorsichtig. Wieder auf trockenem Boden, war er durchaus keiner von der langsamen Sorte, aber ich hatte inzwischen den Baum wieder erreicht und arbeitete mich mit weit ausgreifenden Bewegungen an ihm hoch. In dem Augenblick, da der Hund hochsprang, griff ich nach dem untersten Ast und schwang mich hinauf. Zum Glück war er ein wenig aus der Richtung, und ich sah seine Schnauze an meinem Bein vorbeischnappen. Er fiel zurück, als ich meine Beine über den Ast schwang und anwinkelte, damit er mich nicht beim nächsten Sprung doch noch herunterzog. Ich lag auf dem Ast, die Füße hinter mir in die Luft gestreckt, und zog meinen stärksten Stock aus der Jeanstasche, um ihm den beim nächsten Sprung auf den Kopf zu dreschen. Er schnappte danach und riß ihn mir aus der Hand. Schnell zog ich den Arm wieder zurück und kletterte höher in den Baum hinauf. Auf dem höchsten noch tragfähigen Ast saß ich und hörte mein Herz pochen.

Der Hund bellte triumphierend, vielleicht aber auch wütend, weil er mich so knapp

verfehlt hatte. Jedenfalls war das Ganze ziemlich demütigend für mich, und ich kletterte sofort wieder hinunter, riß einen der dicken Äste aus meiner Feuerplattform und schleuderte ihn nach dem Hund. Der Ast verfehlt ihn, der Rest der abstürzenden Plattform aber nicht. Aufjaulend sprang er zurück. Ich mußte derart lachen, daß ich fast vom Baum gefallen wäre, und sofort sprang er wieder herzu. Ich erwischte einen Ast und ließ ein Bein baumeln, um ihn zum Springen zu verführen. Er sprang, und ich lachte ihn aus. Ich tanzte von Ast zu Ast und tat immer so, als stürzte ich ab, bis er schließlich nicht mehr darauf hereinfiel und grollend über die Brücke davontrottete. Er sah die Brücke an und dann mich, und ich wußte, daß er sie bei der nächsten Gelegenheit sehr viel schneller überqueren würde.

Wieder sah ich die Sonne untergehen und spürte die Temperatur vom Frühling in den Winter zurückfallen. Der Wind frischte eine Zeitlang auf, und als es ganz dunkel war, schnallte ich mich wieder für die Nacht an. Ich schlief schlecht, und meine Träume waren voller knurrender, fletschender Hundeschnauzen.

Gegen Morgen hatte ich einen Traum von Indianern, die sich aus Bäumen in Kanus auf dem Fluß fallen ließen, und diese Bilder blieben mir auch nach dem Aufwachen lebhaft vor Augen. Weshalb diese Bilder mich so entspannten und mir neue Zuversicht gaben, das erfuhr ich erst gegen Mittag. Die Hunde kamen wieder über die Brücke, während ich noch nachdachte, und als ich ihnen ein paar Äste entgegenschleuderte, machten sie sofort wieder kehrt. Beim letzten Wurf, der besonders weit werden sollte, verlor ich das Gleichgewicht und stürzte ab. Im Fallen erreichte ich gerade noch den Ast, auf dem ich gestanden hatte. Das Herz schlug mir bis zum Hals. Mein Stock fiel in den Fluß. Einer der Hunde blieb mitten auf der Brücke stehen, um den Stock landen zu sehen, und verursachte einen «Auffahrunfall» der hinter ihm Gehenden. Sie gerieten in Streit, und bevor sie sich wieder beruhigt hatten, wußte ich, wie ich entkommen würde.

Als ich meinen entscheidenden Zug machte, war es inzwischen angenehm warm geworden. Die Hunde lagerten in respektvoller Entfernung vom Baum, und ich wartete darauf, daß sie eindösten. Sie schienen jedoch schichtweise zu schlafen, und der Leithund machte sich nicht einmal die Mühe, Schläfrigkeit vorzutäuschen. Irgendwann wurde ich ihnen wieder zu langweilig, und sie trotteten über die Brücke auf die andere Seite. Ich mußte blitzschnell handeln, denn solange sie auf der Brücke waren, konnten sie nicht kehrmachen, und wenn ich diese Chance nicht nutzte, würde ich noch einmal den ganzen Tag und die Nacht festsitzen. Der Leithund war noch mitten auf der Brücke, als ich auf der Erde landete. Ich kam ziemlich hart auf, lief aber sofort weiter, rannte zum Bach und stürzte mich ins Wasser.

Das Wasser war von Anfang an der einzig mögliche Ausweg gewesen, doch ich mußte mir erst noch von einem Traum sagen lassen, was ich gleich hätte wissen müssen, als ich den Leithund so jämmerlich in der Strömung hatte winseln hören. Sie hatten Angst vor reißendem Wasser und würden niemals freiwillig hineinspringen. Es gab zwar keine Kanus, in die ich mich vom Baum herabfallen lassen konnte, aber mein Traum sprach die Wahrheit. Sie kamen bis ans Wasser, wagten sich jedoch nicht hinein. Ich klammerte mich an eine freiliegende Wurzel meines Baums, und die Hunde schnappten nach mir, allerdings sehr darauf bedacht, nicht ins Wasser zu fallen. Ich hoffte sehr, daß keiner abrutschte, wenn auch hier im Bach die Vorteile auf meiner Seite waren und ich vermutlich jeden Hund ersäufen konnte. Diese so dicht vor meinem Gesicht fletschenden und schnappenden Schnauzen waren die Schnauzen meiner Angstträume, und ich wußte, ich war genau da, wo ich hingehörte. Jetzt lag noch eine weite Strecke vor mir, und unterwegs gab es noch manche Stelle, wo die Hunde ihre Chance bekommen würden.

Ich stieß mich von der Wurzel ab und ließ mich von der Strömung zu einem überhängenden Ast in der Flußmitte tragen. Der zweite in der Rangordnung wechselte

mit zwei weiteren Hunden über die Brücke auf die andere Seite. Jetzt wurde ich von beiden Ufern aus angebellt. Ich wog meine Chancen ab. Mit einem festen Stand und einem ordentlichen Prügel traute ich mir durchaus zu, die B-Meute in die Flucht zu schlagen. Aber dazu mußte ich erst einmal das matschige Ufer erklettern, und dabei war ich höchst verwundbar. Also hielt ich mich lieber in der Flußmitte. Die Ufer waren an vielen Stellen nicht begehbar, und hier mußten die Hunde landeinwärts ausweichen. Das war zum Glück bei der ersten seichten Stelle der Fall, wo die Hunde mir sonst womöglich in das flache Wasser nachgesprungen wären. Danach ließ ich mich von der trägen Strömung weitertragen.

An der zweiten seichten Stelle wurde es schwieriger. Der Fluß lief durch ein weites Becken, wo die Strömung fast zum Erliegen kam. Die Hunde stellten sich zu beiden Seiten an der seichtesten Stelle auf, und ich fühlte mich wie vor einem Speerwurf. Als ich aufstand, war das Wasser gerade noch etwas mehr als hüfthoch, und weiter vorn wurde es noch flacher. Der Leithund wartete in der Mitte. Seine Haltung schien zu sagen, daß er mir jetzt jede einzelne seiner Schlappen heimzahlen würde — langsam und schmerzhaft. Es war eine der reinsten Freuden meines Lebens, als ich ihn mit einem hühnereigroßen Stein mitten auf den Kopf traf. Die anderen sahen ihn an, bis sie selber drankamen. All die Sommertage, an denen wir in der «Wüste» Steine geworfen hatten oder sie am Fluß übers Wasser hüpfen ließen, zahlten sich jetzt aus. Mit den ersten sieben Steinen erzielte ich sechs Treffer, und jeder Hund bekam seinen zweiten schmerzhaften Schlag, bevor er sich vom Schreck über den ersten erholt hatte. Sie zogen sich jaulend in den Wald zurück, und ich stopfte mir, bevor ich weiterging, noch reichlich Munition in die Taschen.

Ich watete nun durch den tiefsten Teil der Rinne und rief den Hunden allerlei Schimpfworte zu. In der Mitte, das Wasser ging mir hier nur noch bis an die Oberschenkel, machte der Leithund einen neuen Anlauf. Aber die anderen folgten ihm nur halbherzig, und nachdem ich ihn noch zweimal getroffen hatte, einmal sogar auf die Pfote, ergriffen die übrigen die Flucht, und er hinkte ihnen nach. Die drei auf der anderen Seite kamen zu spät aus dem Wald, und ich brauchte nur einen Stein zu werfen, um sie zu vertreiben. Der Bach wurde wieder tiefer und schmaler, von den Hunden war keiner mehr zu sehen. Ich ließ mich ins Wasser gleiten und treiben, und sie holten mich erst nach etlichen hundert Metern wieder ein. Es gab unterwegs keine Stelle, wo ich an Land gehen konnte, und was hätte mich da auch erwartet? Sie hätten mich nur bald wieder auf irgendeinen Baum gejagt. Nein, hier im Wasser war ich sicherer und hatte alle Vorteile auf meiner Seite. Doch etwas weiter flußabwärts kam ich an eine Stelle, wo ich mir dessen plötzlich gar nicht mehr so sicher sein konnte.

Dort war durch Stämme und allerlei Astwerk ein regelrechtes Stauwehr entstanden, und wenn neben dem schmalen Abfluß auf jeder Seite nur ein Hund stand, war kein Durchkommen mehr. Die ganze Zeit hatte ich schon ständig nach überhängenden Ästen Ausschau gehalten, auf die der Leithund vielleicht hinauskriechen konnte, um nach mir zu schnappen, wenn ich vorüberschwamm. Das war jetzt so eine Stelle, und die Hunde wußten es. Alle sechs liefen sie voraus und warteten auf mich. Ich verließ die Hauptströmung und klammerte mich erst einmal an einen überhängenden Ast. Irgendwie mußte ich die Hunde von dem schmalen Überlauf weglocken. Ich ließ mich am Ufer etwa zehn Meter abwärts treiben bis zum nächsten Ast und warf von dort aus einen meiner letzten Steine nach dem Leithund.

Ich traf zwar nur einen anderen aus der Meute, aber so etwas durfte er sich trotzdem nicht gefallen lassen. Knurrend und bellend kam er mit den anderen den Pfad herauf, und dann standen sie alle über mir am Ufer und schnappten in die Luft. Ich atmete tief durch, tauchte unter und schwamm nah am Ufer, wo die Strömung am schwächsten

war, flußaufwärts. Die Hunde rannten sofort ans Wehr zurück und hatten es schon fast erreicht, als ich bei dem oberen Halteast auftauchte.

«Ihr dämlichen Köter!» schrie ich. «Hier bin ich!» Ich fluchte und schimpfte weiter und tat so, als wolle ich das Ufer erklettern, aber als sie dann wieder angejagt kamen und schon beinahe über mir waren, tauchte ich wieder unter und stieß mich mit aller Kraft ab. Ich hielt die Luft an, solange ich konnte, mußte aber kurz vor dem Wehr wieder auftauchen und sah mich um. Sie standen immer noch an der Stelle, wo ich untergetaucht war, und bellten das Wasser an. Es war sehr unvernünftig, mich umzusehen, denn der Anblick, der sich mir bot, war so komisch, daß ich lachen mußte. Natürlich verschluckte ich mich, als ich durch den Überlauf gerissen wurde, und bekam keine Luft mehr, aber zum Glück trieb mich die Strömung auch ohne mein Zutun weiter. Als ich auflachte, waren die Hunde augenblicklich wieder losgerannt, und obgleich ich durch meine Unvernunft Boden verloren hatte, war ich nun doch wieder in Sicherheit.

Sie konnten nichts weiter tun, als bellend und in die Luft beißend neben mir herzulaufen. Ich legte mich auf den Rücken, um ein wenig zu verschnaufen. Wieder eine fast tödliche Unvorsichtigkeit. Etwas weiter unten ragte nah am Ufer ein Felsbrocken aus dem Wasser. Der Leithund war hinübergesprungen und lauerte dort geduckt, während ich mich ahnungslos dicht am Ufer entlangtreiben ließ. Im letzten Moment schaute ich auf und sah seinen Kopf über mir. Ich warf mich herum, wobei ich mir die Füße ordentlich an dem Felsen stieß, griff instinktiv nach meinem letzten Stein und warf ihn. Auf diese kurze Distanz war der Hund unmöglich zu verfehlen, doch ich verfehlte ihn. Er stieß herunter, und seine riesigen Dobermannfänge klappten vor mir in der Luft zusammen. Dabei geriet er jedoch auf den schlüpfrigen Teil des Felsens und rutschte ab. Ich hörte ihn irgendwo seitwärts ins Wasser plumpsen und versuchte nun, selbst herauszuklettern, um ihm nicht im Wasser zu begegnen, aber der Felsen war zu rutschig.

Ich erwartete, daß er um eine Ecke auf mich zugepaddelt käme, aber er kam nicht, und schließlich lugte ich selbst vorsichtig hinter den Stein. Fünfzig Meter weiter unten sah ich ihn gerade aus dem Wasser klettern. Beschämt über meine Unvorsichtigkeit, stieß ich mich wieder in die Strömung. Für den Rest der Strecke blieb ich hellwach, und als wieder ein Engpaß kam, vor dem der Bach sich staute, schwamm ich ans Ufer und brach einige lange, gerade Zweige ab. Da ich kein Messer hatte, versuchte ich, sie durch Reiben an einem Stein anzuspitzen. Es wurden keine besonders gefährlichen Spitzen, aber sie mußten genügen.

Die beste Stelle, um mich zu erwischen, war so schmal, daß auf jeder Seite wieder nur ein Hund stehen konnte. Natürlich postierten sich dort der Leithund und sein Unteranführer. Zuerst nahm ich den Anführer der B-Meute aufs Korn und benutzte den dünnsten meiner Zweige als Peitsche. Irgendwann traf ich wohl ein Auge, denn er sprang zurück, schüttelte den Kopf und blinzelte. Dem Leithund rückte ich mit einem Spieß zu Leibe. Schon mit dem ersten scharfen Stoß riß ich ihm eine blutende Wunde, und vielleicht konnte ich noch ein Auge oder etwas ähnlich Wertvolles erwischen. Er schnappte sofort nach dem Stock, und wir zerrten ein paarmal hin und her, bis ich mit meinem zweiten Spieß zustieß. Er jaulte auf und sprang zurück. Die Spitze des Stocks war rot. Ich schwamm schnell durch den Engpaß, bevor andere Hunde sich in Position bringen konnten.

Der Rest der Strecke war so langweilig, daß ich ans Ufer stieg und die B-Meute in kleine Scharmützel verwickelte. Einen von ihnen traf ich mit einem Stein und ließ mich von ihm ins Wasser zurückjagen. Ein andermal zwang mich der Flußlauf wieder nah ans Ufer, aber ich hatte weiter oben einen ganzen Baumast gefunden und mitgenommen; damit konnte ich die B-Meute auf Distanz halten, bis ich die Stelle passiert hatte. Der Führer der

B-Meute hielt jetzt das eine Auge fast ständig geschlossen, und einem der Hunde auf der anderen Seite schleuderte ich einen schweren Stein derart in die Rippen, daß er immer weiter zurückfiel und schließlich ganz aufgab.

Mir selbst begann allerdings die Kälte des Wassers jetzt ziemlich unangenehm zu werden. Es mochte noch gut einen Kilometer bis zur Parkway-Brücke sein. Ich dachte, daß sie mich gewiß nicht weiter als bis zur Straße verfolgen würden; hatte ich die Brücke erst passiert, dann war ich wohl in Sicherheit. Ich zog mich auf eine der Abflußröhren aus Beton hinauf, um mich ein wenig zu trocknen. Aber die Sonne stand schon ziemlich tief, außerdem ging ein kalter Wind, und ich stellte fest, daß ich im Wasser besser dran war. Als ich die Brücke passierte, warteten sie dahinter schon auf mich. Offenbar mußte ich also bis zur Bushaltestelle schwimmen, und das gefiel mir gar nicht. Ich nahm ihnen übel, daß sie mich im Wasser festhielten; ich nahm ihnen übel, wie sie am Lagerplatz mit meinen Sachen umgegangen waren und daß sie mich überhaupt auf den Baum gehetzt hatten. Sie hatten keine Chance mehr, mich noch zu bekommen, und daß sie mich jetzt noch ins Wasser bannten, wo längst klar war, daß ich gewonnen hatte, war einfach verdammt unsportlich. Während ich rücklings flußabwärts trieb, schüttelte ich meine Faust gegen den Leithund und bedachte ihn mit den schlimmsten Ausdrücken, die mir einfielen. Ich malte ihm aus, wie ich ihm das Leben vergällen würde, sollte er mir noch einmal über den Weg laufen.

Schließlich wurde der Fluß so breit, daß die B-Meute aufgab, und ich schwamm das letzte Stück der Strecke bis zur Bushaltestelle. Ich zog mich ans Ufer und blieb eine Minute naß, frierend und erschöpft liegen. Als ich mich wieder aufrichtete und über die Mündung des Seitenflüßchens blickte, stand vorn auf der äußersten Landspitze der Leithund und beugte sich vor, als könne der Wind mich vielleicht plötzlich zu ihm zurückwehen. Es ließ sich auf die Entfernung zwar nicht genau erkennen, aber er schien mich mit heraushängender Zunge auszulachen. Die Rechnung war noch längst nicht beglichen, aber fürs erste hatte ich jedenfalls gewonnen, und das wußten wir beide. Ich schaute ihn an auf seinem verlorenen Posten am anderen Ufer, und mein Lachen schallte über den Fluß wie eine letzte Beschimpfung.

## 8. *Omen*

Ich war müde und naß, und langsam wurde mir auch richtig kalt, als ich vom Fluß zu Ricks Haus ging. Ich war stolz darauf, entkommen zu sein, aber ich wußte genau, daß ich nichts gewonnen hatte, wenn ich nicht zu meinem Lager zurückkehrte und nachdrücklich meinen Anspruch auf mein Territorium anmeldete. Jedes Tier kämpft um die Anerkennung seiner Reviergrenzen. Mein Gebiet würde nach den Gesetzen des Waldes den Hunden zufallen, wenn ich versäumte, es zu verteidigen. Ich hatte sie zwar mit List besiegt und einigen sogar ziemlich übel mitgespielt, war aber doch vertrieben worden. Wollte ich vermeiden, bei jedem Gang in den Wald wieder mit ihnen kämpfen zu müssen, so mußte ich mein Recht, dort zu sein, ein für allemal durchsetzen.

Bei Rick trocknete ich meine Sachen und aß etwas. Heißer Kakao wärmte mich wieder auf, und ich war schneller satt, als ich gedacht hätte. Ich erzählte Rick die ganze Geschichte, und auch er kam zu der Überzeugung, daß uns das Recht, im Wald zu sein, streitig gemacht wurde und wir auf diese Herausforderung sofort reagieren mußten, wollten wir nicht in Zukunft ständig in Gebietskämpfe mit den Hunden verwickelt sein.

Wir bewaffneten uns mit unseren Baseballschlägern, Macheten und Messern. Während meine Sachen noch trockneten, kam Stalking Wolf herein. «Du siehst aus wie einer, der gerade jemanden überlistet hat», sagte er. Ich erzählte auch ihm die ganze Geschichte, und als ich fertig war, nickte er. «Dann hast du also die Wächter überlistet.» Er sah mich nachdenklich an. «Vielleicht wird noch etwas ganz Besonderes aus dir.» Er sagte nicht «Besonderes», aber für das indianische Wort, das er gebrauchte, gibt es keine direkte Übersetzung.

Ich fragte ihn, ob auch er der Ansicht sei, daß wir sofort wieder in den Wald gehen und unserem Recht Geltung verschaffen sollten. Er nickte. «Selbst wenn da jetzt niemand ist, müßt ihr gehen», sagte er, und ich begriff, was er meinte. Brachten wir die Sache nicht umgehend ins reine, dann würden zumindest die Schatten der Hunde immer um mich sein, sooft ich den Wald betrat. Um frei zu sein im Wald, muß man in sich selbst frei sein. Ich zog mich an, und Rick und ich brachen auf. «Achtet auf die Omen», sagte Stalking Wolf.

Den ganzen Weg bereiteten wir uns vor auf die letzte große Schlacht um die Pine Barrens — den Hundekrieg. Wir hoben unsere Schläger wie zum Angriff und malten uns aus, wie wir Rücken an Rücken in der tobenden Meute stehen und unser Leben so teuer wie möglich verkaufen würden. Doch als wir das Lager erreichten, waren die Hunde weg, und meine Sachen waren gar nicht so schlimm zerrissen, wie ich befürchtet hatte. Wir schlugen unser Lager auf und warteten, aber von hier unten sah alles so fremd aus, daß ich fast glaubte, an einer ganz anderen Stelle zu sein. Auch die Sterne schienen sich verändert zu haben, und sogar der Baum wirkte irgendwie anders, obwohl ich nicht sagen konnte, woher dieser Eindruck kam. Als die Sonne unterging, war das längst kein so prächtiger Anblick wie aus der Baumkrone, und der Fluß versank nicht so traumhaft im Dunkel, wie ich es in jener Nacht beobachtet hatte. Nachts hörten wir einmal aus weiter Ferne, hinter Stoney Hill, das Gebell der Hunde, aber sie kamen weder in dieser Nacht noch am folgenden Tag in unsere Nähe.

Enttäuscht, weil unsere große Schlacht ausgefallen war, gingen wir wieder nach Hause. Immerhin würden die Hunde merken, daß wir dagewesen waren und die Absicht gehabt hatten zu bleiben. Stalking Wolf fragte mich zu Hause, ob mir irgendeine besonders machtvolle Medizin begegnet sei. Ich erzählte ihm, daß der Ort sich irgendwie «anders» angefühlt hätte. Er sah mich an, als erwarte er nähere Einzelheiten, aber ich konnte nicht mehr darüber sagen, und er nickte nur und wandte sich ohne ein weiteres Wort wieder

seiner Beschäftigung zu.

Eine Woche lang hielten wir uns kampfbereit, doch die Hunde liefen uns nicht über den Weg. Wir kamen zu dem Schluß, daß sie uns entweder auswichen oder Besseres vorhatten, und planten zur Abwechslung mal wieder etwas anderes: eine Fossilienexpedition zu einer alten Müllgrube, die ein paar Kilometer von der Gute-Medizin-Hütte entfernt lag. Es waren eigentlich vier Müllgruben, aber drei davon waren gefüllt, während die vierte aus irgendeinem Grund leer geblieben war – ein großes, quadratisches Loch mit drei senkrechten Wänden und an der vierten Seite einer Rampe für den Bulldozer. Die Grube war annähernd zehn Meter tief, und wir hofften, Versteinerungen und andere interessante Dinge in den Wänden zu finden.

Schon wegen der vielen Vögel, die sich gern dort aufhielten, würde sich der Weg lohnen, selbst wenn wir sonst nichts Besonderes fanden. Am Freitag abend hatten wir noch ein Treffen unserer Pfadfindergruppe und erreichten unser Lager deshalb erst bei Dunkelheit. Wir suchten noch kurz die Grube auf, doch sogar im Mondlicht war ihr Inneres schwarz wie ein offenes Grab, und die Erdhaufen oben um den Rand wirkten wie die Zähne eines gigantischen Hundes.

Bei Tageslicht sah sie weniger bedrohlich aus, und wir begannen früh am Morgen mit unserer Erkundung. Die Rampe war im oberen Teil an einer Stelle eingesackt, und hier war eine zweieinhalb Meter hohe Stufe entstanden. Wir sprangen hinunter in den weichen Grund und sahen uns um. Die Seitenwände waren glatt und fast senkrecht, doch die Rückwand, gegenüber der Rampe, war von der Arbeit des Bulldozers noch voller Einbuchtungen und Vorsprünge. Um die Grube hatten wir Hundespuren gesehen, aber sie waren einen Tag alt und führten außerdem von der Grube weg in die Richtung, wo Blanchards Haus lag. Wir konnten einigermaßen sicher sein, daß die Hunde nicht vor dem Abend zurückkommen würden, wenn überhaupt.

Versteinerungen fanden wir allerdings keine, und was von oben wie ein toter Hirsch ausgesehen hatte, erwies sich als eine alte Plane. Dafür war es faszinierend, den Wolken zuzuschauen, wie sie über die Spitzen der Erdhaufen oben am Rand hinzogen, und wir verbrachten fast den ganzen Vormittag damit. Gegen Mittag kamen wir auf die Idee, die Rückwand zu erklettern. Wenn wir uns Haltelöcher in das weiche und doch feste Erdreich gruben und uns zwischendurch auf den natürlichen Vorsprüngen ausruhten, mußte es zu schaffen sein. In etwa ein Drittel Höhe befand sich ein schmaler Vorsprung, und dahinter war die Wand etwas ausgehöhlt. Darüber ging es fast senkrecht weiter, nur der Rand war ein wenig abgeschrägt, wohl damit die Müllwagen nicht zu nah an die Grube fahren und abstürzten.

Wir waren noch eine Armlänge unterhalb des Vorsprungs, als wir die Hunde entdeckten. Zuerst sah ich nur einen Schatten hinter einem der Erdhaufen oben verschwinden und versuchte, mir einzureden, ich hätte mich getäuscht. Aber dann tauchten sie oben an der Rampe auf. Fünfzehn zählte ich, die zuerst am Rand der Grube entlangliefen, um sich dann an einem Ende zu sammeln. Kein Zweifel, sie sahen uns in der Falle sitzen und freuten sich auf eine leichte Beute.

Sie zögerten eine Weile an der Stelle, wo die Rampe abbrach, während ich wie ein Terrier das letzte Griffloch buddelte. Ich zog mich hoch in die Nische und streckte Rick meine Hand hin, als die letzten Hunde gerade in die Grube sprangen. Ich hatte Rick kaum auf den Vorsprung heraufgezogen, als der erste Hund den Fuß der Wand erreichte. Hier war kaum Platz für uns beide, und ich fing sofort an, neue Haltelöcher in die Wand zu graben. Unter uns bellten die Hunde und sprangen vergeblich an der Wand hoch.

Das Erdreich bestand aus einem weichen und doch ziemlich tragfähigen Gemisch von Lehm und Sand. Normalerweise hätten Löcher von Handlängentiefe genügt, aber die Wand war



derart steil, daß ich sicherheitshalber so tief grub, wie mein Arm reichte. Wenn ich dann weit hineinlangte, möglichst viel Erde in die Hand nahm und die Faust ballte, verkeilte sich meine Hand so fest in dem Loch, daß ich mich hochziehen konnte. Dann mußte ich mit der anderen Hand das nächste Loch graben, und während ich so höher stieg, wurden die Grifflöcher zu Trittmulden für die Füße. In kaum einer halben Stunde hatte ich schon die Hälfte der Strecke geschafft. Rick blieb solange auf dem Vorsprung, damit wir wenigstens nicht beide abstürzten, falls eines meiner Grifflöcher mich nicht trug.

Die Hunde hatten aufgehört zu bellen und liefen herum oder sahen mir beim Klettern zu. Als ihnen endlich klar wurde, was ich vorhatte, rannten sechs von ihnen sofort in Richtung Rampe los. Die übrigen fingen wieder an, die Wand hinaufzuspringen. Rick befand sich zwar weit außerhalb ihrer Reichweite, doch dann verursachten zwei der Hunde einen Erdbeben, der einen Teil des Vorsprungs mitriß. Jetzt lag ihre Basis höher, und sie kamen mit ihren Sprüngen in gefährliche Nähe von Ricks Füßen. Ich grub und wühlte wie ein Wahnsinniger. Ich konnte mir ausrechnen, daß die Hunde vor mir oben am Rand der Grube sein würden. Was dann? Aber als ich einmal über die Schulter schaute, sah ich sie vergeblich an der Abbruchstufe der Rampe hochspringen. Ich rief Rick zu, daß die Hunde in der Falle säßen, und er rief zurück, daß ihm der Boden langsam unter den Füßen wegbröckele. Ich grub weiter.

Für die Hände boten meine Löcher sicheren Halt, aber wenn ich anschließend mit den Füßen hineintrat, brachen sie leicht aus. Rick würde es noch schwerer haben als ich. Er bewarf die Hunde mit Steinen, doch als dabei noch mehr von seiner Standfläche abbrach, ließ er es wieder. Fast wäre er abgestürzt, und als ich einmal hinuntersah, hatte er sich ganz in die Nische gepreßt und die Finger in die Erde gekrallt.

Je weiter ich hinaufkam, desto lockerer wurde die Erde, und ich wußte, daß meine letzten Haltelöcher Rick nicht mehr tragen würden. Ich mußte bis zur Achsel hineinlangen und meine Finger mit aller Kraft in die Erde graben, um mich hochzuziehen. An der Stelle, wo die Randabschrägung begann, brach eins der Fußlöcher ganz aus. Ich bog die Ellbogen mit aller Kraft auseinander, um mich in den Armlöchern festzukeilen, konnte aber mit dem Fuß treten, soviel ich wollte, ich fand keinen sicheren Stand mehr. Schließlich zog ich vorsichtig die rechte Hand heraus und scharfte in Hüfthöhe eine flache Vertiefung aus, in die ich mein Knie pressen konnte. Ich grub ein neues Griffloch und zog mich hoch.

Die Hunde hatten ihre Versuche, die Stufe in der Rampe zu überwinden, aufgegeben und tobten ihre Wut aus, indem sie Rick anbellten und an der Wand hochsprangen. Immer wieder kam es dabei vor, daß einer etwas Erde wegriß. Ricks Lage wurde mit jeder Minute prekärer. Ich buddelte mein letztes Griffloch und zog mich über den Rand der Grube.

Ich rief Rick zu, ich würde das Seil und die Schläger vom Lager holen. Dann lief ich oben am Rand entlang in der Hoffnung, die Hunde von Rick ablenken zu können. Etwa zehn von ihnen folgten mir unten, und die übrigen versuchten noch einmal, über die Rampe aus der Grube zu kommen. Ich rannte, so schnell ich konnte, zum Lager und zurück. Als ich die Grube wieder erreichte, hatten sich die meisten Hunde vor der Rückwand hingelegt, nur einige bellten noch halbherzig zu Rick hinauf. Einer stand auf dem Haufen abgerutschter Erde, die Vorderpfoten an der Wand, und blaffte Rick an. Ich warf Rick das Seilende herunter, aber er erreichte es nicht und mußte jetzt erst einmal an meinen nicht mehr allzu festen Haltelöchern ein Stück hinaufklettern.

Als er sich abstieß, rutschte der Rest des Vorsprungs, auf dem er gestanden hatte, zu Tal. Rick mußte sehr vorsichtig zu Werk gehen. Ich war größer als er, und deshalb lagen die Löcher für ihn etwas zu weit auseinander und waren zu tief. Je höher er kam, desto unsicherer wurde sein Halt, und schließlich mußte er dazu übergehen, neue Löcher zu

graben. Als er in Höhe des Seilendes war, brach erst die eine Trittmulde aus, dann die andere, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich von der Wand abzustoßen, um das Seil im Sprung zu erwischen.

Der Ruck riß mich fast über den Rand. In der Eile hatte ich ganz vergessen, das Seil zu sichern, und mußte nun Ricks ganzes Gewicht allein tragen. Ich hatte das Seil so gelegt, daß es mir den einen Arm hinauf-, dann über die Schulter und den anderen Arm wieder hinunterlief, und wenn ich die Fersen in den Boden grub und mich zurücklehnte, konnte ich Ricks Gewicht gerade halten. Ich hatte mir den Ruck allerdings nicht so heftig vorgestellt und stand deshalb zu nah am Rand, so daß ich beinahe hinuntergezogen wurde. Ich spürte, wie ich Zentimeter um Zentimeter Boden verlor, und schrie Rick zu, er solle sich beeilen. Den flacheren Teil der Randabschrägung war ich schon runtergerutscht, als Rick endlich über dem Rand erschien. Ich lehnte mich so weit zurück, daß ich fast den Boden berührte. Rick hangelte sich blitzschnell das letzte Stück hinauf und über mich weg, um mir dann sofort seine Hand zu reichen und mich wieder hochzuziehen.

Lange Zeit saßen wir keuchend da und schauten die Hunde an, die uns jetzt ausgeliefert waren, so wie ich auf dem Baum ihnen ausgeliefert gewesen war. Einige von ihnen schienen das zu spüren und sprangen wie rasend an der Abbruchstufe in der Rampe hoch, aber vergeblich. Sie saßen in der Falle, und sie wußten es. Während ich den Hunden zuschaute, stiegen ein Haß und eine kalte Wut in mir hoch, wie ich sie noch nie empfunden hatte: Es war nicht die Erinnerung an die Hunde am Fluß, es war das Bild jenes einen, der mich vor Jahren aus dem Gebüsch angesprungen hatte. Das nackte Entsetzen hatte sich längst in untergründig schwelenden Zorn verwandelt. Jetzt würden diese Hunde meine Opfer sein. Wir suchten das Gelände nach möglichst großen und schweren Wurfgeschossen ab. Eine Stunde lang schleppten wir Holzklötze, Ziegelsteine und dergleichen heran. Die Hunde rannten unten knurrend und bellend herum.

All die Angst, die ich um Rick ausgestanden hatte, während ich zum Lager gerannt war, all das Grauen, das sonst nur in meinen Träumen aufstieg, kam jetzt in mir hoch, und ich hob einen mächtigen Balken mit beiden Armen. Ich empfand in diesem Augenblick nichts als Haß — auch wenn mir später klar wurde, daß ich in Wirklichkeit von Angst getrieben war, denn Haß ist nichts als umgestülpte Angst. Während ich noch den Balken über mir hielt, dachte ich daran, was die Hunde mit uns gemacht hätten, wären wir beim Aufstieg aus der Grube abgestürzt. Ich sah die Schnauzen nach uns schnappen. Ich stellte mir vor, wie das wäre, noch halb betäubt vom Sturz, zwischen ihnen zu liegen und verzweifelt um mich zu schlagen, während sie mir das Fleisch von den Knochen rissen — und warf den Balken mit aller Kraft.

Er kam mit solcher Gewalt unten an, daß er mitten unter den Hunden in der Erde steckenblieb, aber keinen verletzte. Ich griff nach dem nächsten Geschoß. Rick stand einfach nur da und nahm nichts in die Hand. Ich wußte, was er dachte, denn ich hatte es selbst schon gedacht. Die Hunde saßen in der Falle und hatten keine Chance. Es war nicht in Ordnung, so über sie herzufallen. Aber die Erinnerung an all die vielen Male, wo ich unterwegs irgend etwas Interessantes gefunden hatte und näher betrachten wollte, um dann mit eisigem Schreck diesen einen Hund wieder auf mich losspringen zu sehen, war jetzt stärker. Ich hob einen schweren Stein auf und ging wieder an den Rand der Grube. Rick sagte nichts. Ich wählte mir einen Hund zum Ziel – ich würde ihn gewiß nicht verfehlen.

Doch als ich mit dem Stein in der Hand ausholte, blickte mein Opfer zu mir herauf und legte den Kopf schief, wie es Hunde manchmal tun. Meine Wut verrauchte augenblicklich. Er sah gar nicht mehr aus wie eine wilde Bestie; er hätte mein Hund sein können. Ich ließ den Stein fallen und wandte mich ab. Rick zuckte die Schultern. «Großvater

sagt, sie sind die Wächter», meinte er. Und er hatte recht. Wären die Hunde nicht, dann würde es hier nur so von Menschen wimmeln, die überall ihre Bierdosen herumliegen ließen, die Bäume zerstörten und das Wild abknallten. Als ich wieder zu den Hunden hinunterschaute, sah ich sie plötzlich nicht mehr als Todfeinde, sondern als Gegner, die wie alle anderen Lebewesen ihre Aufgabe im Gesamtmuster des Lebens hatten und uns ebenso wenig aus Bosheit nachstellten wie eine Eule einem Kaninchen. Jetzt war es mir plötzlich nicht mehr möglich, sie zu töten.

Das bedeutete aber auch, daß wir sie nicht in der Grube lassen durften, denn dort waren sie verloren. «Dann müssen wir wohl sehen, wie wir sie da rauskriegen», sagte ich. Rick schleppte schon Material an den Rand. Wir warfen unsere ganze «Munition» so, daß sie unten am Fuß der Stufe einen Haufen bildete, aber das reichte noch längst nicht. Wir hatten uns bald in Schweiß gearbeitet, und Rick ging erst einmal zum Lager, um Verpflegung zu holen, während ich mich nach anderen Möglichkeiten umsah, die Hunde zu befreien. Wir setzten uns auf einen Erdhaufen und aßen. Rick warf ein Stück von seinem Brot in die Grube, und bald standen alle Hunde erwartungsvoll schwanzwedelnd und bellend da. Mir fiel jetzt erst auf, wie unglaublich hungrig einige von ihnen sein mußten. Jene, die zuerst anfangen zu betteln, waren fast noch als wohlgenährt zu bezeichnen, aber die übrigen waren mager, fast ausgemergelt. Wir überließen ihnen den Rest unseres Mittagessens und holten aus dem Lager Nachschub. Je länger wir sie fütterten, desto ähnlicher wurden sie normalen Haushunden und desto mehr taten sie uns leid in ihrer mißlichen Lage.

Nachdem wir noch eine Zeitlang gesucht hatten, fanden wir schließlich einen alten Kühlschrank, mit dessen Hilfe die Befreiung vielleicht glücken würde. Wir schoben und zerrten ihn über das Gelände, bis er direkt an der Abbruchkante der Rampe stand. Die Hunde begannen wieder heraufzuspringen, und jetzt wirkten sie plötzlich gar nicht mehr nett und umgänglich. Es waren Wildtiere, die unter harten Gesetzen lebten und sich dadurch auf eine Weise verändert hatten, die man nicht mit ein paar Futterhappen wieder umkehren konnte. Jetzt waren sie wieder die Wächter, und vier von ihnen hätten uns als Gegner vollauf genügt. «Weißt du, was passiert, wenn wir dieses Ding da reinschubsen?» fragte ich Rick. Er betrachtete die Hunde, als sähe er sie jetzt auch mit anderen Augen, und sagte: «Ja, dann stehen wir zwischen fünfzehn Kötern, die nicht genug zu Mittag hatten.»

Rick holte das Seil, und ich schlug einen Pflock in den Boden. Wir banden das eine Ende des Seils um den Kühlschrank, kippten ihn etwas und banden das andere Ende des Seils am Pflock fest. Dann baute ich aus kleinen Zweigen einen Kegel unter dem Seil, während Rick vom Lager eine unserer Kerzen holte. Wir zündeten die Kerze an, stellten sie unter den kleinen Kegel – und rannten. Eine Viertelstunde warteten wir vergeblich darauf, daß das Holz Feuer fing und das Seil durchbrannte. Einmal stieg ein Rauchwölkchen auf, aber das war auch alles. Das Seil hielt. Wir losten durch Grashalmzupfen aus, wer hingehen mußte. Dabei nimmt jeder einen Grashalm zwischen Daumen und Zeigefinger und zieht. Meiner riß kurz unter der Spitze ab, während sich Ricks erst ganz unten an der Wurzel löste. Ich nahm meine Machete und ging zurück zur Grube.

Unterwegs sagte ich mir, das mit dem Kühlschrank würde vielleicht gar nicht funktionieren oder es würde eine Weile dauern, bis die Hunde ihre Chance erkannten, aber als ich das Seil kappte, wußte ich, daß sie oben sein würden, wenn ich noch keine zehn Schritte gelaufen war, und ich hatte recht. Ich rannte schneller, als ich es mir je zugetraut hätte, auf die Bäume zu. Ich hörte das Bellen näher kommen, wußte aber, daß ich mich auf keinen Fall umdrehen durfte, denn dann würde ich stolpern – und aus. Dem Gebell nach mußten sie mich schon fast überholt haben, aber dann merkte ich, daß sie mich nicht jagten, sondern

einfach mitliefen. Zuerst dachte ich, sie wollten mich umzingeln und dann stellen. Ich blieb stehen und zog meine Machete. Aber die Hunde umsprangen mich schwanzwedelnd. Ich konnte es kaum fassen. Sie benahmen sich geradezu wie wohlerzogene Haushunde.

Rick kam hinter seinem Baum vor, und die Hunde begleiteten uns zum Lager, wo wir ihnen noch einmal zu fressen gaben. Sie machten es sich bequem oder spielten herum, und manchmal kam sogar einer herüber, um sich kraulen zu lassen. Als wir uns schlafen legten, taten sie es auch. Am Morgen waren sie verschwunden, und alles wirkte so, als wären sie nie dagewesen. Vielleicht, so sagten wir uns, waren es wirkliche Geisterhunde, die mit der Sonne verschwanden. Aber selbst wenn es normale Hunde waren, so waren es gewiß keine gewöhnlichen Hunde: Das ganze Erlebnis bedeutete für uns sehr gute Medizin.

Etwa ein Jahr später gingen Rick und ich über eine Wiese und sahen ein Hunderudel aus dem Wald brechen. Direkt an der Straße war noch ein einsamer Camper, der wohl gerade sein Zelt abgebrochen hatte und seine Sachen im Wagen verstaute, aber da wir den Hunden viel näher waren, kamen sie direkt auf uns zu, immer abwechselnd aus dem hohen Gras auftauchend und darin verschwindend. Sie gaben die typischen Hatzlaute einer jagenden Meute von sich, wie ich sie schon so oft gehört hatte – mit diesem besonderen Tonfall, der anzeigt, daß sie eine leichte Beute vor sich zu haben glauben. Das ist ein ganz eigenartiger Laut, der einem schier das Blut in den Adern gerinnen läßt. Als ich Jahre später die Lebensgewohnheiten der größten Hundemeute in den Pine Barrens auskundschaftete, lernte ich am Tonfall ihres Geheuls genau zu unterscheiden, hinter welcher Art von Wild sie her waren und welches Risiko, selbst zu Schaden zu kommen, damit verbunden war. Noch heute kann ich diesen Laut mühelos von jedem anderen unterscheiden, weil er einfach tief im Innern sitzende Erinnerungen wachruft, die rational nicht zu erklären sind.

Genau dieser Laut ließ uns jetzt auf der Wiese augenblicklich nach einem Baum oder einer Waffe Ausschau halten – und dennoch blieben wir regungslos stehen und blickten ihnen entgegen. Ihre Bewegungen waren von einer geschmeidigen, natürlichen Schönheit, so hinreißend wie jedes andere Wunder, das einem in den Wäldern begegnen mag. Die Sprünge, mit denen sie sich aus dem Gras hoben und wieder eintauchten, faszinierten einfach durch ihre Vollkommenheit. Ich duckte mich, so daß ich die Grasspitzen in Augenhöhe hatte, und von hier aus wirkten sie wie die in gleitenden Bögen schwimmenden Delphine, die ich einmal beim Surfen an der Küste beobachtet hatte. Für einen Moment sah ich nicht die Hunde, sondern nur diese Bewegung, und verstand, daß ihr Angriff so schön war wie ihre Freundschaft. Ich richtete mich wieder auf und sah sie immer näher kommen, ohne zu wissen, was ich tun würde, wenn sie da waren – aber was immer das auch sein würde, es würde Teil jenes großen Musters sein, zu dem auch die Bewegung der Hunde gehörte. Sie waren jetzt so nah, daß ich bereits einzelne Tiere wiedererkannte, und ich wartete darauf, daß auch sie uns erkannten. Aber als sie nur noch fünfzig Schritt entfernt waren, begann ich mich zu fragen, wie sehr der Hunger wohl das Gedächtnis trübt und ob sie überhaupt dasselbe Erinnerungsvermögen besaßen wie ich.

Aber plötzlich klang das sirenenartige Heulen ab, und die Meute schwenkte in einem weiten Bogen auf den Mann an der Straße zu. Der ließ alles fallen, sprang in seinen Wagen und kurbelte in größter Hast die Fenster hoch. Der erste Hund erreichte den Wagen, als der Mann gerade das letzte Fenster hochdrehte, und er prallte förmlich

zurück, als plötzlich eine Doppelreihe gefletschter Zähne unmittelbar vor seiner Nase auftauchte. Zwei Hunde sprangen auf die Haube und bellten ihn durch die Windschutzscheibe an – geduckt, damit er sich ihre furchtbaren Reißzähne auch genau ansehen konnte.

Die übrigen Hunde nahmen sich seiner Ausrüstung an und zerlegten alles auf der Suche nach Freßbarem. Er ließ den Motor an und donnerte mit qualmenden Reifen los. Die Hunde waren rechtzeitig abgesprungen, aber er fuhr trotzdem in wilden Schlangenlinien, wie um nachträglich noch imaginäre Hunde abzuschütteln.

Wir warteten ab, was geschehen würde, wenn die Hunde mit der Ausrüstung des Geflohenen fertig waren. Damals, vor über einem Jahr bei der Müllgrube, als die Hunde neben mir gelaufen waren, hatte es einen Moment gegeben, wo ich anhalten und mich stellen mußte. Es war ein schrecklicher und zugleich wunderbarer Augenblick gewesen, und ich hoffte, daß er sich wiederholen würde. Aber die Hunde nahmen nur, was sie fanden, und verschwanden dann einer nach dem anderen am gegenüberliegenden Ende der Wiese im Wald, ohne sich noch einmal umzusehen. Ich hatte das höchst sonderbare Gefühl, Zeuge einer Art militärischer Ehrenbezeugung zwischen Neutralen zu sein, die eines Tages vielleicht in die Lage kommen könnten, einander töten zu müssen.

Vielleicht waren sie bei unserer ersten Begegnung ein gerade erst gebildetes Rudel aus Versprengten einer anderen Meute und einigen gerade erst verwilderten Neulingen gewesen – eine noch nicht ganz gefestigte Meute, die sich aufgrund irgendeiner undurchschaubaren Hundelogik unserer Überlegenheit gebeugt hatte. Vielleicht waren sie inzwischen ganz verwildert und wahrten eine Art Waffenstillstand, weil sie sich noch dunkel an eine Niederlage erinnerten. Unerklärlich blieb jedoch, warum sie uns nicht angesehen hatten, was doch ganz natürlich ist, wenn man an einem gefährlichen Gegner vorbeikommt.

In beiden Fällen waren sie jedenfalls ein Omen. Ein Omen ist ein herausragendes Ereignis, an dem die Natur uns teilnehmen läßt und dessen Widerschein noch eine Zeitlang über unserem Leben liegt. Findet man für ein solches Ereignis eine einfache, praktische Erklärung, so bedeutet das noch längst nicht, daß sie die einzige ist; nichts läßt sich aus seinen einzelnen Elementen erklären, mögen die noch so klar auf der Hand liegen, sondern nur als Teil eines umfassenden Gesamtprozesses begreifen. Beim Anblick der Hunde war mir, als würde ich von einer größeren Kraft gestreift, als nähme ich ein komplexes Muster wahr, ohne es jedoch ganz verstehen zu können. Sie waren ein Omen, Zeichen einer stets gegenwärtigen Ganzheit jenseits aller Erklärungen.

Wenn Stalking Wolf etwas ein Omen nannte, meinte er damit nicht einen Hinweis auf kommende Ereignisse. Ein Omen ist ein Ereignis, das alles Kommende interpretiert und alles Vergangene in einem neuen Licht erscheinen läßt. Durch gute Medizin, schlechte Medizin und Omen verändert sich unser Verständnis für unsere Beziehung zur Welt. Nichts ist mehr ganz genauso wie früher, wenn dir ein Omen begegnet ist.

## 9. *Meisenleben*

Von allen Vögeln verehrte Stalking Wolf eine Meisenart am meisten, die wir Chickadee nennen — mehr als den Falken oder die Eule. Jedes Tier hatte etwas Bewunderns- und Nachahmenswertes, und Stalking Wolf hielt uns das eine oder andere gern als Beispiel vor Augen, dem wir nacheifern sollten. Wir lernten, geduldige Beobachter zu sein wie die Eule. Wir wurden schlau nach dem Vorbild der Krähe und schulten unseren Mut am Beispiel des Hähers, der eine zehnmal größere Eule angreift, um sie aus seinem Revier zu vertreiben. Über allen stand jedoch, wegen seines unerschütterlichen Lebensmuts, der kleine, unscheinbare Chickadee.

Wegen seiner rückhaltlosen Lebensfreude wurde er unser Idol. Im ungemütlichsten Wetter, wenn alle anderen Vögel irgendwo im Unterholz hinter einer Schneewehe auf freundlichere Stunden warten, bleibt der Chickadee unentwegt in Aktion und wird nicht müde, das kleine Verslein zu singen, dem er seinen Namen verdankt: *Tschickadii-dii-dii*. Wenn der Fuchs sich unter einem Bäumchen eingerollt hat und sich vom Schnee zudecken läßt, um warm zu bleiben, zieht der Chickadee vergnügt seine Schleifen über der weißen Fläche und pfeift laut heraus, daß er da ist und lebendig ist und sich darüber freut.

Der Chickadee wirkt auf den ersten Blick nicht gerade besonders überlebenstüchtig. Man kann die Hand um einen dieser Vögel schließen, ohne ihn zu verletzen. Es gibt bessere Flieger; die Schwalben sind anmutiger, die Greifvögel aufregender in ihrem Flug. Aber keiner fliegt mit soviel tollkühner Lust am Fliegen wie der Chickadee. Er lebt von seinem freudigen Glauben ans Leben. Wenn alles sich einrollt, um abzuwarten oder zu sterben, wirft er sich mitten ins Geschehen. Ich habe seinen tänzerisch-rhythmischen Ruf schon durch das Heulen eines Schneesturms gehört, so als wäre es für ihn die verrückteste Form der Selbstverleugnung, sich vor einem Sturm zu verkriechen. Seine Stimme dringt aus der kalten Stille wie der letzte Laut der Welt, und er singt so, daß alles, was der Schnee unter sich begraben hat, weder weg noch tot ist — das Leben überlebt irgendwo und wird schöner denn je zurückkehren. Die Freude in seinem Gesang sagt, daß jeder, der sich vor dem Sturm verkriecht, das Beste verpaßt.

Rick und ich dachten auch so. Wir liebten den Sturm; «Unwetter», das hielten wir für einen höchst unpassenden Ausdruck. Wir saßen oft am Strand und sahen die Stürme heranrollen. Je nach Jahreszeit besaßen sie ganz unterschiedlichen Charakter. Winterblitze waren anders als Sommerblitze, und selbst in der Farbe der Wolken konnten wir deutliche Unterschiede erkennen. Eis hing im Sommer weit oben im Himmel, ganz tief dagegen im Januar und Februar beim Aufmarsch der schweren Schneewolken, und es ließ den Sonnenuntergang dann blaßrot und violett leuchten. Auch die Richtung, aus der der Wind wehte und Schnee oder Regen kamen, wechselte mit der Jahreszeit. Sahen wir eine kompakte Wolkenbank, die ihre eigene Dunkelheit hinter sich herzog, dann suchten wir uns wie die Tiere ein Plätzchen, richteten uns irgendwo im Unterholz ein, um das Gewitter kommen zu sehen. Natürlich wurden wir naß, und natürlich war uns manchmal auch ziemlich kalt, und doch fühlten wir uns selbst im schlimmsten «Unwetter» draußen wohler als in einem Haus, das all das von einem fernhält.

Wir hatten nie Angst vor Stürmen. Sie veränderten die Welt, machten aus allem, was man sah, etwas anderes. Der Sturm bog die Äste und veränderte das ganze Blätter- und Nadeldach des Waldes. Der Schneesturm rundete alles zu sanften Schwüngen und fror die Bewegungen der Bäume und Äste in der Zeit fest. Der Sturm war so schön — uns vor ihm «in Sicherheit» zu bringen, erschien uns ganz und gar sinnlos. Die Natur konnte uns nichts anhaben, solange wir ein Teil von ihr waren, solange wir ihr vertrauten. Wir

waren unter den unglaublichsten Umständen draußen im Freien, und uns geschah nie etwas, weil wir das als ganz natürlich empfanden. Auch die Tiere, die über weit weniger Schutzmöglichkeiten verfügten als wir, überlebten jedes Unwetter, weshalb sollten wir uns also verkriechen? Mit Stalking Wolfs Hilfe hatten wir gelernt, uns wie die Tiere auf Kälte einzustellen, und wir hatten gelernt alle Mittel des Überlebens zu nutzen.

Nicht jeder verstand das, am wenigsten aber die beiden Pfadfinderführer, die unser erstes Winterlager leiteten. Bald nachdem wir in die Gruppe eingetreten waren, wurde uns klar, daß wir bei den Pfadfindern kaum etwas über die Natur und das Überleben lernen konnten, was wir nicht schon von Stalking Wolf wußten oder im Pfadfinderhandbuch gelesen hatten. Aber immerhin bot sich uns hier die Möglichkeit, neue Wälder im Süden kennenzulernen, und das Winterlager war natürlich eine phantastische Gelegenheit. Schon Stunden vor den «Frühaufstehern» stromerten wir durch den Wald. Wir waren noch nicht lange in der Gruppe und hatten wenig Sinn für jene Art von Disziplin, mit der man verhindern will, daß jemand sich verirrt oder sonstwie zu Schaden kommt. Wir brauchten niemanden, der uns im Wald oder vor dem Wald beschützte – das war für uns eine ganz unbegreifliche Vorstellung. Also standen wir sehr früh auf und folgten unserem Erlebnisdrang, wohin er uns führte.

Wir erkannten bald die untrüglichen Anzeichen eines nahenden Schneesturms, und es würde einer von der prächtigsten Sorte werden. Er begann, sich am westlichen Himmelsrand zu ballen, und wir sahen uns nach einem Platz um, wo wir den Sturm abwarten und beobachten konnten. Wir wußten allerdings auch, daß wir uns damit Ärger einhandeln würden. Unsere Eltern hatten uns immer wieder ermahnt, nicht einfach wegzugehen und alle anderen in große Sorge um uns zu stürzen; also beschlossen wir, uns mehr in der Nähe des Lagers aufzuhalten, und trösteten uns mit dem Gedanken, daß vielleicht einer der Gruppenführer etwas über Unwetter wußte, das uns noch neu war.

Der Gruppenleiter war ein wirklich wohlmeinender und bemühter Mensch, aber er wirkte in jeder Lebenslage so, als säße er hinter einem Schreibtisch. Er sah nicht aus wie jemand, der uns über die Wildnis noch was beibringen konnte, aber wir waren stets bereit, von jedem zu lernen, und oft genug erfuhren wir gerade von solchen Menschen etwas für uns Wertvolles, bei denen wir es am wenigsten erwartet hätten. Ich hatte eine Menge von den alten Pineys gelernt, vor allem von einem alten Mann, der im Wald lebte und die Hirsche fütterte. Er kannte jedes einzelne seiner Tiere genau, sie kamen zu ihm hin und fraßen ihm aus der Hand, während sie sich von mir stets fernhielten.

Wir gingen also durch den Wald zum Lager zurück und sahen den dunkelgrauen, nach oben hin bräunlichen Wolken zu, wie sie mit ihren langen Schneeschleppen näher kamen. Keine Viertelstunde nach unserem Aufbruch lag schon alles unter einer dünnen Schneedecke. Auf halber Strecke blieben wir auf einer kleinen Anhöhe stehen und blickten zurück, den Weg entlang, den wir gekommen waren. Wie ein niedriges Dach hingen die Wolken über dem kleinen Tal hinter uns, und der Schnee fiel so dicht und gleichmäßig, daß er eine feste Verbindung zwischen Wald und Himmel zu bilden schien.

Dieser Vorhang bewegte sich auf uns zu, und wenn er uns erreichte, würde es keinen Sinn mehr haben weiterzugehen; wir mußten uns dann einrichten, wo wir waren. Andererseits durften wir jetzt aber auch nicht zu schnell gehen, denn ist man erst mal verschwitzt, kann man nicht mehr die letzte und einfachste Überlebensmöglichkeit im Schneesturm nutzen: sich einfach hinzulegen und einschneien zu lassen. Aber wir machten uns keinerlei Sorgen um unser Leben. Wenn es hart auf hart kam, würden wir uns einfach irgendwo in eine Schneewehe eingraben. Wir waren überall sicher. Wir konnten uns jederzeit aus Ästen ein behelfsmäßiges Lean-to bauen, und wenn wir Bedürfnis nach Luxus hatten, würde ein kleines Feuer aus trockenen Kiefernadeln uns wärmen.

Der Sturm holte uns ein, bevor wir das Lager erreichten. Beständig fiel ein feiner

Pulverschnee, der alles verwandelte. Wir tappten wie hypnotisiert durch die Gegend und staunten nur noch. Hierhin und dahin wendeten wir uns, um nichts Interessantes zu versäumen, und hätte jemand unsere Spuren gesehen, er wäre ganz sicher gewesen, daß sie von zwei Verirrten stammten. Auf diese Weise dauerte der Rückweg zum Lager natürlich ziemlich lange, aber wir fühlten uns prächtig, und obwohl das Gehen immer beschwerlicher wurde, durchstreiften wir den Wald mit derselben reinen Freude, mit der ein Chickadee im dicksten Schneetreiben von Ast zu Ast fliegt.

Wir waren zufrieden mit diesem Tag und freuten uns sogar ein bißchen darauf, dem Sturm aus einer behaglichen Koje unter dem großen Lean-to des Lagers zuzusehen – auch wenn uns das natürlich in gewisser Weise vom wirklichen Geschehen abschnitt. Man muß mitten *im* Sturm sein, um das ehrfürchtige Staunen zu verstehen, das den Chickadee mit solcher Freude erfüllt. Und wenn wir drinnen das Gefühl bekamen, zu wenig vom «Unwetter» mitzukriegen, konnten wir ja jederzeit wieder nach draußen gehen. Man hatte uns die ganz hinten an der Rückwand liegenden Kojen zugewiesen, die am besten gegen das Wetter abgeschirmt waren – wahrscheinlich, weil wir neu in der Gruppe waren und niemand um unsere Fähigkeiten im Umgang mit der Natur wußte oder einfach weil wir die Jüngsten waren. Wir fragten uns, ob wir wohl jemanden aus den ganz vorn an der offenen Seite liegenden Kojen überreden konnten, mit uns zu tauschen. Rick hielt das für unwahrscheinlich, denn wer gibt schon freiwillig einen Platz auf, von dem aus er einen so großartigen Ausblick hat? Die Situation, die wir dann im Lager tatsächlich antrafen, blieb uns völlig unverständlich.

Der Führer kam uns jammernd und händeringend entgegen. «O Gott, da seid ihr ja endlich», sagte er. «Wir dachten, ihr seid längst tot.» Ich schaute Rick an, um zu sehen, ob er begriff, wovon dieser Mann da mit klappernden Zähnen redete. Aber Rick sah ihn nur mit großen Augen an und fragte: «Wer ist tot?» Erst jetzt fielen mir die blaugefrorenen Lippen des Gruppenleiters auf. Er sah aus, als hätte er eine Stunde lang mit dem Gesicht im Schnee gelegen. Seine Hände, bis dahin zum Wärmen unter die Achseln geklemmt, erhoben sich hilflos fuchtelnd in die Luft. «*Wir* sind tot!» schrie er.

Er wirkte auf mich wie jemand, der sich am Rand einer Panik befindet, aber er war doch ein Erwachsener, und so konnte das wohl nicht sein. Uns hatte dieser Tag derart viel Spaß gemacht, daß ich eine Minute brauchte, bis ich merkte, daß er es ernst meinte. «Ich kriege kein Feuer in Gang», greinte er. «Dieser Wind. Ein richtiger Schneesturm ist das.» Ein Unheil nach dem anderen schien ihn heimgesucht zu haben, und jetzt brach er allmählich zusammen. «Und wir kriegen die Autos nicht mehr flott. Wir haben nur eine Stunde gewartet, und da saßen sie schon völlig fest. Wir werden hier verrecken, wenn wir nicht von irgendwoher Hilfe bekommen!» Er schrie, als wären wir zu dumm, das ganze Ausmaß der Katastrophe zu erfassen.

Aber dann sah er uns an, als wäre irgend etwas Seltsames an uns, das er nicht recht benennen konnte. Er ging einmal um uns herum wie eine Vogelmutter, deren Eier nicht so liegen, wie sie sollten. Wir waren lange durch den Sturm gelaufen, und ihm muß wohl aufgefallen sein, daß wir weder sonderlich verfroren noch entsprechend demoralisiert wirkten. Der Umstand, daß wir nicht froren und ganz ruhig waren, zusammen mit der Tatsache, daß er völlig verzweifelt war, führte dazu, daß er uns zuhörte.

«Möchten Sie, daß wir in die Stadt gehen?» fragten wir, und wieder fuchtelte er mit den Armen. «Nein! Nein! Das sind ja bestimmt zwanzig Kilometer!» Tatsächlich waren es in gerader Linie nur elf Kilometer, und von unserer Gute-Medizin-Hütte aus waren wir schon längere Strecken durch den Schnee gelaufen. Also boten wir an, nach Abklingen des Sturms aufzubrechen. «So lange können wir nicht warten», erwiderte er. «Wir brauchen jetzt Hilfe.» Er sagte das mit dem halbirren Gesicht eines Mannes, der vergessen hat zu



hinterlassen, wo in dem riesigen Naturschutzpark er sich mit seiner Gruppe aufhalten wird, und deshalb für die nächsten Tage keine Hilfe von außen erwarten kann.

Wir schauten in die Lean-to's. Das waren nach vorn hin offene, garagenartige Dinger mit nach hinten abfallendem Dach. In jedem standen zehn Armeeliegen mit Metallrahmen. In allen drei Lean-to's lagen die Jungen in ihren Schlafsäcken – jeder für sich, weinend und zitternd oder still den Tod erwartend. Ich konnte es einfach nicht glauben. Sie hatten die offizielle Auskunft erhalten, daß sie sterben würden, und bereiteten sich nun, jeder auf seine Weise, darauf vor, aber keiner machte Anstalten, irgend etwas dagegen zu unternehmen. Sie hätten sich nur alle in einer Ecke zusammenkauern und die Schlafsäcke über sich breiten müssen, dann brauchte hier keiner zu frieren.

Wir erzählten dem Leiter, wir seien schon oft bei Schneefall im Wald gewesen und könnten ohne weiteres ein Feuer machen, wenn er nur dafür sorgte, daß alle sich im mittleren Lean-to versammelten und die offene Vorderseite irgendwie abgeschirmt wurde. Jetzt, da die Sache wieder eine Richtung zu bekommen schien, beruhigte er sich zusehends, rief alle zusammen und schirmte den Raum nach vorn hin mit zwei umgekippten Klapptischen so ab, daß dazwischen ein Platz frei blieb, wo wir das Feuer machen konnten.

Wir entfachten das Feuer auf bewährte Art und Weise, mit Zedernschnitzen und zerstampften Kiefernadeln. Wir losten aus, wer den Windschutz abgeben mußte, und ich verlor. Man muß dabei die Jacke wie ein Flügelpaar öffnen und sich einem Vogel gleich über das glimmende Feuer hocken. Steht man dann nicht schnell genug auf, wenn die Zweige Feuer fangen, kann man einen ziemlich heißen Bauch bekommen; springt man zu früh weg, geht das Feuer wieder aus. Man braucht dazu also sehr viel Feingefühl, und diesmal zog ich mich ein bißchen spät zurück, aber nachdem ich den Schwelbrand auf meinem Pullover ausgeschlagen hatte, war das Feuer richtig in Gang. Wir stellten die Tische so, daß sie als Wärmereflektoren dienten, und schon bald wurde es im Lean-to geradezu behaglich.

Nachdem die Leute nun wieder warm und verwendungsfähig waren, entspannte sich die Lage beträchtlich. Wir verbesserten unsere Heizung noch durch Alufolie, die wir über die Tischplatten spannten. Nach einer Weile konnten wir die etwas robusteren Naturen schon wieder zum Holzholen rausschicken. Als es zu dunkeln begann und alles in bequemer Reichweite liegende Holz herangeschafft, aber zum größten Teil auch schon wieder verbraucht war, boten Rick und ich uns an, die ganze Nacht aufzubleiben und das Feuer zu unterhalten. Bei jedem Gang mußten wir, unseren eigenen Spuren folgend, ein wenig weiter in den Schnee hinaus, um Holz zu holen. Wenn wir dabei schwitzten und die Feuchtigkeit zu einer Kältebrücke wurde, blieben wir eine Weile am Feuer sitzen, bis wir wieder ganz trocken waren.

Wir schauten dem Schnee zu, der in großen, wirbelnden Flocken fiel, und der Wald schien von langsam steigendem weißen Wasser überflutet zu werden. Der Schnee fiel und fiel, verschluckte das Ferne und ließ das Nahegelegene verschwimmen. Wir lachten über die in ihre Schlafsäcke vergrabenen Schläfer, die all das verpaßten. In der Morgendämmerung hörte es auf zu schneien, aber der Wind blies so stark, daß die ganze Gegend trotzdem in ein einziges Schneegestöber getaucht war, und überall türmten sich die Schneewehen höher und höher. Es wurde heller, und wir sahen die Ausläufer des Sturms über uns hinwegziehen; der Wind formte den Schnee zu immer neuen Gestalten, die er dann, wie ein allzu selbstkritischer Künstler, wieder einebnete, um neue zu bilden. Während wir diese wandernde Formenwelt beobachteten, zog irgendwo hinter den Wolken der Morgen herauf. Ständig war das leise Verzischen ins Feuer gewirbelter Flocken zu hören.

Wir kamen ziemlich ins Schwitzen bei unserer Arbeit am Feuer und mußten uns auf unseren Gängen durch den kalten Wind beeilen. Der Sturm war vorbei, hatte aber ein Abbild der inneren Bewegungen des Waldes, denen er auf seinem Weg folgen mußte, in den Kurven und Formen der Schneeverwehungen hinterlassen. Nichts rührte sich außer den Chickadees, die den Schnee bejubelten oder verkündeten, daß gewiß jeder in seinem Versteck den Sturm überlebt hatte, wenn sie es wieder einmal ohne jeden Schutz geschafft hatten. Was die anderen Vögel erst im Frühjahr singen, rufen sie schon im Winter aus: daß die Wiedergeburt der Welt gleich hinter der nächsten Ecke liegt.

Bald würden die Tiere herauskommen und nach Freßbarem suchen, und Rick und ich freuten uns auf einen ganzen Tag des Fährtenlesens. Etwa zwei Stunden später kam die Sonne raus, und genau in diesem Augenblick bog ein riesiger Armeelastwagen um die Kurve und fuhr auf die Lichtung. Ein Mann im Arbeitsanzug sprang vom Beifahrersitz und schwenkte seine Wollmütze. «Bei euch alles in Ordnung?» schrie er.

«Ja, alles bestens!» schrien wir zurück. «Großartig!» er ließ die Hand sinken und drehte uns ein Ohr zu. «Alles in Ordnung!» bestätigten wir lauthals noch einmal. «Dienstag kommen wir zurück!» Er kletterte achselzuckend wieder auf seinen Sitz, aber in diesem Moment stürzte der inzwischen aufgewachte Gruppenleiter aus dem Lean-to und schrie: «Hört nicht auf die! Die sind ja verrückt! Holt uns, verdammt noch mal, hier raus!»

So kam es, daß wir diesen Teil der Pine Barrens erst Monate später erkunden konnten. Zu Hause lobte der Gruppenführer uns in den höchsten Tönen, und für kurze Zeit waren wir fast so etwas wie Helden. Wir selbst fanden an der ganzen Sache überhaupt nichts Außergewöhnliches und erlaubten uns nur den ganz normalen, heimlichen Stolz von Zwölfjährigen. Wir blieben noch eine Weile als Naturexperten bei den Pfadfindern, aber dann stellten wir fest, daß wir selbst nichts dort lernten. Es wurden natürlich keine Winterlager mehr veranstaltet, und wir verließen die Pfadfinder, um unsere Zeit wieder ganz unserer eigenen Erforschung der Welt widmen zu können. Es hat mich jedoch immer wieder in Erstaunen und Besorgnis versetzt, daß diese Pfadfinder tatsächlich durch ihre eigene Tatenlosigkeit umgekommen wären, hätten wir ihnen nicht das Offensichtliche gezeigt. Sollte ich einmal Pfadfinderführer werden, das schwor ich mir, dann würde meine Gruppe jedenfalls einen Schneesturm mit Leichtigkeit überstehen.

Was wir getan hatten, war für uns naheliegend und einfach gewesen, und gerade das zeigte uns, wie sehr wir uns von ungeschulten Menschen unterschieden. Offenbar war unsere Lehrzeit jetzt zu Ende, und von nun an würde es darum gehen, unsere Fähigkeiten anzuwenden und auszubauen. Es war ein gutes Gefühl, anderen damit helfen zu können, und von jetzt an achteten wir darauf, ob es in unserer Umgebung Leute gab, die Hilfe brauchten. Seltsamerweise stießen wir von da an häufig auf Menschen, die sich zu weit von den Hauptwegen entfernt hatten oder schon stunden- und tagelang im Kreis herumirrten.

Im Sommer dieses Jahres trafen wir einmal auf unserem Heimweg aus dem Wald auf ein Polizeiauto und einen blauen Ford, die am Straßenrand standen. Da wir ohnehin ständig das Pirschen übten, schlichen wir uns mit kurzen, katzenhaft schnellen Schrittfolgen an, immer wieder unterbrochen durch regungsloses Verharren unter Deckung. Lautlos tauchte ich hinter dem Polizisten auf und tippte ihm auf die Schulter. Bis er herumgewirbelt war, hatte er seine Pistole schon halb gezogen. Nach einer langen Schimpfkanonade und einem noch viel längeren Vortrag über die Verwerflichkeit des hinterlistigen Herumschleichens erfuhren wir, daß die Leute im Ford abseits der Straße gepicknickt hatten und ihr fünfjähriger Sohn plötzlich verschwunden war.

Ich hatte seine Spuren ein Stück weit den Weg hinunter gesehen, und normalerweise wäre ich ihnen gefolgt, aber Rick und ich waren, wiegesagt, auf dem Heimweg und schon

ziemlich spät dran. Das Rettungskommando war inzwischen eingetroffen, und die Leute rannten kopflos herum und versuchten, nähere Einzelheiten in Erfahrung zu bringen. Wir sagten ihnen, daß wir den Jungen finden könnten, und zeigten ihnen die Fährte. Jetzt brachen sie überall neben der Fährte mit Getöse ins Unterholz und zerstörten dabei alle brauchbaren Spuren. Rick und ich machten unsere erste Erfahrung, was die Zusammenarbeit mit anderen anging: Einen Vermißten findet man eher allein als mit der Hilfe von Leuten, die keine Ahnung haben und nur im Weg sind. Je öfter ich mich an der Suche nach Vermißten beteilige, desto deutlicher wird mir das. Bin ich zur Stelle, bevor die fünfhundert Helfer alles zertrampelt haben, so ist das Fährtenlesen ein Kinderspiel; komme ich zu spät, dann besteht der größte Teil der Arbeit gewöhnlich darin, den ersten Fußabdruck zu finden, der vor der Front der vielen Sucher liegt.

Auch in diesem Fall setzten wir uns so rasch wie möglich an die Spitze und folgten den Spuren. Mit Hilfe der Fährte kamen wir natürlich sehr viel schneller voran als die Männer des Suchtrupps, die unter jeden Busch schauen mußten, und fanden den Jungen etwa einen Kilometer weiter an einem Bach sitzend. Es war ein gutes Gefühl, jemandem geholfen zu haben, und es machte uns durchaus Spaß, Mittelpunkt zu sein und uns vom Rettungsdienst Kaffee einschenken zu lassen – aber die Fährte selbst war für uns nicht besonders aufregend. Eine menschliche Spur im Wald ist normalerweise nicht so interessant wie die eines Tieres. Die meisten Menschen stapfen laut und achtlos durch die Gegend, sie geben sich nicht die geringste Mühe, leise und unauffällig zu sein. Später sollte ich noch mit schwerer zu deutenden und höchst interessanten menschlichen Spuren zu tun bekommen. Aber bis dahin bildeten Menschenspuren im Wald keinen Reiz für mich, wenn ich erst mal festgestellt hatte, was der Betreffende dort wollte; aber eine Tierspur konnte tagelanges Beobachten und Forschen bedeuten.

Ich habe mich stets gewundert über das Flackern des Entsetzens in den Augen von Leuten, die sich verlaufen hatten. Einmal stieß ich während eines längeren Fußmarsches auf Autospuren, die immer wieder, manchmal im Abstand von mehreren Tagen, dieselben Straßenabschnitte entlangführten. Autospuren informierten mich zwar darüber, wie viele Fremde in die Pine Barrens kamen, aber ansonsten interessierte ich mich nie besonders für sie; diesmal hatte ich aber das Gefühl, daß irgend etwas nicht in Ordnung war. Es war Sommer, und um diese Zeit kam es häufiger als sonst vor, daß Leute von der Hauptstraße zu kleinen Abstechern ins Gelände abbogen. Vielleicht hatte hier jemand vor einiger Zeit ein nettes Plätzchen entdeckt und an späteren Tagen vergeblich versucht, es wiederzufinden. Dennoch kam mir irgend etwas merkwürdig vor, ohne daß ich genau hätte sagen können, was es war. Das klärte sich, als ich bei einer Kurve aus dem Wald kam und einen Mann sah, der auf einem Holzkohlengrill ein kleines Stück Fleisch briet.

Im Wagen saß eine Horde weinender und sich zankender Kinder, und seine Frau weinte noch lauter. Er bemerkte mich nicht, bis ich fragte, ob ich ihm helfen könnte. Er sah mich an, als wäre ich ein Gespenst, und redete dann stammelnd so schnell auf mich ein, daß ich ihn kaum verstand. Ich sagte, ja, ich wisse, wie man hier rauskommt, und natürlich würde ich ihm den Weg zeigen. Er rannte sofort zum Wagen und berichtete seiner Frau, was sie vermutlich ohnehin gehört hatte. Das Gejammer klang ab, und der Mann kehrte zurück und erzählte, sie seien aus North Jersey, hätten eine Woche lang Urlaub am Meer gemacht und für ihren letzten Tag ein schönes Picknick in den Pine Barrens geplant.

Er sagte, sie seien vom Hauptweg abgekommen und dann ins endlose Gewirr der für Fremde völlig gleichartig aussehenden Nebenpfade geraten. In dem verzweifelten Bemühen, wieder herauszufinden, hatten sie ihren Tank fast ganz leer gefahren. Seit gestern parkten sie nun hier, weil sie einfach Angst hatten, noch weiter zu suchen und dann plötzlich mit ganz

leerem Tank dazustehen. Sie warteten darauf, daß irgendwer vorbeikäme und ihnen den Weg zeigte. Menschen, so dachten sie, muß es hier wohl geben, denn Autospuren waren ja genug vorhanden. Ich ersparte ihnen die Erkenntnis, daß sie vermutlich ständig ihren eigenen Spuren gefolgt waren.

Ich sah diese Wagenspur förmlich vor mir, wie sie zuerst eine Weile geradeaus lief, dann eine Zeitlang Kreise beschrieb, hierhin und dahin, schließlich wieder ein Stück geradeaus und wieder Kreise, Kreise. Es hätte ihnen durchaus passieren können, daß sie nach Tagen schließlich doch losgefahren wären, um endlich, wenn das Benzin alle war, zu Fuß weitergehen zu müssen und elend umzukommen. Sie hatten ihre Nahrungsvorräte vom zweiten Tag an rationiert. Wasser tranken sie nur noch, wenn der Durst gar zu groß wurde. Sie machten eine Menge Dinge richtig, und sie hatten Glück. Jedes Jahr haben zwei oder drei andere dieses Glück nicht.

Ich beschrieb dem Mann den Weg. Es waren nur knapp zweieinhalb Kilometer bis zur Hauptstraße, aber er flehte mich buchstäblich an mitzufahren, weil er Angst hatte, sich wieder zu verirren. Natürlich fuhr ich mit. Unterwegs starrten die Leute voller Grauen in den Wald neben der Straße. Ich verstand sie und verstand sie auch wieder nicht.

Mir ist es, besonders am Anfang, manchmal passiert, daß ich nicht mehr wußte, wo ich — bezogen auf meinen Ausgangspunkt — war, aber das bedeutete dann noch längst nicht, daß ich mich hoffnungslos verirrt hatte. Als wir schließlich immer tiefer in den Wald vordrangen, war unsere Schulung bei Stalking Wolf so weit fortgeschritten, daß das Wort «verirrt» keinerlei Bedeutung mehr für uns besaß. Ich konnte in den Pine Barrens so lange überleben, wie es nötig war. Ich wußte, wo es Nahrung gab und wo es Wasser gab, und ich lebte inmitten einer unendlichen Vielfalt von Dingen, die ich beobachten konnte. Was immer ich mir wünschen mochte, stand zur Verfügung. Wußte ich einmal nicht mehr recht, wo ich war, dann war ich doch noch besser dran als mancher andere, der sich nicht verirrt hat. Im Wald war ich überall zu Hause. Erst als ich die Wälder verließ, merkte ich, wie leicht man sich verirren kann.

## **10.**

### ***Der Jersey Devil***

Wenn Stalking Wolf uns prüfte, ging es dabei natürlich nicht um Zensuren. Es wurde einfach festgestellt, woran wir als nächstes arbeiten mußten. Nicht das – gute oder schlechte – Prüfungsergebnis war entscheidend, sondern was wir damit anfangen. Ein verheerender Fehlschlag lehrte uns oft mehr als ein leichter Erfolg.

Solche Prüfungen bestanden offenbar stets aus zwei Teilen. Im ersten wurde irgendeine Fertigkeit getestet. Zum Beispiel mußten wir mit Stalking Wolf beim Laufen Schritt halten, und für sein Alter konnte er unglaublich schnell und ausdauernd laufen. Die Übung hatte jedoch noch einen anderen Sinn. Stalking Wolf forderte nicht ausdrücklich, daß wir mit ihm Schritt halten sollten, aber wenn wir es nicht taten, bekamen wir nicht mit, was er sagte. Er trainierte unsere Ausdauer und ermittelte dabei zugleich die Grenzen unserer Wißbegier. Dabei kam es jedoch nicht darauf an, die Wißbegier oder irgend etwas anderes grenzenlos zu machen; viel wichtiger war, unsere Grenzen zu finden und zu erkennen, worin sie bestanden. Unsere Schulung bestand also darin, uns die eigenen Grenzen deutlich zu machen und unsere Fähigkeiten bis an diese Grenzen auszuschöpfen.

Stalking Wolf lehrte uns die Prinzipien des Überlebens. Die Grundfrage, die man sich in Situationen, wo es ums Überleben geht, stellen muß, lautet: «Was brauche ich jetzt am dringendsten, und wie kann ich es bekommen?» Darin verbirgt sich der Gedanke, daß man sich bei jedem Ding klarmachen soll, wie sehr man es braucht und wie viel es wert ist. Wir lernten all das durch viele Prüfungen und Experimente. Zum Beispiel auch die Grenzen unserer Fähigkeit zu hungern. Wir stellten fest, daß das Fasten nach dem zweiten Tag immer leichter wird. Es gibt einen Punkt, an dem der Hunger einen entweder einfach überwältigt oder ganz bedeutungslos wird. Im letzteren Fall kann man mühelos lange Zeit weiterfasten, sogar bis zum Verhungern.

Wir erfuhren durch diese Prüfungen zweierlei – die Grenzen unserer Kraft und die Grenzen unseres Willens. Das eine war ein Maß für unser Können, das andere ein Maß für unsere Persönlichkeit. Wenn wir ohne irgendwelche Nahrungsmittel im Wald waren, wußten wir genau, wie lange das bloß unangenehm sein würde und wann es anfangen würde, unser Handeln spürbar zu beeinflussen. Wir wußten stets, wie lange wir noch Zeit hatten, bis wir ernsthaft in Überlebensbegriffen denken mußten, und aufgrund dieses Wissens konnten wir noch entspannt und planvoll agieren in Situationen, in denen es für andere schon um Leben und Tod gegangen wäre. Die meisten Menschen unterschätzen ihre Fähigkeiten, weil sie nie Gelegenheit hatten, ihre Grenzen zu erkunden. Sie geraten beispielsweise im Wald in Panik, weil sie sich vor unüberwindliche Schwierigkeiten gestellt glauben. Wenn irgendwo ein Mensch unter schier unmöglichen Bedingungen überlebt, liegt das in den allermeisten Fällen daran, daß er nicht in Panik geriet und dadurch weit mehr verkraften konnte, als er sich je zugetraut hätte.

Wir kannten unsere Grenzen, und wir wußten, daß dahinter vermutlich noch eine Reserve lag, die wir erst mobilisieren konnten, wenn es einmal wirklich ernst wurde. Wie schnell, wie weit, wie hoch, wie lange – wir überprüften ständig unsere Grenzen und stellten fest, um wie viel sie sich seit dem letzten Test verschoben hatten. Die wichtigsten Prüfungen arrangierte Stalking Wolf für uns, und die größte und schwierigste kam, als wir zwölf Jahre alt waren.

Es gab eine Gegend in den Pine Barrens, die wir «Hölle» nannten, weil sie nahezu ohne Wasser war, während man sonst fast überall Bäche, Sümpfe und kleine Seen antrifft. In der Hölle schien es heißer zu sein als irgendwo sonst, und selbst wenn man nur hindurchging, erschien einem der Weg äußerst beschwerlich. Wenn wir hier das Gelände

erkundeten, ermüdeten wir schneller als anderswo, und es war gewiß kein Ort, an dem wir freiwillig eine Nacht verbracht hätten.

Ich war durchaus nicht frei von heimlichen Ängsten, aber es war weniger die Furcht vor den wirklichen Gefahren des Lebens in der Wildnis als vielmehr eine vage Angst vor dem Unbekannten. Der Jersey Devil, dieses riesige, behaarte Monster, das in den Sümpfen lebte und hin und wieder herauskam, um Gräber auszurauben und Menschen zu töten, die ihm über den Weg liefen, schreckte mich mehr als alles andere. Ich sammelte die Geschichten, die die alten Pineys über den Jersey Devil erzählten, und ich nahm jedes Wort für bare Münze. Die Leute, die sagten, daß es den Jersey Devil gäbe, wußten ihre Behauptungen soviel anschaulicher vorzubringen als die anderen, die sagten, er sei ein bloßes Hirngespinnst, daß es für einen Zwölfjährigen sehr leicht war festzustellen, wer von ihnen recht hatte. Ich konnte nur voller Grauen an ihn denken, und obgleich ich dieses Grauen so weit zu beherrschen wußte, daß ich zusammen mit Rick über Nacht im Freien kampieren und bei Tag allein in den Wald gehen konnte, hatte ich bislang noch nie gewagt, für mehrere Tage und Nächte allein im Wald zu bleiben.

Eine Nacht allein zu kampieren, ist etwas völlig anderes, als eine ganze Woche allein im Wald zu verbringen, das wußte ich von den gemeinsamen Lagern mit Rick. Man wird so sehr eins mit der Umgebung, wird so vertraut mit den Tieren, daß das Leben des Waldes bald zu seinem normalen Rhythmus zurückkehrt und man Dinge zu sehen bekommt, denen man bei einem Aufenthalt von nur einem Tag nie begegnen würde. Aber es barg auch Gefahren, so allein und so weit weg von jedem mitmenschlichen Umgang zu sein; ich dachte oft darüber nach. Am meisten beunruhigte mich jedoch die Vorstellung, dem Jersey Devil im Dunkeln zu begegnen.

Stalking Wolf sagte, wenn wir für eine Woche allein in der Hölle kampierten, mit einem Messer als einzigem Hilfsmittel, würden wir nie wieder vor irgend etwas Angst haben. Er gab uns strikte Anweisungen, in welchem Gebiet sich jeder von uns aufzuhalten hatte und welche Wege er benutzen durfte. Sollten wir in diesen Tagen einem anderen Menschen begegnen, so müßten wir unseren Aufenthalt sofort abbrechen und nach Hause kommen, um das Unternehmen dann zu einem anderen Zeitpunkt neu zu starten. Wir durften die Hölle vorübergehend verlassen, um an einem Bach zu fischen oder Wasser zu holen, aber im übrigen mußten wir in der Hölle bleiben. Die Gebiete, die wir zugewiesen erhielten, überschnitten sich nirgendwo. Wir bekamen jeder eine bestimmte Route für den Hinweg und eine andere für den Rückweg. Ausgangs- und Endpunkt war für uns beide jedoch eine hohe Kiefer auf einer Lichtung, bei der wir uns am achten Tag wieder mit Stalking Wolf treffen sollten. Wir wünschten einander Glück und schlugen unsere getrennten Wege ein.

Es war Ende Juni, die Ferien hatten gerade begonnen, und um diese Jahreszeit bereitet das Leben im Wald keinerlei Schwierigkeiten. Der Gang zum Wasser war voller interessanter Erlebnisse, hier eine Eidechse, dort eine Maus, eine Eule, ein paar Kaninchen, deren Spur ich jeden Tag studierte, während ich Wasser holte. Es war keine mühsame Arbeit, sondern das reinste Vergnügen. Aber die Nächte ... Ich wurde Experte im Feuermachen, denn die Alternative wäre gewesen, im Dunkeln allein dem Jersey Devil gegenüberzustehen. Ich lernte zu schlafen, ohne ganz «wegzutauchen», und bei jedem Geräusch wachte ich auf, bis ich schließlich allein mit den Ohren unterscheiden konnte, ob sich dort ein Eichhörnchen oder ein Hirsch im Gehölz bewegte. Schon in der dritten Nacht gelang es mir durchzuschlafen, ohne bei jedem Knacken gleich wieder hochzufahren.

In dieser Nacht hörte ich allerdings zum erstenmal ein Geräusch, das nur von einem aufrecht gehenden Lebewesen verursacht sein konnte. Noch im Aufwachen griff ich nach meinem Messer. Irgendwo jenseits des Feuers strich etwas herum, und es

konnte kein Hirsch oder ein anderes vierbeiniges Tier sein. Für mich stand fest, daß es der Jersey Devil war. Doch bevor er in Sicht kam, blieb er stehen — kein Laut mehr den ganzen Rest der Nacht. Ich saß am Feuer und döste immer wieder ein, in der einen Hand das Messer, in der anderen meinen Wurfstock.

Am Morgen war all das fern wie ein Traum, und ich wandte mich wieder den Freuden des Lebens zu. Ich ging in den tiefer gelegenen Teil der Höhle, wo ich ein ganzes Feld von wildem Weizen fand und auf einen Wachtelpfad stieß. Ich kauerte mich hin, und als eine Wachtel den Pfad heruntergetrippelt kam, warf ich ihr meinen Stock entgegen. Das ging so schnell, daß sie ihn vermutlich nicht einmal sah, bevor er sie traf. Es gibt eine schwierigere Methode, nämlich die Wachtel niederzuschlagen, während sie vorbeiläuft, aber das geht leicht daneben, wenn man nicht genügend Übung hat und nicht schnell genug ist. Die dritte Methode besteht darin, sich mit einem sehr kurzen Bogen neben dem Pfad auf die Lauer zu legen und die Wachtel mit einem ganz spitzen dreizinkigen Pfeil zu schießen, wenn sie genau vor einem ist. Ihr den Stock entgegenzuschleudern war die einfachste und sicherste Methode, sofern sie mich nicht zu früh sah und dann Zeit genug hatte, sich zu ducken.

Ich hatte einen besonders guten Wurfstock, den ich mir aus einer knorrigen Wurzel geschnitzt hatte. Er besaß genau das richtige Gewicht und lag beim Wurf ausgezeichnet in der Hand. Ich übte ständig mit diesem Stock, und ich warf selten daneben. Ich nahm die Wachtel mit zu meinem Lagerplatz und aß sie. Stalking Wolfs Anweisung lautete, daß wir zwar außerhalb der Höhle jagen durften, dann aber augenblicklich zurückkehren mußten. Ich brachte an diesem Tag außer der Wachtel einen Aal vom Bach mit und so viele Rohrkolbenwurzeln, daß ich damit für den Rest der Woche auskommen würde.

Als der Abend anbrach, widmete ich mich hingebungsvoll meinen Essensvorbereitungen. Ich baute mein Feuer peinlich genau abgezirkelt auf und war ständig damit beschäftigt, es in der richtigen Größe zu halten. Ich kochte aus meinen Beutestücken einen Eintopf im Panzer einer Schnappschildkröte, die ich am ersten Tag gefangen hatte. Dabei probierte ich immer wieder genüßlich, bis das Mahl schließlich fertig war. Langsam verspeiste ich den Fisch und tat so, als bemerkte ich die herabsinkende Nacht nicht. Die Sterne traten hervor, dann ging der Mond auf, und ich setzte mein Mahl fort, als sei noch heller Nachmittag. Ich blieb lange auf, legte immer wieder Holz nach und nickte zwischendurch ein wenig ein. Das Zurückschnellen eines Astes ließ mich ruckartig auffahren.

Ich hatte keine Ahnung, wie lange ich gedöst hatte, ja wußte nicht einmal, daß ich mich überhaupt bewegt hatte, bis ich merkte, daß ich auf den Füßen war. Geduckt kauerte ich dort, das Messer in der einen, den Wurfstock in der anderen Hand, und hielt in alle vier Richtungen nach Angreifern Ausschau. Ich hörte etwas durchs Unterholz auf mich zukommen, Äste wegstoßend, als sei ihm alles verhaßt, womit es in Berührung kam. Zuerst war ich starr vor Entsetzen, dann sprang ich herum und fuchtelte drohend mit meinem Messer. Ich sah das Wesen als einen dunklen Schatten, gesäumt von einem gespenstischen weißen Leuchten, zwischen den Bäumen hervorkommen. Der Jersey Devil!

Ich stieß einen gellenden Schrei aus, um ihn zu verscheuchen, aber er blieb, nein, er kam näher. Ein so großes Wesen würde mich einfach überrennen und dann zerfetzen, soviel war klar. Was ich dann tat, entsprang teils irrsinniger Angst, teils einem sehr tiefen und einfachen «Wissen» um die einzige Überlebenschance in solch auswegloser Lage. Es war dieser uralte Instinkt, der sagt: «Wenn du hoffnungslos mit dem Rücken zur Wand stehst — vorwärts!» Wie ein Kaninchen, das im letzten Moment wie wild auf den Fuchs losgeht und entkommt, weil der Fuchs nicht weiß, wie er mit einem zurückbeißenden

Kaninchen umgehen soll — so stieß ich jetzt zu meinem letzten verzweifelten Angriff vor.

Mit den verbliebenen Resten von rationalem Denken war ich dabei allerdings vollkommen überzeugt, daß dies mein letztes Stündlein sei; der Jersey Devil würde mich zerreißen, wegschleppen und fressen. Was immer dort am Rande des Feuerscheins lauerte, würde mich jetzt töten, und es gab keinen Fluchtweg. Das Feuer flackerte auf, und ich glaubte ein riesenhaftes behaartes Wesen zu sehen, das mich beobachtete und sich auszumalen schien, wie ich wohl schmecken würde.

Und in diesem Augenblick geschah etwas sehr Sonderbares mit mir. Meine Angst verwandelte sich in rasende Wut. Mit einem langen Angriffsschrei schoß ich wie ein Pfeil in die Dunkelheit, Messer und Stock schwenkend. Aber das Wesen wich zurück und blieb außerhalb der Reichweite meiner Waffen. Da es bei einer solchen Begegnung nur heißen konnte «Du oder ich», eine dritte Möglichkeit gab es ganz offensichtlich nicht, setzte ich ihm mit allem nach, was ich hatte. Immer wieder schlug und stach ich auf meinen zurückweichenden Gegner ein, ohne ihn je zu treffen, bis ich schließlich, etwa zweihundert Schritte weiter, völlig erschöpft zu Boden fiel, unfähig, noch einen Schritt zu machen oder noch einen einzigen Streich zu führen. Es war mir auch egal, ob dieses Wesen nun — ganz Zahn und Freßlust — zurückkehren würde. Es war mir völlig gleichgültig. Meine Wut war verbraucht. Meine Angst verflogen. Wenn jetzt der Tod kam — auch gut. Es war nichts mehr da, wovor ich mich hätte fürchten können. Als ich schließlich aufblickte, war da wirklich nichts.

Am Morgen sah ich mir meine Spuren an, die wilden Sprünge, die vom Feuer wegführten, und die ruhigen, gleichmäßigen Schritte, mit denen ich zurückgegangen war — aber nirgends fand ich irgendwelche anderen Spuren. Keine abgebrochenen Zweige, wo ich in der Nacht das Knacken gehört zu haben glaubte, keine Schneisen im Unterholz, wie sie ein so großes Wesen auf jeden Fall trampeln würde. Nichts konnte hier gewesen sein, und doch wußte ich, daß ich wirklich etwas gesehen hatte. Ich hatte irgend etwas durch die Nacht verfolgt.

Den ganzen Tag dachte ich darüber nach. Wäre es Stalking Wolf gewesen, dann müßte irgendeine Spur zu erkennen sein, und sei sie noch so winzig, irgendein Zeichen, daß er nach mir geschaut und sich vergewissert hatte, ob alles in Ordnung sei und ich meine Grenzen nicht überschritten hätte. Aber meine Spuren waren die einzigen hier. Ich kam zu dem Schluß, daß ich wohl meine eigene Furcht gesehen hatte, wie sie zuerst bedrohlich dastand, dann zurückwich und schließlich ganz verschwand. Ich habe seitdem nie mehr wirklich Angst gehabt.

Stalking Wolf behielt wieder einmal recht — die Angst war weg. Der letzte Teil meiner Woche in der Hölle war wie ein Leben im Paradies. Ich schlief die ganze Nacht in aller Seelenruhe, nichts bewegte sich draußen, nichts regte sich in mir. Ich schlief in den Armen meiner natürlichen Reflexe und vertraute darauf, daß sie mich nicht im Stich lassen würden, solange ich sie nicht störte.

Am nächsten Tag schnitze ich aus einem Knochen einen Angelhaken und fing am Bach einen Hecht. Tags darauf machte ich mir einen Dreizack und erlegte einen Wels. Fast bewegungslos stand er im unsichtbaren Wind der Strömung, bis ich mit meinem Dreizack zustieß, etwas vorhaltend, wie es Stalking Wolf uns gezeigt hatte, und ihn genau so traf, daß die lange Spitze ihn durchbohrte, während die beiden Seitenzinken verhinderten, daß er sich wieder loswand. Ausgenommen und gekocht ergaben die beiden Fische ein köstliches Mahl, abgerundet durch Rohrkolbenwurzeln als Beilage und Sassafrastee. Ich speiste wie ein König und nahm sogar zu,

Verträumte Tage, erfüllt von den Freuden des Sommers. Den Wolken nachschauen, Vögel beobachten, Fische fangen. Auf einer Sandfläche verfolgte ich die Spuren von Grashüpfern. Zwischen den Büschen sah ich kleine Kratzer im Sand, wo sie gesessen



hatten oder abgesprungen und gelandet waren. Am Abdruck konnte ich die Richtung des Sprungs ablesen, und ich wußte auch, wie weit so ein Tier ungefähr springt; ich brauchte nur die Richtung festzulegen und den Blick an der gedachten Linie entlangwandern zu lassen, um die nächste Spur zu finden.

Ich fing eine ganze Handvoll von ihnen und setzte sie auf einer freien Fläche ab, von der aus es nach allen Seiten zwanzig bis dreißig Schritte bis zum nächsten Busch waren. Ich blieb mit geschlossenen Augen eine halbe Stunde sitzen und ließ sie ihrer Wege hüpfen. Dann folgte ich nacheinander den Spuren, bis ich die Büsche gefunden hatte, zu denen jeder von ihnen gehüpft war. Von dem beliebtesten Busch sammelte ich etliche Dutzend von ihnen ab, brachte sie in meinem Hemd zum Lager, kochte und verspeiste sie. Ich dankte dem «Geist-der-sich-in-allen-Dingen-regt», daß er mir die Überschüsse gezeigt hatte, die ich, ohne Schaden anzurichten, nehmen konnte. So verbrachte ich meine Tage und wurde von der Ganzheit des Waldes ernährt, bis es Zeit war zum Aufbruch. Ich hätte nach dieser Woche leicht noch eine weitere oder auch zehn Wochen bleiben können. Das Alleinsein war mir so lieb geworden, daß ich eigentlich gar nicht mehr zurückwollte. Dennoch, am achten Tag nahm ich mein Messer, stellte am Ort meines Lagers, so gut es ging, den natürlichen Zustand wieder her und ging zurück zu der großen Kiefer, wo Stalking Wolf uns erwartete.

## **11.**

### **Spurlose Schritte**

Ich stand bereits im Morgengrauen auf, verließ die Hölle aber erst am späteren Vormittag. Wir sollten Stalking Wolf mittags bei der Kiefer treffen, und ich wollte nicht zu früh da sein, damit es nicht so aussah, als hätte ich es eilig wegzukommen. Rick tat vermutlich genau dasselbe. Es gab keinen Grund zur Eile, und gerade an diesem Tag schien es noch mehr zu sehen zu geben als sonst. Ich war mir nicht einmal ganz sicher, ob es überhaupt schon Zeit war für den Rückweg, und führte mir die Tage noch einmal genau vor Augen: Wurzelsonntag, Erdhörnchentag, der Tag, an dem ich den kämpfenden Stärlingen zugesehen hatte, drei Jersey-Devil-Tage und ein Tag zum Feiern. Dies war also der Morgen des achten Tages.

Ich brach auf, weil es verabredet war; ansonsten wäre ich gern noch länger geblieben. Meine Angst war verschwunden, und das Leben hier draußen hatte sich als einfacher erwiesen, als ich erwartet hatte. Seitdem die Gefahr gebannt war, durch Panik meine Geistesgegenwart zu verlieren, war alles sehr leicht gegangen. Und selbst als das Entsetzen mich fast um den Verstand gebracht hatte, war ich fähig gewesen zu überleben. Sogar dann noch, als ich an nichts anderes mehr denken konnte als an die kommende Nacht und den Jersey Devil, wie er irgendwo saß, die Klauen in einen umgestürzten Baum geschlagen, den Sonnenuntergang erwartend — sogar in diesen Stunden war ich noch zu allen normalen Verrichtungen des Tages in der Lage gewesen. Und als ich schließlich lernte, meinen Instinkten zu trauen und meine Schulung zu nutzen, war alles ganz einfach geworden.

Der letzte Teil der Woche war ein einziges Vergnügen gewesen. Je länger ich in die Leere der Hölle schaute, desto voller wurde sie. Als ich gehen mußte, schwor ich mir, wiederzukommen und mich all dem zu widmen, was ich jetzt unerforscht zurücklassen mußte. Es war eine jener Zeiten, wo alles, was ich tat, sich so richtig anfühlte, daß ich nicht einmal Stalking Wolfs Zustimmung brauchte. Selbst wenn er mich aufforderte, noch sehr viel genauer zu schauen, selbst wenn ich eine Prüfung wiederholen mußte, weil ich keine Vision gehabt hatte, war ich vollkommen sicher, daß ich genau das getan hatte, was ich tun mußte. Ich empfand eine tiefe Erleichterung und neugewonnene Unabhängigkeit, wie man sie spürt, wenn man die schwerste und für einen selbst wichtigste aller Aufgaben bewältigt hat, und es war ganz gleichgültig, ob irgendwer sonst noch um die Bedeutung dieser Aufgabe wußte. Ich hatte mich meiner Angst gestellt und sie überwunden — und daß es vielleicht eine törichte Angst war, machte dabei keinen Unterschied. Mochte das, was ich gesehen hatte, tatsächlich nur Stalking Wolf gewesen sein, der nach mir schaute, für mich war es der Jersey Devil gewesen und nicht bloß eine Einbildung. Sollte ruhig jeder andere meinen Sieg über ein Hirngespinnst belächeln, für mich war er eine große Leistung.

Ich wußte, daß ich immer wieder Dingen begegnen konnte, die mir Angst einjagten, aber nichts würde mich je wieder in jene blinde Panik versetzen, die einen zur leichten Beute macht. Ich war in dieser Hinsicht nicht mehr gefährdet, und das eröffnete mir ganz neue Welten, Welten, die ich von hier aus, wo ich jetzt war, in ihrer ganzen Tiefe und Breite erkunden wollte. Nun, im Moment galt es zunächst mal, eine Verabredung einzuhalten. Bei meinem Rückweg hielt ich mich genau an die vorgegebene Route. Hinter mir ließ ich den verängstigten kleinen Jungen zurück, als der ich vor einer Woche hierhergekommen war. Alles schien so wunderbar verwandelt, daß ich immer wieder stehenblieb und mich

umschaute und alles auf einmal in mich aufzunehmen versuchte, damit es nie wieder zerstört werden konnte. Ich wollte mir den Wald für immer so bewahren, wie er jetzt war — unfassbar neu und strahlend.

Nur eines bekümmerte mich: Ich hatte keine Vision gehabt. Ich hatte schöne und bedeutungsvolle Dinge gesehen, aber nichts davon hatte mich so zutiefst erschüttert, daß ich es als Omen betrachten konnte. Das machte mir unterwegs Sorgen, aber es verminderte meine hellwache Aufmerksamkeit nicht und beeinträchtigte nicht meine Dankbarkeit für alles, was ich hatte erleben dürfen. Ich dachte gar nicht daran, daß meine Vision mir ja nicht unbedingt als eine Art Traum erscheinen mußte und auch nicht während meines Aufenthalts in der Hölle. Ich brach so zögernd auf, weil ich immer noch hoffte, auf diesen so vollkommen ausgewogenen und in sich beschlossenen Anblick zu stoßen, bei dem man sofort weiß, daß hier kein Zufall waltet, kein Wirken blinder Kräfte, die das Lebendige zu irgendeinem beliebigen Muster zusammenwürfeln.

Und es geschah, als ich gerade durch einen Zedernsumpf ging. Ich hatte etwas Aufregendes oder Gefährliches erwartet und war nicht im mindesten gefaßt auf das, was ich sah. Das Licht fiel in langen flachen Bändern durch die Gerippe der abgestorbenen Bäume, der kleine Wasserfall am Bach schien stillzustehen wie ein Eiszapfen, und daneben, auf einem Moospolster, kaum erkennbar in einem Halbkreis von Sträuchern, lag ein kleines, gelbbraunes Hirschkalb. Ein Lichtkegel fiel auf seinen Leib, streifte noch den Wasserfall und entzündete darin ein Regenbogenfeuerwerk. Tränen liefen mir über die Wangen und eine tiefe Dankbarkeit und Demut erfüllten mich. Ich stand und schaute, bis eine Wolke sekundenlang das Licht löschte, und als die Strahlen wieder durch die Zweige blitzten, war das Tier weg. Ich schlich so leise davon, als wäre es noch da.

Der Lichtkegel schien zu knistern in seiner scharfen Klarheit, und die leichte Gischt vom Wasserfall senkte sich als Dunst über das Wasser. Alles glitzerte in vollkommener *Richtigkeit* wie der erste, schon vollendete Teil eines Ganzen, das zu seiner endgültigen Vollkommenheit hinstrebt. Ich hatte den «Geist-der-sich-in-allen-Dingen-regt» gesehen, und er berührte mich in einer Weise, die mich für mein ganzes Leben formte und immer noch formt. Jeden Tag arbeite ich daran, ein Teil dieses Wunders zu werden, dessen Strahlen in all den Jahren nicht verblaßt ist. In allem, was ich tue, hoffe ich, diese in allen Dingen sich regende Kraft zu spüren, wie ich sie einmal, für einen Augenblick, dort am Wasserfall sah.

Als ich aufblickte, um nach der Zeit zu sehen, war die Sonne eine weißgelbe Scheibe hinter Wolken, die wie flockige graue Pflastersteine aussahen, Sonnenlicht rann zwischen ihnen herab wie geschmolzenes Gold, das durch Risse im Boden des Himmels sickert. Ich war etwas spät dran und beeilte mich und erlebte alle weiteren Wunder wie im Flug.

Die Sonne stand genau über mir, als ich auf die Lichtung trat. Rick kam von der gegenüberliegenden Seite heran, aber wir lachten nicht und winkten nicht und riefen uns nichts zu, wie wir es noch vor einer Woche getan hätten. Wir lächelten nur und gingen ruhig und gesammelt auf die große Kiefer zu. Aber Stalking Wolf war nicht da.

Ich brannte darauf, Rick alles zu erzählen, was ich erlebt hatte, doch irgendwie spürte ich, daß er es schon wußte, daß er auf seine Weise von derselben unfassbaren Schönheit berührt worden war und in der Dunkelheit über seine eigenen Dämonen triumphiert hatte. Die Lichtung wirkte verändert, so als wäre sie eine Bühne und kein wirklicher Ort im Wald. Auch Rick schien das zu spüren, denn er blieb so stumm wie ich. Wir gingen zusammen zum Baum, um nachzusehen, ob Stalking Wolf sich vielleicht hinter dem Stamm versteckte, aber er war nicht da, nicht einmal Spuren von ihm.

Was mochte das bedeuten? Es war gar nicht Stalking Wolfs Art, bei etwas so Wichtigem zu spät zu kommen. Daß er vielleicht krank oder verletzt sein könnte, kam uns gar

nicht erst in den Sinn. Ein Mensch, der so alt wird wie Stalking Wolf, muß unverwundlich sein, das war für uns ganz selbstverständlich. Vielleicht hatten wir uns beide mit den Tagen verzählt. Ich sah Stalking Wolf schon am nächsten Tag kommen und uns für eine weitere Woche in die Hölle schicken, weil wir vor der Zeit einem anderen Menschen begegnet waren. Aber eigentlich war es unwahrscheinlich, daß wir uns beide geirrt hatten, und so setzten wir uns unter den Baum, um zu warten.

Zu gern hätte ich Rick alles erzählt, und ich merkte, daß es ihm genauso ging. Aber wir fühlten auch beide, daß es nicht möglich war, in dieser Situation laut zu sprechen, und so saßen wir lange schweigend da. Irgendwann entdeckte ich den Zweig am Rand der Lichtung. Er war in eine Form gebogen, die in der Zeichensprache von Stalking Wolf bedeutete: «Hier ist etwas Wichtiges!» Ich sprang als erster auf und war Rick zunächst zwei Schritte voraus, aber er kam dann doch vor mir an. Wir fanden einen perfekten, ganz frischen Fußabdruck, der nur von Stalking Wolf sein konnte. Auf dem Pfad, der aus dem Wald führte, sahen wir weitere Spuren, doch hier am Waldrand brach die Fährte unvermittelt ab. Wir suchten ringsum den ganzen Saum der Lichtung nach weiteren Zeichen ab, aber es waren keine Abdrücke und keine sonstigen Spuren zu finden. Wir setzten uns wieder unter den Baum und dachten nach.

Plötzlich traf uns Stalking Wolfs Stimme von oben wie Blitz und Donner aus heiterem Himmel. Mein Herz machte einen Satz, aber ich erschrak nicht. «Vor einer Woche sah ich zwei Jungen in den Wald gehen», sagte sie. «Heute sah ich zwei Männer herauskommen.» Dann kletterte er flink wie ein Eichhörnchen den Baum herunter und stand vor uns. Er sagte weiter nichts, aber seine Hände bewegten sich in beredten Bildern, die uns zeigten, daß alles, was wir erlebt hatten, unsere ganz persönliche Vision gewesen war. Ich verstand, was die Hand sagte. Dann schweig sie, Stalking Wolf lächelte, und das stumme Ritual, das uns umfassen hatte, war zu Ende.

Rick und ich sprangen auf und bestürmten ihn, uns zu sagen, wie er, ohne eine Spur zu hinterlassen, über die Lichtung zu diesem Baum gekommen sei. Er ging mit leichten, federnden Schritten rückwärts auf den Waldrand zu, von Grasbüschel zu Grasbüschel, und bei jedem Schritt zog er das niedergetretene Gras mit einer leichten Drehbewegung in die Höhe, so daß es anschließend wieder aufrecht dastand als sei nichts gewesen. Wo sein Fuß kein Grasbüschel erreichen konnte und eine Spur im Boden hinterließ, strich seine Hand wie eine feine Bürste darüber, und von der Spur blieb nichts als eine kaum wahrnehmbare Staubverwehung, die auch der Wind erzeugt haben konnte. Über einen Kilometer ging Stalking Wolf so. Daß ein Mensch durch die Welt gehen kann, ohne eine Spur zu hinterlassen, war für uns ein großes Wunder, das uns in ehrfürchtiges Staunen versetzte.

Auf dem ganzen Rückweg zur Gute-Medizin-Hütte übten wir dieses unsichtbare Gehen in jeder Art von Gelände, bis Stalking Wolf sicher war, daß wir das Prinzip verstanden hatten. Rick hatte den leichten, fast schwebenden Schritt seines Großvaters und hinterließ weniger starke Spuren als ich. Er war auch schneller als ich im unsichtbaren Gehen, weil ich an einer Spur viel mehr Einzelheiten erkannte als er und sie deshalb viel sorgfältiger wieder verwischte. Meine Gründlichkeit ließ mich stets langsamer sein als Rick, aber nach langem Üben brachte ich es auch zu einer recht ordentlichen Geschwindigkeit.

Von da an löschten wir oft die Spuren hinter uns, und manchmal, wenn wir nichts anderes zu tun hatten, ließen wir in der näheren Umgebung unseres Lagerplatzes sämtliche Spuren verschwinden. Einmal stand ein Wochenende bevor, das Stalking Wolf mit uns im Wald verbringen wollte, und wir verwischten all unsere Spuren auf dem Pfad mit peinlichster Genauigkeit. Als wir fertig waren, machten wir einen zweiten Durchgang und wendeten dabei die kleinen Techniken an, die wir inzwischen erfunden hatten. Wir

arbeiteten die ganze Woche, und als Stalking Wolf kam, blieb er etwa fünfzehn Meter vor unserer ersten verwischten Fußspur stehen und lächelte, als hätten wir uns einen allzu durchsichtigen Scherz mit ihm erlaubt. Wir hatten perfekte Arbeit geleistet, aber er folgte der unsichtbar gemachten Fährte, als wäre sie noch klar und deutlich vorhanden. Ich fragte ihn, wie er das mache. «Ich sehe hin», war seine Antwort. Ich hatte das Gefühl, daß er das Lachen unterdrückte.

«Ja, Großvater», sagte ich, «aber was siehst du?»

«Nichts.»

«Und woran erkennst du dann, wo die Fährte war?» «An gar nichts.»

Eines war klar: Es würde eine sehr naheliegende Antwort sein, wenn ich sie erst einmal gefunden hatte. Ich setzte zu einer weiteren Frage an, aber er sagte: «Sieh hin», und wir gingen zusammen den Pfad entlang. Ich konnte keinen Fehler finden. Selbst ich, der ich doch tagelang jeden Quadratzentimeter hier bearbeitet hatte, vermochte nicht mehr zu sagen, wo die einzelnen Spuren gewesen waren. Es gab nichts, was uns hätte verraten können. Nichts!

Erst hundert Meter weiter ging mir blitzartig auf, daß *nichts* genau das war, was uns verriet. In unserem Feuereifer hatten wir *jede* Spur auf dem Pfad ausgelöscht – Kaninchen, Fuchs, Opossum, Eichhörnchen. Wir hatten eine Straße des Nichts in all diesem Leben angelegt. Wir hätten den Pfad auch rot anstreichen können, um unsere Spuren zu verwischen.

Als wir an diesem Tag bei der Hütte ankamen, teilte Stalking Wolf uns mit, er werde für eine Weile in sein Reservat zurückkehren und erst im Herbst wieder hier sein. Mich beschlich das Gefühl, er würde vielleicht überhaupt nicht mehr zurückkommen, und er schien meine Angst zu spüren. Um mich verstehen zu lassen, daß unsere Freundschaft ein besonderes Band war, das weder durch Zeit noch durch Entfernung zerrissen werden kann, entschloß er sich zu einer Zeremonie. Er hätte es mir gewiß auch einfach sagen können, aber das hätte nicht die gleiche Wirkung gehabt. Die Zeremonie machte einen tiefen und bleibenden Eindruck auf uns, und als sie vorbei war, wußte ich, daß er immer bei uns sein würde, auch wenn er fortging.

Wir setzten uns vor der Gute-Medizin-Hütte ans Feuer. Die Nacht begann zu leuchten, als der Mond aufging. Stalking Wolf redete in seiner eigenen Sprache, und die Bewegungen seiner Hand formten Zeit und Raum. Dann wanderte das Messer von einem zum anderen, und jeder legte es mit der Schneide auf die Handfläche, umschloß die Klinge mit den Fingern und drückte so fest zu, daß sie gerade tief genug ins Fleisch drang. Stalking Wolf streckte seine Hand aus, und wir legten unsere darauf. Dann band er die Hände mit einem weichen Lederriemen zusammen, und wir saßen lange und rauchten Stalking Wolfs besondere Kräuter- und Tabakmischung in seiner handgeschnitzten Pfeife aus Ton und Knochen. Danach erzählte seine Hand uns, daß unser wahres Ich in unserem Blut lebt und daß sich zwischen unseren Händen jetzt nicht nur unser Blut mischte, sondern auch unser Geist.

Bedächtig band Stalking Wolf den Riemen los, und als die letzte Windung sich löste, trat ein großer Hirsch langsam in den Lichtkreis des Feuers. Wir hatten uns nicht bewegt, seit Stalking Wolf die Pfeife in den Schoß gelegt hatte, und es mochten seitdem Stunden vergangen sein. Der Hirsch kam aus dem Sumpf wie ein Vorreiter, der das Gelände auskundschaftet. Er ging ohne jede Hast durch unser Lager, sicherte immer wieder nach allen Seiten, schnüffelte an unseren Sachen und ging dicht an uns vorbei, als wären wir nicht da. Auf der anderen Seite der Lichtung blieb er stehen und sah sich um. Aus dem niedrigen Dunst über dem Sumpf kamen in weiten Sprüngen – gleich Wellen, die der Wind vor sich her treibt – die übrigen Tiere. Wie die Gliedmaßen eines einzigen Lebewesens

glitten sie im Flug vorbei, vier Kühe und zwei Kälber. Sie landeten nach jedem schwebenden Sprung weicher als eine Ballerina, und mit jedem neuen Absprung schienen sie die Erde ganz verlassen zu wollen.

Als sie außer Sichtweite waren, schien der Leithirsch sich wie eine Sturmwolke zusammenzuziehen und schnellte mit einem gewaltigen Satz über den Busch hinter sich in die Dunkelheit. Stalking Wolfs Hand hob sich feierlich. «Der Geist-der-sich-in-allen-Dingen-regt> hat uns eine große Gunst gewährt. Unsichtbarkeit ist ein ganz besonderes Geschenk.» Und er hatte recht. Wirklich unsichtbar zu sein ist ein Wunder und ein unermeßliches Glück.

Sich ohne Wunderwirkung unsichtbar zu machen war dagegen harte Arbeit. Stalking Wolf lehrte uns das Geheimnis des Unsichtbarseins, und wir übten unermüdlich. Unbemerkt zu bleiben ist zwar nicht genau dasselbe wie Unsichtbarsein, aber in allen praktischen Situationen so gut wie gleichwertig. Die Grundprinzipien lauten: Sei äußerlich und innerlich ruhig und still; paß dich deiner Umgebung an; nutze die Schatten und die Stellen, wo das Licht die Dinge ungewiß macht; nimm einen höher gelegenen Standpunkt ein, wenn das möglich ist, denn die meisten Tiere schauen nicht oder nur selten nach oben. Will man im Wald für Menschen unsichtbar sein, so muß man das Gesicht möglichst tief halten, tiefer als normale Brusthöhe. Man schaut dicht am Boden an Bäumen, Felsen oder anderen Hindernissen vorbei, niemals in Augenhöhe. Wir übten alle Techniken, aber erst als wir lernten, auch geistig mit dem Wald eins zu werden, wurden wir so gut wie unsichtbar.

In Bewegung unsichtbar zu sein ist natürlich besonders schwierig. Dabei sind fließende Bewegungen vor dem Hintergrund des Waldes schwerer auszumachen als ruckhafte und unharmonische. Kranke oder verletzte Tiere ziehen Raubtiere förmlich an, weil sie nicht mehr die Kraft haben, sich im Rhythmus ihrer Umgebung zu bewegen. «Bewegt euch wie der Wind», lehrte Stalking Wolf uns, und wir machten unsere Bewegungen immer fließender, immer ähnlicher dem Schwingen der Zweige und Blätter im Wind. Selbst zu Hause übten wir, indem wir uns zum Beispiel unbemerkt an die Fersen von Vorbeigehenden hefteten. Fast in Berührung mit ihnen setzten wir unsere Füße in ihre Fußstapfen, um dann plötzlich, bevor sie sich umdrehten, seitlich in einem Schatten zu verschwinden oder uns auf einen Stuhl zu setzen, als hätten wir dort schon die ganze Zeit gesessen. Wir machten unsere Eltern und Freunde verrückt — uns selbst natürlich gegenseitig auch —, indem wir plötzlich wie aus dem Nichts irgendwo auftauchten, oft sogar zwischen Leuten, die sich gerade unterhielten und dann gar nicht wußten, wie ihnen geschah.

Wenn ich mich richtig bewegte, wenn ich in jeder Hinsicht mit der gegebenen Situation und Umgebung eins wurde, erhaschte ich manchmal aus dem Augenwinkel einen Widerschein jenes Glanzes, der mir in meiner Vision begegnet war. Ich sah ihn aus allen Dingen leuchten wie den strahlenden Schatten des Geistes, der in allen Dingen und jenseits aller Dinge lebt.

## 12. Verirrt

Rick und ich waren unzertrennlich. Wer einen von uns sah, der wußte, daß der andere nicht weit sein konnte, und meist hatte er recht. Der einzige, der damals wirklich wußte, was in meinem Leben geschah, der einzige, der es verstand, war Rick. Wir teilten alles miteinander. Meinen Eltern mußte ich manches verheimlichen aus der sicher begründeten Furcht, daß sie meine Freiheit sonst beschneiden würden. Nur ein wahrer Naturfanatiker wie Rick begriff, welche Bedeutung für mich jene Dinge hatten, von denen meine Eltern nichts erfuhren. Den meisten Eltern bleibt ein ganzes Stück vom Leben ihrer Kinder verborgen. Das läßt sich gar nicht vermeiden. Kinder müssen Risiken eingehen, um erwachsen zu werden, und Eltern besitzen einen natürlichen Instinkt, die Risiken für ihre Kinder möglichst gering zu halten. Die meisten Jungen führen deshalb ein heimliches Doppelleben, und in ihrem «zweiten Leben» laufen sie Gefahr, ihre Grenzen zu überschreiten, um herauszufinden, wo ihre Grenzen liegen. Rick und ich verbrachten den größten Teil unserer Zeit zusammen und waren so vertraut miteinander, wie es das unter Erwachsenen fast nie gibt.

In der ganzen Zeit, die wir zusammen verlebten, gab es nur einmal einen Bruch, und der war, glaube ich, ein Beispiel für etwas, das ich «wahres Verirrtsein» nenne. Dieses Sich-Verirren hat nichts mit Wald oder Wildnis zu tun; wann immer ich mich selbst einmal verloren oder verirrt fühlte, war das in den allermeisten Fällen außerhalb des Waldes. Wirklich verirrt hast du dich erst dann, wenn das, was in deinem Leben eigentlich von Bedeutung ist, so sehr von der Zeit verwischt und verzerrt wurde, daß du dich kaum noch daran erinnerst. Bei Rick und mir waren es die Schädel, die so wichtig wurden, als wären sie das Eigentliche.

Anfangs waren sie Schätze, die wir mit nach Hause brachten, um uns an ein großes Abenteuer zu erinnern oder an die ungeheure Vielfalt all dessen, was der Wald uns lehrte. Die Natur zu verstehen, das war das Zentrum unseres Lebens, und Schädel gehörten einfach zu diesem Naturstudium. Wir sammelten, identifizierten und analysierten sie. Sie waren ein Stück Natur, das wir überall bei uns tragen konnten, in der Schule, zu Hause, wo immer wir wollten. Als das Leben mit seinen Regeln mehr und mehr Anspruch auf uns erhob, brauchten wir einfach so ein Stück Natur, um uns daran festzuhalten und aufzurichten. Manche Schädel waren gute Medizin, heilig, weil sie ein Bindeglied zu etwas Größerem darstellten und uns stets an den wahren Mittelpunkt unseres Lebens erinnerten.

Unmerklich langsam ging uns diese Verbindung verloren, so schleichend, daß wohl nicht einmal ein selbstkritischer Erwachsener es bemerkt hätte. Wir waren derart hinter diesen Schädeln her, daß sie ihre eigentliche Bedeutung immer mehr verloren und als solche immer wichtiger wurden. Allmählich hörten wir ganz auf, auch andere Dinge zu sammeln, und schauten nur noch nach *Totenschädeln* aus! Damit fiel auch zusammen, daß wir immer mehr Zeit zu Hause mit unseren Sammlungen verbrachten und immer seltener in den Wald gingen. Waren wir einmal im Wald, dann ließ uns der Gedanke an neue Schädel nicht los, und wenn einer einen fand, freute sich der andere zwar für ihn, war aber auch neidisch.

Unweigerlich stießen wir eines Tages schließlich auf den vollkommenen Schädel und streckten beide gleichzeitig die Hand danach aus. Natürlich stritten wir uns, die Gier machte uns blind für alles andere. Ich ließ Rick den Schädel aufheben, weil ich nicht annahm, daß er einen Anspruch darauf anmelden würde — doch er tat es in dem Glauben, daß ich sein Besitzrecht von vornherein anerkannt hätte. Wir stritten auf dem ganzen Heimweg, und

als Rick den Schädel nach einem besonders bösen Wortwechsel mit ins Haus nahm, waren wir geschiedene Leute.

Wir fuhren jeden Tag mit demselben Bus zur Schule, aber wir sprachen nicht miteinander, außer um dem anderen hämisch den neuesten Knochenfund mitzuteilen. Wenn wir uns im Wald begegneten, nickten wir einander nicht einmal zu, und wir begegneten uns ständig, denn wir waren jetzt beide wieder häufig im Wald, weil jeder den besten Fund machen wollte. Diese Besitzgier ließ uns an fast allem anderen achtlos vorbeigehen, der Blick war ständig gesenkt, denn Schädel liegen auf der Erde. Nach einer Weile schauten wir nicht einmal mehr auf, wenn unsere Wege sich kreuzten. Diese Wege hätten ebenso gut durch Fabrikgelände führen können, so wenig nahmen wir noch wahr. Etwas ganz Außergewöhnliches mußte geschehen, um mich aus diesem Stumpfsinn zu reißen.

Eines Tages kam ich in eine Sumpfniederung, in der ich noch nie gewesen war, und stieß auf einen Biberbau, den ersten, den ich je gesehen hatte. Wir hatten schon immer Biber beobachten wollen, aber nie welche entdeckt. Es war ein besonders kostbarer Fund, und ich beugte mich herunter, um in den Bau zu schauen. Leider waren keine lebendigen Biber zu sehen, aber das Zweitbeste: drei vollständige Skelette. Ich stieß einen Freudenschrei aus und drehte mich zu Rick um – aber er war natürlich nicht da. Ich fühlte mich wie der letzte Mensch auf der Welt. Rick war der einzige, der hätte verstehen können, was mich beim Anblick dieses phantastischen Fundes bewegte.

Meist fanden wir nur einzelne Knochen oder Knochenstücke, aber selbst der kleinste Knochen wurde behutsam und respektvoll behandelt. Zunächst zäunten wir den Fund mit Stöcken und Schnüren ein. Dann setzten wir uns ein Stück abseits hin, betrachteten ihn genau und stellten erste Vermutungen an, welcher Teil von welchem Tier es sein könnte. Und dann versuchten wir herauszubekommen, was hier geschehen war. Spuren im Boden waren natürlich meist schon längst verschwunden, aber manchmal gab eine Feder oder ein Stück Fell uns Hinweise. Häufig war das Tier den Hunden zum Opfer gefallen, und wir mußten im weiten Umkreis die verbliebenen Spuren verfolgen, bis wir schließlich, vielleicht in hundert Metern Entfernung, den nächsten Knochen fanden. Schädel waren deshalb so kostbar, weil die Hunde sie fast immer wegschleppten, um die größte Leckerei, das Gehirn, irgendwo in aller Ruhe als Nachtschüssel zu verzehren. Ein vollständig erhaltenes Skelett war ein Königreich wert, drei ein Weltreich.

Rick mußte her, da gab es gar keine Frage. Mir war es gleichgültig, was ich würde tun oder sagen müssen, um wieder sein Freund zu sein. Der Schädel, wegen dem wir uns gestritten hatten, bedeutete mir nichts mehr, er konnte ihn behalten. Er hatte uns schon viel zuviel gekostet. Als ich losrannte, um Rick zu suchen, sah ich zum erstenmal seit Wochen wieder den Wald. Alles schien sich wie mit einem plötzlichen Sprung entwickelt zu haben, aber dieser Eindruck täuschte natürlich: Ich hatte nur in der Zwischenzeit nicht hingeschaut. Es war schlimm, diese Wochen versäumt zu haben; es war schlimm, sie nicht mit Rick geteilt zu haben. Aber ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß wir künftig keine Wunder mehr durch Borniertheit und Habgier verpassen würden. Rick konnte alle meine Schädel haben, wenn wir nur wieder zu unseren gemeinsamen Naturbeobachtungen zurückkehrten.

Ich wußte, daß Rick irgendwo unten im Sumpf sein mußte, zweieinhalb Kilometer entfernt, denn ich hatte ihn in die Richtung gehen sehen, wie immer mit der Befürchtung, die mir jetzt geradezu lächerlich erschien, er könnte die besten Schädel finden. Ich nahm den breitesten Pfad, auf dem ich am schnellsten laufen konnte. Noch im Lauf dachte ich begeistert an meinen Fund. Drei vollständige Skelette! Und auch noch von Bibern! Plötzlich schoß Rick in der Gegenrichtung an mir vorbei. Wir begriffen es erst nach ein paar Schritten und überschlugen uns beide fast, weil wir uns mitten im Lauf umdrehten. Wir



stolperten völlig außer Atem aufeinander zu, konnten noch nicht sprechen, schnitten aber Grimassen und deuteten nach entgegengesetzten Richtungen in den Wald. Rick verzog derart das Gesicht vor lauter Anstrengung, daß ich mir nur vorstellen konnte, er habe den Jersey Devil gesehen.

Ich war als erster wieder in der Lage zu sprechen und fragte:

«Du hast ihn im Sumpf gesehen?» Rick sah mich ratlos an, und ich ergänzte: «Den Jersey Devil!»

Ricks Augen quollen fast aus ihren Höhlen. «Du hast ihn gesehen?»

«Nein, du, denke ich», erwiderte ich. Rick sah mich an, als hätte ich den Verstand verloren, und dann fing er an zu lachen. «Was?!» japste er mit letzter Kraft.

Ich hatte zwar wieder genügend Luft, mußte jetzt aber auch lachen, und die Verständigung blieb auf diese Weise so schwierig wie zuvor.

«Du hast das Gesicht so verzogen, daß ich dachte, du wolltest sagen, daß du den Jersey Devil gesehen hast.»

Rick wälzte sich vor Lachen am Boden, und ich ließ mich auch hinfallen. Ich wußte, alles würde wieder gut werden. Ich weiß nicht, wie lange wir lachten; immer wenn einer aufhörte und dann den anderen lachen hörte, fing er selbst wieder an — ähnlich zwei Vogelschwärmen, die einander durch ihre Warnrufe immer wieder gegenseitig zu neuem Geschrei anstacheln. (Ich hatte das mal zwanzig Minuten lang beobachtet. Ein Fuchs war von einem Schwarm entdeckt worden, und sofort brach ein mörderisches Gezeter los, worauf ein anderer, etwas weiter entfernter Schwarm in Alarmbereitschaft versetzt wurde und ebenfalls in laute Warnrufe ausbrach. Als der erste Schwarm sich gerade wieder beruhigte, hörte er die Warnrufe des zweiten und fing auch wieder an. Als der zweite Schwarm stiller wurde, hörte er wiederum den ersten und so fort. Ich weiß nicht, auf welche Weise sie schließlich dahinterkamen, daß sie den ganzen Lärm um nichts machten — der Fuchs war längst weg.)

Rick fiel als erstem wieder ein, was er eigentlich hatte sagen wollen. «Die Wanderdrosseln», rief er plötzlich. «Ausschlüpfende Wanderdrosseln!» Er sprang auf und zog mich hoch, und wir liefen beide in die Richtung, aus der er gekommen war. Rick war ein besserer Läufer als ich und zügelte seine Schritte etwas, damit ich mithalten konnte. Er hätte mir auch den Ort beschreiben und dann vorauslaufen können, um nichts zu verpassen, aber er wartete auf mich, und so etwas tat nur ein Freund.

Als die jungen Drosseln ausgeschlüpft waren, sprachen wir darüber, wie elend diese Zeit gewesen war, in der wir beide niemanden hatten, mit dem wir die wirklich wichtigen Dinge teilen konnten. Schließlich blieb nichts weiter zu sagen als: «Vergessen wir's. Seien wir froh, daß wir wieder Freunde sind.» Und dann fielen mir die Biber wieder ein. Rick fiel auch gerade ein, daß ich ja genau wie er mit Höchstgeschwindigkeit durch den Wald gerannt war, und er fragte mich, wo ich denn hergekommen sei. Ich sagte, ich sei auf der Suche nach ihm gewesen, um ihm etwas ganz Phantastisches zu zeigen. Er wollte natürlich wissen, was das sei, aber ich nahm ihn einfach mit und zeigte es ihm.

«Zwei!» staunte Rick, als er in den Biberbau schaute.

Ich schüttelte den Kopf. «Drei!» sagte ich. «Den anderen kannst du haben, wenn du willst.» Jetzt schüttelte Rick den Kopf, und wir beschlossen, daß alles, was wir künftig finden würden, unser gemeinsamer Besitz sein sollte. Wir gaben uns die Hand darauf. Das war, glaube ich, der letzte Rest von Verlegenheit, der von der Zeit der Trennung noch übrig war. Sonst blieb davon nichts außer dem, was wir gelernt hatten, nämlich wie leicht es ist, so habgierig zu werden wie die meisten anderen Menschen. Bedauernd gestanden wir uns ein, wie wenig Wert wir auf die wirklich wichtigen Dinge gelegt hatten, auf unsere Freundschaft und alles, was im Wald geschah. Rick hatte genau wie ich plötzlich

festgestellt, wieviel sich um ihn her verändert hatte, ohne daß es ihm aufgefallen war. Nie wieder sollte irgend etwas uns so sehr in Bann schlagen, daß wir darüber alles andere vergaßen. Dann wandten wir uns dem Biberbau zu, aber nicht als Knochensammler, sondern als Naturbeobachter.

Und was wir aufdeckten, war ein wahrer Alptraum. Wir fanden noch sechs weitere Skelette, alle vollkommen erhalten; vergiftet, dachten wir zunächst, aber es war kein Geruch festzustellen. Als wir sie herausholten, betrachteten wir sie in erster Linie als die Tiere, die sie gewesen waren, verletzte Wesen, die von irgendeiner Katastrophe heimgesucht worden waren.

Als wir das Gelände genauer untersuchten, fanden wir heraus, was sie das Leben gekostet hatte. Unweit des Baus hatte sich früher ein kleiner Hain von Zitterpappeln befunden. Er war verschwunden, und man hatte die Böschung zubetoniert, denn hier mündeten jetzt einige Drainagerohre. Biber lieben nichts so sehr wie Zitterpappeln, alles andere lassen sie dafür stehen. Diese Biber hatten sich offensichtlich in der Nähe eines Futtersvorrats angesiedelt. Als ihre Vorräte im Baum fast aufgebraucht waren, hatten sie sich wohl aufgemacht, um Nachschub zu holen, fanden aber statt der Bäume nur den Bulldozer irgendeiner Baufirma vor. Sicher waren sie sehr niedergeschlagen nach Hause gegangen und hatten sich von ihren kärglichen Resten ernährt, bis das Eis sie überraschte und sie vielleicht schon zu schwach waren, um es zu durchbrechen. Vielleicht hatte sie aber auch einfach der Lebensmut verlassen, und sie hatten sich hingelegt, um mit so viel Würde wie möglich zu sterben.

Es war eine kleine Familientragödie, aber für uns war es wie das Ende der Welt. Beim Bergen der Leichen stieg eine ohnmächtige Wut in uns auf. Neun fanden wir insgesamt, und alle nichts als Fell und Knochen. Es muß ein sehr langsamer Tod gewesen sein. Wir rannten zu den Drainageröhren, bewarfen sie mit Steinen und verfluchten sie und ihre Besitzer lautstark, aber das waren riesige Betondinger, die völlig ungerührt blieben. Zum erstenmal erlebte ich die entsetzliche Hilfslosigkeit gegenüber diesem Netz der Habgier, das sich menschliche Gesellschaft nennt. Hätte ich diese Röhren in die Luft sprengen können und dazu das Unternehmen, das sie produziert hatte, und die Politiker, die den Bau genehmigt hatten, und die Firma, für die das alles gemacht worden war — ich hätte es getan. Aber das überstieg unsere Mittel, und wir legten statt dessen unser letztes Geld zusammen und kauften eine Spraydose mit schwarzer Farbe. Damit schrieben wir unsere neunfache Mordanklage auf die Abzugsröhre, verfluchten die ganze Sippschaft der Naturzerstörer und wünschten der Baufirma den alsbaldigen Bankrott. Auf allen Röhren prangten unsere Beschimpfungen und unsere Forderungen nach Wiedergutmachung, bis uns schließlich die Worte ausgingen und die Farbe alle war.

Dabei konnte keines der Worte unseren Schmerz und unsere Wut wirklich ausdrücken, und daß wir mit unserer Sprühaktion nicht viel ausrichten würden, wußten wir ohnehin. Wenn je einer diese Schriftzüge sah, er würde sie nicht verstehen, und verstünde er sie, so würde er nur die Achseln zucken. Und wäre doch einer dabei, den unser Kummer nicht kalt ließe, er würde gewiß sagen, das hier sei nun mal sein Job.

Dieselben Leute, die die Abzugsröhren legen, verwandeln alle paar Wochen wieder ein neues Stück der Pine Barrens in Geld. Wenn nichts mehr da ist, wenn selbst dieses große Frischwasserreservoir vergiftet ist, dann werden auch die Leute, die für den Tod der Biber verantwortlich waren, dieses Gefühl des unwiederbringlichen Verlusts kennenlernen. Aber das hat noch Zeit. Viel Zeit. Jahre zumindest.

Wahrscheinlich hat niemand unsere Tiraden je gelesen. Die Röhren waren von der Straße, die in der Nähe vorbeiführte, nicht zu sehen. Wer steigt schon aus, um Drainageröhren zu besichtigen? Und man hätte wohl auch wenig auf unsere Sprüche

gegeben, denn das meiste war falsch geschrieben.

### 13. *Die Jagd*

Die größte Prüfung für unsere Unsichtbarkeit war der Hirsch. Wenn wir uns an Tiere anpirschten, dann hörten sie uns manchmal oder bekamen Wind von uns, aber sie sahen uns nicht. Nur der Hirsch sah uns. Hirsche haben ausgezeichnete Augen, einen noch schärferen Geruchssinn und ein unvergleichlich gutes Gehör. Vor allem besitzen sie aber ein untrügliches Gespür für alles, was im Wald vorgeht. Sie sind der härteste Prüfstein für Jäger und Raubtiere.

Meine Prüfung begann, als ich eines Tages, nur mit dem Messer bewaffnet, in den Wald ging, um einen Hirsch zu erlegen. Eine Woche lang pirschte ich ihm nach, und der Wald webte unsere Leben und Bewegungen so zusammen, daß die Begegnung unausweichlich wurde. Ich befand mich im dunkleren Teil des gemeinsamen Musters und wartete darauf, daß der Wald uns zusammenführte.

Ich saß in einer Kiefer und band mein Messer mit Stechwinden-ranken an einem kurzen Stock fest. Rick und ich hatten gemeinsam die Stacheln von den Ranken entfernt, die stärker sind als Lederriemen, wenn man sie richtig benutzt. Ich prüfte die Festigkeit meiner Konstruktion, und dabei bewegte sich der Ast, auf dem ich saß, ein wenig. Ein Häher kreischte los, und sofort fielen andere Vögel ein; jedes Tier im Umkreis würde jetzt besonders wachsam sein. Ich lauschte dem Lärm mit ebensoviel Mißvergnügen wie jedes Raubtier oder jeder andere Jäger. Falls der Häher sich nicht beruhigte, würde ich mir wohl einen anderen Baum suchen müssen.

Ich war eigentlich nicht besonders erpicht auf diese Jagd, aber ich hatte das Gefühl, daß die Zeit dafür reif war. Wir hatten vor, längere Zeit im Wald zu bleiben und mit den dort vorhandenen Mitteln auszukommen. Der ganze Sommer lag vor uns, um die Fleischvorräte aufzubrauchen, und was übrigblieb, konnten wir dann immer noch mit nach Hause nehmen. Es gab gute Gründe, einen Hirsch zu erlegen, und ich empfand keinerlei Gewissensbisse — es gehörte einfach zum Gesamtmuster des Waldes.

Etwas unsicher war ich nur, was die Ausführung meines Vorhabens anging. Ich wußte, daß es nicht einfach nur um Nahrungsbeschaffung ging. Meine Jagd hatte darüber hinaus einen zweiten Sinn, den ich aber noch nicht kannte. War mein Vorhaben falsch, so würde der Wald mir keinen Hirsch schicken. Ich wartete geduldig den ganzen Tag, achtete auf die Veränderungen, die sich mit dem Tageslauf einstellten, und beobachtete das Wetter. Ich machte es mir bequem, stützte das Kinn auf einen Ast. Der Häher hatte sich an mich gewöhnt oder war weggeflogen. Die Sonne sank und fiel eine Zeitlang schräg durch die Zweige auf meine Schulter.

Dann dämmerte es, und ich hörte meinen Hirsch leise näher kommen, vorsichtig sichernd, als wüßte er, daß ich dort irgendwo war. Vielleicht sah er den Baum wie ein Omen aufragen und scheute davor zurück. Schließlich ging er weiter und erreichte den Baum, und unsere beiden Lebensstränge wanden sich zusammen.

Ich ließ mich vom Baum fallen. Der Hirsch strauchelte, als ich auf seinem Rücken landete, und setzte sofort zu einem gewaltigen Fluchtsprung an, aber ich packte sein Geweih, riß seinen Kopf nach hinten und stach ihm das Messer in die Brust. Noch einmal stach ich zu, und seine Beine begannen einzuknicken. Das Sterben dauerte eine Ewigkeit, er wollte einfach nicht vollends zusammenbrechen. Ich zog mein Messer heraus und schnitt ihm die Kehle durch. Immer noch hielt er sich auf den Beinen, und jetzt merkte ich, daß es kein gewöhnlicher Hirsch war. Er schlug aus und bockte und stieß mit dem Geweih nach mir. Langsam rutschte ich von seinem Rücken herunter, und er sprang herum, als versuche er, auf meine herunterbaumelnden Füße zu treten. Zweimal trat er mich, bevor es

mir gelang, ihn endgültig umzustoßen und ihm den letzten Stich ins Herz zu versetzen. Ich spürte die furchtbare Kraft des Jagens und Tötens in meiner Hand und fühlte mich ganz eins mit dem großen Muster der Wildnis. Ich dankte dem Geist der Wälder, daß er mir für diese Lektion einen so starken und edlen Gegner geschickt hatte.

Der Hirsch barg für mich das Versprechen, daß die Natur auch in verzweifelter Lage für alles Notwendige sorgen würde, und ich war ein Teil dieser Natur — wie jedes andere Lebewesen auch, dem sie Nahrung gibt und einen sinnvollen Platz im Gesamtzusammenhang einräumt. Ich behandelte den Körper des Hirschs mit größter Achtung und Sorgfalt. Wir schlugen ihn aus der Decke und verarbeiteten sein Fell zu einem Umhang, wie Stalking Wolfs Vorfahren es getan hätten. Das Fleisch aßen wir teilweise frisch, der Rest wurde eingesalzen. Die Hufe behielten wir, um mit ihrer Hilfe Spuren herzustellen, und aus dem Geweih fertigte ich ein Medizinhalsband und ein Messer. Wir präparierten die Haut mit Pine-Barrens-Wasser, und ich machte aus dem Schädel eine Schöpfkelle, indem ich zunächst Lehm hineindrückte und ihn dann im Feuer aushärten ließ. Danach rieb ich ihn mit Kiefernpech ein und legte ihn ans Feuer, bis das Pech Blasen warf. Nach dem Abkühlen war die Schöpfkelle gebrauchsfertig. Alles wurde verwertet, und jeder Gegenstand war von unserer Achtung vor dem Opfer durchdrungen, das der Hirsch uns dargebracht hatte.

Ich habe seitdem nur noch dann einen Hirsch getötet, wenn alle anderen Versuche der Nahrungsbeschaffung gescheitert waren. Ich jage heute mit der Kamera, und ich denke, daß der Wald eine doppelte Absicht verfolgte, als er mich und den Hirsch zusammenführte. Der Mensch ist ein Raubtier, und diese Tatsache kann man nur auf die Weise ganz begreifen, wie ich sie begriff. Aber das Grauen des Tötens blieb bei mir, und ich glaube, daß der Wald mir ein Todesgeschenk machte, um mir zu zeigen, daß ich künftig nur im äußersten Notfall töten sollte.

## **14.**

### **Bodenfrost**

Rick und ich waren schon einige Jahre «Männer» – den Titel hatte uns Stalking Wolf nach dem Erlebnis in der «Hölle» verliehen –, als wir einmal in der Abenddämmerung zu einem Nachtlager auf dem Forked River Mountain aufbrachen. Ein Stück weit mußten wir auf einer asphaltierten Straße gehen, was wir immer sehr ungern taten, ansonsten gab es eigentlich nichts direkt Unangenehmes. Doch es war einer jener Tage, an denen alles irgendwie unheimlich anmutet. Nebel zog vom Sumpf her in Schwaden über die Straße und ließ sie noch kälter und menschenfeindlicher wirken.

Bei Sonnenuntergang sahen wir überall Krähen, glatte, wunderschöne Vögel, aber wenn sie krächzten, hatten ihre Stimmen so ein seltsames Gruselfilmecho. Der tief gefrorene Boden war an diesem ungewöhnlich warmen Januartag getaut und wieder gefroren, so daß sich auf allen Wegen Risse und Blasen bildeten, die dem Boden ein krankes Aussehen gaben. Frische Spuren lagen wie leichte Schatten über tiefen Eindrücken, die während des Tauwetters entstanden waren und nun wie geisterhafte Zeugnisse einer Vergangenheit wirkten, die nicht weichen wollte.

Der blaßrote Sonnenuntergang wurde von niedrigen grauen Wolken verschluckt, die Krähen flogen wie dunkle Schatten über diesen grauen Hintergrund. Vier tote Opossums und ein Eichhörnchen fanden wir entlang der Straße, aber anstatt uns darüber zu ärgern wie sonst, wurden wir nur noch bedrückter. So vieles schien hier aus dem Lot zu sein. Es war dieses Gefühl, das ich immer habe, wenn irgend etwas im Wald nicht in Ordnung ist. Die Vögel hatten entweder früher als sonst ihre Schlafplätze aufgesucht oder waren aus irgendeinem Grund verstummt. Beim Anblick des Sumpfs dachte ich nicht an die Kornweihe, die ich einmal von dieser Stelle aus über die Rohrkolben heranschweben sah, sondern an den Nebel, der in Horrorfilmen über den Friedhöfen schwebt. Zu solchen Assoziationen neigte ich normalerweise nicht und dachte mir, es sei wohl nur eine etwas absonderliche Stimmung, die vergehen würde, wenn wir erst tiefer im Wald waren.

Aber wenn es nur eine Stimmung war, dann mußte sie sich wohl auf Rick übertragen haben. Vielleicht ließ der Nebel ihn an ähnliche Dinge denken, jedenfalls fragte er: «Erinnerst du dich an den Fuß, den wir mal auf dem Friedhof gefunden haben?» Ich erinnerte mich sehr gut an den alten düsteren Friedhof hinter dem verfallenen Gebäude, das als Kirche gedient hatte, bevor das Ganze zum Naturschutzgebiet erklärt wurde. Wir hatten die Ruine untersucht und uns dann den Friedhof angesehen. Es waren größtenteils Armengräber, in denen die Leichen ohne Sarg verscharrt worden waren, und es kam gelegentlich vor, daß ein wirklich schwerer Wolkenbruch eine Leiche freilegte, über die sich dann die Hunde hermachten. An diesem Tag lagen zwei Leichen offen da, und daß die Hunde dagewesen sein mußten, fanden wir heraus, als Rick sich einmal vorbeugte, um eine Grabinschrift zu lesen, und dabei den Fuß entdeckte. Offensichtlich hatte einer der Hunde ihn dorthin geschleift, um ihn nicht mit den anderen teilen zu müssen. Wir ließen ihn, wo er war, und gingen zu einer Telefonzelle, um die Polizei anzurufen.

Der Fuß hatte uns nicht sonderlich schockiert. Wir waren es gewohnt, tote Lebewesen zu untersuchen. Und hätte der Fuß uns erschüttert, so hätte keiner von uns es gezeigt. Unsere ganze Schulung war darauf angelegt, mit Angst fertig zu werden. Ein Indianer hat keine Angst. Ein Kung-Fu-Kämpfer hat keine Angst. Also hatten wir keine Angst, und ein Menschenfuß war gar nichts Besonderes.

Auch an jenem Abend hatte ein leichter Nebel über dem Friedhof gehangen.

«Ja, weshalb?» fragte ich.

«Ach, nur so», meinte er.

Dann sagte er eine ganze Weile nichts mehr. Wir gelangten jetzt tiefer in den Wald, und hier fühlte ich mich schon viel besser, aber die Wolken schluckten immer wieder alles Licht, und der Abend wirkte merkwürdig still angesichts der Tatsache, daß es eigentlich gar nicht so kalt war.

Wir hatten eine gute Strecke schweigend zurückgelegt, als Rick fragte: «Erinnerst du dich an den Zedernsumpf?» Ich lächelte. Als wir kleiner waren, erzählten wir uns gegenseitig Gespenstergeschichten, bis es uns beiden ordentlich gruselte. In der Phantasie faßt die Angst stets am leichtesten Fuß, und wenn wir dann den Zedernsumpf aufsuchten, waren wir vollkommen überzeugt, daß es in ganz New Jersey genau dieser Zedernsumpf war, wo der Jersey Devil lauerte, um alles Lebendige, das ihm in die Quere kam, in Stücke zu reißen. Wenn einer von uns in den Sumpf ging, schlich sich der andere unweigerlich an und stieß so markerschütternde Schreie aus, daß einem das Blut in den Adern gefror. Wir wagten uns nie sehr weit hinein, und der Rückweg war meist eher eine Art Flucht.

«Ja», erwiderte ich. «Wir sind da nie sehr lange geblieben. Wo lag noch unser Rekord?» Rick zuckte die Achseln und meinte, vielleicht eine Viertelstunde. Doch wohl eher fünf Minuten, hielt ich dagegen. Rick nickte und sagte, der Rekord habe vermutlich nicht einmal eine volle Minute betragen, aber die sei uns wie fünf Stunden vorgekommen. Wir lachten, und alles schien jetzt ein wenig lichter zu werden. Die Schwere wich aus der Luft, und die Sterne waren plötzlich kristallklare Januarsterne.

Wir beschleunigten unseren Schritt, und ich sah eine Fledermaus in taumelndem Flug vor dem aufgehenden Mond. Dieser Anblick ist immer eine Freude für mich, und ich legte den Rest des Weges bis zum Forked River Mountain lächelnd zurück. Dieser «Berg» ist eigentlich nicht einmal ein Hügel, aber das südliche New Jersey ist so flach, daß man von einer nur dreißig Meter hohen Erhebung über eine weite, rollende See von Kiefern bis nach Atlantic City und sogar noch weiter sehen kann. Wir ließen uns diesen Anblick nie entgehen, und auch jetzt erstiegen wir den Hügel, bevor wir uns einen Lagerplatz suchten. Die Wolken waren verflogen, und wir sahen fern im Südosten die Lichter von Atlantic City. Von den Bäumen schien ein schwaches Schimmern auszugehen; Wissenschaftler bezeichnen das als Pine-BarrensPhosphoreszenz. Wir sahen darin den Atem des «Geistes-dersich-in-allen-Dingen-regt». Selbst unter einem bewölkten Nachthimmel konnte man in diesem Schein den Weg fünfzig Schritte weit überblicken.

Wir stiegen an der Ostseite des Hügels hinunter, wo wir im unteren Drittel unser Lager aufschlagen wollten. Manche der Wege hier werden viel benutzt, wir wählten jedoch einen Weg, auf dem man normalerweise kaum jemals einem Menschen begegnet, und waren um so erstaunter, als wir auf tiefe Reifenspuren stießen. Wir untersuchten sie mit den Händen. Bei Tag hätten wir genau feststellen können, wann die Spuren entstanden waren, aber durch das mehrmalige Auftauen und Gefrieren hatten sich die Abdrücke so verändert, daß mit den Händen kein klares Bild mehr zu gewinnen war. Ich schätzte ihr Alter jedoch auf etwa eine Woche.

Was mochten die Leute mit einem so schweren Wagen so tief im Wald zu schaffen gehabt haben? Die Spuren führten bis zu unserem geplanten Lagerplatz. Wir sahen, wo der Wagen angehalten hatte und wieder losgefahren war, und wir sahen die Fußspuren von Menschen, aber es war jetzt nicht festzustellen, was sie hier gemacht hatten. Wir suchten uns eine freie Stelle im Gelände und richteten sie für das Feuer her. Als es schließlich brannte, saßen wir davor, tranken Kaffee und schauten in die Sterne.

«Weißt du eine gute Jersey-Devil-Geschichte?» fragte Rick. Er kannte jede Geschichte, die ich auch kannte, und wir hatten sie einander unzählige Male erzählt, wenn wir am Rand

des Zedernsumpfs vor dem Feuer saßen und es so weit herunterbrennen ließen, daß die Schatten immer wirklicher wurden. Sie drehten sich alle um ein riesenhaftes, behaartes Wesen von sehr unangenehmer Gemütsart.

«Hunderte», sagte ich. Ricks Lächeln war eine Aufforderung. «Wie wär's mit der Moorgeschichte?» fragte er. Das war unsere Lieblingsgeschichte. Ich kannte sie in- und auswendig und erzählte sie gern. In einer langen Einleitung stellte ich zunächst alle Beteiligten vor, besonders einen Mann namens McDaniels, der sich tief im Wald mit seinem Sohn eine Jagdhütte baute.

Am Ende ließ ich seinen Sohn sprechen: «Mein Vater ging vor zum morastigen Ufer des Sumpfs, weil er Wasser holen wollte. Es war schon fast dunkel, und ich konnte gerade noch seine Silhouette erkennen. Und dann erstarrte ich vor Schreck, als sich plötzlich eine andere Gestalt aus dem Moor erhob, meinen Vater packte und in die Tiefe zog. Alles war voll Blut.»

Rick lächelte mir übers Lagerfeuer zu. Es war größer, als wir es eigentlich brauchten; der Boden fing an aufzuweichen, und unmittelbar um das Feuer wurde die Erde bereits trocken. «Glaubst du, daß das wahr ist?»

Ich war mir nicht völlig sicher, dachte aber, daß die Geschichte wohl nicht gänzlich erfunden sei. «Wer könnte es sonst gewesen sein?»

Rick zuckte die Schultern. «Ich weiß nicht. Vielleicht wollte ihn einfach jemand umbringen.»

Ich dachte eine Weile darüber nach. «Das muß ein großer Pirscher gewesen sein», sagte ich schließlich.

«Wer muß ein großer Pirscher gewesen sein?»

«Na, der Kerl, der McDaniels umgebracht hat — falls es nicht der Jersey Devil war.»

Ricks Augen leuchteten auf. Wir stellten uns diesen Mann vor, wie er McDaniels wochenlang beobachtete, bis er seinen Tagesablauf genau kannte. Wir rekonstruierten, wie der Mord dann ausgeführt werden mußte. Der Mann hatte sich bestimmt den ganzen Tag im Sumpf versteckt gehalten. Unmittelbar bevor McDaniels kam, hatte er sich rücklings in den Morast sinken lassen.

«Als McDaniels sich herunterbeugte, um Wasser zu schöpfen, hat er ihn gepackt und erstochen», sagte Rick.

«Genau», spann ich den Faden weiter, «und dann hat McDaniels sich noch einmal aufgebäumt und den Kerl mit hochgerissen.»

Rick nickte eifrig. «Ja, und dann hat er weiter auf ihn eingestochen, ihn wieder runtergezogen und durch den Matsch weggeschleppt.»

Ich sah vor mir ein übermannsgroßes Wesen, bis an die Augen in den weichen Morast eingesunken, wie es dann hervorsprang und seine Zähne in diesen Mann schlug. Aber ich konnte mir dieses Bild nicht mehr glaubhaft machen, wie es mir früher stets mühelos gelungen war. Wir waren beide aus diesen Bildern herausgewachsen, und jetzt versuchten wir zum erstenmal eine kritische Analyse eines dieser Mythen, mit denen wir uns so gern gegenseitig Schauer über den Rücken gejagt hatten.

«Was meinst du, weshalb er ihn umgebracht hat?» fragte ich Rick. Rick zuckte die Schultern. «Er muß ihn furchtbar gehaßt haben», überlegte ich weiter.

Rick wollte etwas erwidern, aber ein Windstoß ließ das Feuer plötzlich hoch aufflackern, und er mußte schnell zurückspringen, weil seine Jacke Feuer zu fangen drohte. Mit gleicher Heftigkeit wehte der Wind jetzt die Flammen von uns fort und legte sich dann wieder. Rick rutschte an seinen Platz zurück und nahm seine Kaffeetasse in die Hand.

Während er noch in seinen Kaffee starrte, bot sich mir ein Schauspiel, das ich mit einer Mischung aus Faszination und Entsetzen verfolgte. Dicht neben dem Feuer teilte sich langsam die Erde, und Zentimeter für Zentimeter, als müßte sie gegen einen schweren



Widerstand ankämpfen, kam eine menschliche Hand hervor. Mein erster Eindruck war, daß sie uns packen und unter die Erde ziehen würde: die Rache des Jersey Devil für unseren Unglauben. Ich erstarrte, wo ich saß. Die Hand einer menschlichen Leiche hätte mich normalerweise kaum erschrecken können, aber die Tatsache, daß sie so einfach aus der Erde herauslangte, verschlug mir doch die Sprache.

Auch Rick beobachtete jetzt regungslos, wie die Hand sich langsam aufrichtete, bis sie fast senkrecht stand, die Finger gespreizt und eingekrallt, die Muskeln in der Totenstarre verkrampft, von der Kälte weißblau angelaufen. Schließlich blieb die Hand still stehen, die gekrümmten Finger wie Baumäste ausgestreckt. Rick schaute noch einmal in seine Tasse, schwenkte den Rest Kaffee kurz und trank ihn aus. Dann drehte er die Tasse um, ließ den letzten Tropfen auf den Boden fallen und hängte sie an den ausgestreckten Daumen der Leichenhand.

«Hier ist mir zuviel Betrieb», sagte er. «Vielleicht sollten wir uns lieber ein stilleres Plätzchen suchen.»

Ich war bereits dabei, das Lager abubrechen. Eine Stunde brauchten wir, um alle Spuren unserer Anwesenheit zu verwischen. Wir nahmen unsere Rucksäcke und kampierten acht Kilometer weiter östlich. Unterwegs überlegten wir, daß hier wahrscheinlich wieder mal ein Fall von Lynchjustiz vorlag, und diskutierten, ob wir den Fund melden und damit den Zorn der Leute auf uns ziehen sollten. Das eigentliche Problem dabei waren natürlich unsere Eltern. Sie würden glauben, daß alle paar Schritte eine Leiche verbuddelt sei und überall Mörder lauerten. Hatten sie erst gründlich darüber nachgedacht, dann würden wir sicherlich einen Monat oder noch länger ans Haus gekettet sein. Wir einigten uns auf einen anonymen Anruf bei der Polizei.

Wir mußten noch einmal drei Kilometer bis zum nächsten Telefon laufen. Der Polizist sagte, wir sollten aufs Revier kommen und seine Leute führen, aber wir beschrieben ihm nur den Weg und legten auf. Die Polizei war damals zugleich auch die Feuerwehr, und die kannte die Wege im Wald gut genug, um die Leiche auch ohne unsere Hilfe zu finden. Es würde keine Stunde dauern, bis ein Suchtrupp an Ort und Stelle war. Wir kamen auf die Idee, daß dies eigentlich eine prächtige Gelegenheit zum Anschleichen war, und gingen zum Forked River Mountain zurück.

Der Himmel war klar und sternenhell. Unsere Angst war verflogen, jetzt gab es nur noch unsere Neugier. Das Pirschen war schwierig, denn alles knisterte in der Kälte, und wir mußten uns die letzten hundert Meter sehr langsam und vorsichtig bewegen, bis wir schließlich, gerade außerhalb der Lichtkegel, in Deckung gingen. Sie hatten eben angefangen, die Leiche auszugraben, und wir hörten, wie sie sich darüber unterhielten, ob die Anrufer wohl etwas mit dem Mord zu tun hatten. Einer der Polizisten sagte: «Nee, das waren bloß Kinder, völlig verängstigt. Bestimmt schon längst im Bett jetzt.»

Ich sah Rick nicht an, weil ich dann in Lachen ausgebrochen wäre. Der andere Mann war noch nicht überzeugt. «Was, zum Teufel, sollten den Kindern hier mitten in der Nacht zu tun haben?» Darauf hatte der Polizist nicht gleich eine Antwort, aber dann meinte er, wir seien wohl schon am Nachmittag hiergewesen und hätten uns zuerst nicht getraut anzurufen.

Inzwischen war die Leiche ausgegraben, und jemand rief, der Tote sei hinter dem Ohr in den Kopf geschossen worden. Irgendwer sprach das Offensichtliche aus: Lynchmord. Ein anderer meinte, es müsse mit dem Wagen mit New Yorker Kennzeichen zusammenhängen, den man vor etwa einer Woche in dieser Gegend gesehen habe. Der Leichenbeschauper bestätigte unsere Vermutung, daß der Tote hier seit etwa einer Woche lag. Die Leichenstarre habe die Hand aus der Erde brechen lassen, als der Boden von der Wärme des Feuers aufgetaut wurde.

Wir warteten darauf, daß sie den Toten in den Leichenwagen trugen und abfuhrten. Aber

die Sache schien die Leute so sehr zu interessieren wie uns, und einer von ihnen kam auf die Idee, die Gegend mit den Hunden abzusuchen. Das war ein ziemlich sinnloser Gedanke; die Witterung war mehr als eine Woche alt, und nur ein erstklassiger Spürhund wäre nicht durch den Geruch der Leiche von der Witterung der Mörder abgelenkt worden.

Die Männer bewegten sich im Licht der Autoscheinwerfer wie unheimliche fremdartige Wesen, viel größer als normale Menschen – für einen Moment glaubte ich eine ganze Familie von Jersey Devils beim Picknick zu sehen. Ich hätte es gern Rick gesagt, aber wir waren dafür zu nah am Ort des Geschehens.

Die Hunde, die jetzt aus dem Wagen gelassen wurden, waren eher normale Haushunde als Spürhunde und hier gewiß weit überfordert, denn aufgrund der Kälte lag die Witterung sehr dicht am Boden und konnte nur von bestens geschulten Tieren verfolgt werden. Zwei von ihnen waren noch viel zu jung, und die beiden älteren besaßen offenbar nicht das Talent, eine solche Aufgabe zu bewältigen. Wir hätten uns inzwischen wegschleichen können, damit nicht einer der Hunde zufällig über uns stolperte, aber wir hatten den Entschluß nicht schnell genug gefaßt, und jetzt mußten wir regungslos hockenbleiben, weil ein Hund auf uns zukam.

Für einen untrainierten Hund mischten sich hier viel zuviele Gerüche, und alle rannten ziellos im Kreis herum, bis einer zufällig in unsere Nähe kam. Mein erster Impuls war wegzulaufen, aber ich wußte von den Hirschen, daß Stillstehen fast so gut wie Unsichtbarsein ist. Oftmals hatten Rick und ich uns an vielbenutzten Wegen hingekauert, und die Leute gingen unmittelbar an uns vorbei, ohne uns zu bemerken. Einer der älteren Hunde kam also direkt auf mich zu, und mir blieb nichts anderes übrig, als mir inständig zu versichern, daß ich unsichtbar sei. (Jahre später kam ich in eine ähnliche Situation, als ich die Fährte eines mutmaßlichen bewaffneten Räubers verfolgte – doch da standen ganz andere Dinge auf dem Spiel. Jetzt, mit vierzehn, ging es darum, das Allerschlimmste zu verhüten: nicht mehr in den Wald zu dürfen.)

Ich hielt mich völlig regungslos, kaum daß ich noch atmete. Der Hund kam zu dem Baum, an dem ich kauerte, und schnüffelte. Als er das Bein hob, hätte ich ihn mit der Hand erreichen können, und als er sich wieder umdrehte, um noch einmal zu schnüffeln, hätte ich ihn am Schwanz ziehen können. Ich mußte mich fast auf meine Hände knien, um es nicht zu tun, und Rick mußte sich ebenfalls mit letzter Kraft zusammenreißen, um nicht aufzustehen und den Leuten zu sagen, sie brauchten nur die Spuren anzuleuchten, dann könnten wir ihnen genau erzählen, wer wann was getan hatte. Aber wir blieben, wo wir waren, und die Hunde nahmen irgendeine Tierwitterung auf und verschwanden im Wald. Die meisten der Männer mußten ihnen nach, um sie wieder zusammenzuholen, und in dem allgemeinen Durcheinander stahlen wir uns unbemerkt davon.

Zurück im Lager, blieben wir noch eine Weile auf und rätselten, wie die Leute es nur fertigbrachten, in einer so schönen Gegend jemanden zu ermorden. Oder weshalb sie ihre Bierdosen überall liegenließen und ihren Müll in den Pine Barrens abluden, ohne zu bemerken, daß es ein heiliger Ort ist. Nichts wünschten wir uns in dieser Nacht sehnlicher, als all die trüben Gestalten, die in der Tiefe des Waldes ihren schmutzigen Geschäften nachgingen, vom Antlitz der Erde zu vertreiben. Ich glaube, was bei meiner Begegnung mit den Wilderern geschah, hat sehr viel mit den Empfindungen dieser Nacht zu tun.

Wir sahen die Sonne aufgehen, ein weißlich-gelbes Loch hinter dem Nebel. Dann packten wir unsere Sachen zusammen, kehrten nach Hause zurück und versicherten unseren Eltern, die Nacht sei kurz und der Wald leer gewesen, und rein gar nichts sei geschehen.

## **15.**

### **Das Ende der Welt**

Die ganze Woche hatten wir in Ricks Garten verbracht — letztes Zugeständnis unserer Eltern angesichts des Unausweichlichen. Ricks bevorstehende Abreise schien unwirklich, und das Packen hatte uns Spaß gemacht. Aber dann war die Zeit gekommen, dem endgültigen Abschied ins Gesicht zu schauen und ihn zu akzeptieren. Darin war ich nicht besonders gut.

Wohin ich auch ging, was ich auch sah, überall waren Dinge, die ich mit Rick geteilt hatte. Es war unmöglich, mir den Wald ohne ihn vorzustellen, mochte ich auch schon oft allein draußen gewesen sein; stets hatten wir uns nach einer Weile wieder getroffen und konnten dann über alles miteinander reden. Mit wem würde ich jetzt die Triumphe und Funde des Tages teilen? Wer würde verstehen, wieviel Zeit und Mühe ein Schädel kostet? Wer würde zu schätzen wissen, wieviel Geduld und scharfsinnige Überlegung erforderlich sind, um anhand eines Schädels ein Lebewesen zu rekonstruieren? Würde es noch einen einzigen geben, dem das nicht ganz gleichgültig war?

Aber ich sprach nicht über diese Gedanken. Wir versicherten einander, wir würden uns schreiben. Ich gab Rick sogar meine Adresse, obwohl er sie natürlich kannte, und er sagte, er werde mir seine schicken, sobald er sie wüßte. Die wirklich schwierigen Dinge ließen wir ungesagt. Ich kannte ihn besser als irgendeinen anderen Menschen. Wir hatten unser Leben miteinander geteilt. Das war durch nichts zu ersetzen. Und nichts war an der Tatsache zu ändern, daß er gehen würde. Diese Tatsache drängte ich immer wieder zwischen uns, sooft einer den Mund aufmachte, und wir sprachen in unbeholfen förmlichen Redewendungen, um den Schmerz unter Kontrolle zu halten. Es war, als wären wir einander schon so fremd, wie Jugendfreunde sich werden, wenn sie von verschiedenen Hochschulen wieder nach Hause kommen. Nichts ließ sich mehr angemessen ausdrücken.

Und doch versuchten wir es. Wieder und wieder. Da aber alles, was zu sagen war, die Trennung nur noch schwerer gemacht hätte, kamen schließlich doch nur sinnlose Sätze heraus. Und manchmal brach das Gespräch einfach ab, und ein Schweigen trat an seine Stelle, das noch schmerzlicher war als Trennung. Als das Schweigen unerträglich wurde, nahm ich den Schnappschildkrötenschädel in die Hand, den Rick sich schon immer gewünscht hatte. Ich wollte sagen, er solle ihn als Erinnerung an mich mitnehmen, aber es klang zu blöd. Alles klang blöd, schon wenn ich es dachte, und was dann herauskam, klang noch blöder. Schließlich streckte ich ihm den Schädel einfach hin.

Er nahm ihn und lächelte. «Das ist der Schnappschildkrötenschädel, der dir immer so gut gefallen hat», sagte ich. Es war so zum Heulen lächerlich, das Offensichtliche auszusprechen. Ich kam mir vor wie ein Idiot. Rick lächelte und nickte, als hätte es dieser Erklärung wirklich bedurft. Er sah mich lange nicht an, drehte nur den Schädel in den Händen. Sicher spürte ich, daß er dort saß und mit den Tränen kämpfte, die erwachsenen Männern und Indianern nicht gestattet sind, aber ich konnte es mir nicht eingestehen und hielt die Fassade aufrecht.

Irgendwann stand Rick auf, ging zu seinem Jackett und kam mit etwas in Seidenpapier Eingeschlagenem wieder. Er hielt es mir hin, und ich nahm es mit einer Feierlichkeit entgegen, die zugleich dumm und herzerreißend war. Wir stopften Förmlichkeit zwischen uns, damit der Raum nicht so leer wirkte. Ich wickelte das Geschenk behutsam aus. Es war das einzige, was es sein konnte: ein Katzenschädel, der es mir stets ganz besonders angetan hatte. Es war Ricks bester Schädel, so wie mein Geschenk an ihn mein bestes gewesen war. Es war unmöglich, etwas dazu zu sagen. Ein Schlucken, ein Nicken, das war

alles. Wir saßen lange da und betasteten die Knochen, untersuchten sie, als hätten wir sie nicht schon Hunderte von Malen gesehen. Einer von uns murmelte schließlich: «Danke.»

Ich sagte: «Wir könnten jetzt vielleicht die Abdrücke durchgehen.» Er nickte. Über die Vergangenheit ließ sich leichter sprechen als über die Zukunft. «Sie stehen ganz oben im Schrank», sagte ich. Auch das war überflüssig. Rick hatte mir bestimmt tausendmal geholfen, den schweren Karton vom oberen Brett zu ziehen, ganz vorsichtig, als wären die Gipsabdrücke zerbrechlich wie Seifenblasen. Jahrelang hatten wir Gipsabgüsse von Spuren gemacht, und unsere Technik wurde immer besser, wie wir bei der häufigen Sichtung unserer Sammlung feststellen konnten.

Wie oft hatten wir den angerührten Gips in einen Abdruck gegossen, ganz behutsam, um die feinen Grate nicht zu verletzen, und dann so lange davor gehockt, bis der Gips abgebunden hatte. Jeder Abdruck war ein Meisterwerk an Konzentration und Geschicklichkeit, wurde sorgfältig gereinigt und dann bruch- und kratzsicher verstaut. Jeder einzelne stand für irgendein Abenteuer, einen aufregenden Anblick, einen Ausflug, eine Neuentdeckung. Jeder Abdruck war ein Schritt in der Zeit, und zusammen bildeten sie die Fährte unseres Lebens in den Wäldern.

Die wichtigsten Zeiten meines Lebens lagen, in Formen aus Alabastergips gebannt, in diesem alten Pappkarton im obersten Fach meines Schranks. Auch die besten Zeiten von Ricks Leben lagen da, und wir wußten es beide. Daran erkannte ich endgültig, daß wir das Ende unserer gemeinsamen Fährte erreicht hatten. Jetzt mußten wir unsere Vergangenheit aufteilen, wie ein Ehepaar bei der Scheidung seine Kinder aufteilt. Keiner von uns hatte den Wunsch, alles zu behalten. Was Rick mitnahm, würde auch mir gehören, und es gab vieles in unserem Leben, von dem ich mir wünschte, daß er es mitnähme.

Aber irgendwie war es unmöglich, unsere Vergangenheit aufzuteilen, und das wußten wir.

«Ja», sagte Rick, «wir sollten sie zumindest runterholen und sie uns ansehen.» Aber keiner stand auf, um es zu tun. Vielleicht ahnten wir, daß wir sie nicht anschauen konnten, ohne daß all das hochkam, was wir mit Mühe unterdrückten. Oder vielleicht warteten wir, weil es etwas so Endgültiges ist, Erinnerungen aufzuteilen in dem Wissen, daß es keine neuen mehr geben wird. Vielleicht sahen wir beide schon, wie unsere Briefe bald seltener wurden und dann, nach einem Jahr oder so, ganz aufhörten. Was kann man mit Briefen schon vermitteln? Menschen mit verschiedenen Leben sind verschiedene Menschen. Zeit und Entfernung würden uns zu Fremden machen.

Der nächste Abend sollte uns beiden ein wenig Trost bringen. Stalking Wolf, Rick und ich würden ein letztesmal die GuteMedizin-Hütte aufsuchen. In der Zeitlosigkeit der Pine Barrens würde es für ein paar Stunden so aussehen, als könnte der Ruf der Pflicht und der Familie uns nichts anhaben. Stalking Wolf würde zu uns sprechen, und seine Hand würde uns die Gewißheit geben, daß wir uns wiedersehen werden, in dieser Welt oder der nächsten.

Er würde mir sagen, daß der Wald noch immer mir gehörte, ja, daß ich ihn ohnehin von Anfang an für mich allein erfahren hatte, so wie Rick ihn für sich allein erfahren hatte, weil der Wald mit jedem Menschen anders spricht – was er dem einen sagt, ist nie genau dasselbe, was er einem anderen sagt. Und er würde fortfahren, daß es eine Weile sehr schwer für mich sein wird, von meinen Blutsbrüdern getrennt zu sein, daß ich aber in den Wald zurückkehren und wieder eins mit ihm sein werde. Seine Hand würde mir die Welt ausmalen, wie sie ohne Rick und Stalking Wolf sein wird, und ihre Bewegungen würden mir die Endgültigkeit dieser Veränderung klarmachen. Seine Hand würde sich vor seinen Worten bewegen wie eine zweite Sicht der Welt, und sie würde die Jahre glätten zu dem Versprechen, daß wir uns wiedersehen. Sie würde zu verstehen geben, daß wir untrennbar waren – durch Blutsbrüderschaft und Wahlverwandschaft.

Doch die tröstende Beredtheit dieser Hand half uns jetzt noch nicht. Wir saßen in meinem Zimmer, und das Schweigen lag zwischen uns wie tiefer Neuschnee. Nie zuvor war die Stille *zwischen* uns gewesen. Wir hatten den Punkt erreicht, wo alles gesagt werden mußte, aber nicht zu sagen war. Es blieb nichts mehr, als den Karton herunterzuholen.

Das war schon immer ein Abenteuer gewesen, weil er so hoch oben stand. Es war ein Abenteuer, bei dem wir das Glück des aufmerksamen Hand-in-Hand-Arbeitens stets besonders deutlich empfanden. Ich stellte mich auf einen Stuhl und packte den Karton am Rand. Rick stand unten, um ihn abzufangen, wenn ich ihn langsam rutschen ließ. Der Karton war groß und schwer, aber wir vertrauten auf unsere Kraft und Geschicklichkeit, und es waren immer schnell genug Hände da, wenn es gefährlich zu werden drohte.

Ich zog den Karton aus dem Fach und ließ ihn langsam rutschen. Ich weiß nicht, weshalb er abstürzte. Um elf am nächsten Abend würden wir zusammen das letztemal aus den Pine Barrens nach Hause gehen, und um vier Uhr früh würden Rick und Stalking Wolf fort sein. Ich weiß nicht, wie der Karton hinfallen konnte. Vielleicht waren wir schon voneinander abgerückt und besaßen nicht mehr das intuitive Gespür für das Zusammenspiel unserer Hände. Vielleicht wären zuviel unerträgliche Erinnerungen aufgerührt worden, hätten wir den Karton sicher aufs Bett gebracht. Jedenfalls fiel er.

Ich konnte dem schmetternden Aufprall anhören, daß kein einziges Stück im Karton mehr heil sein würde. Der Deckel sprang auf, und Gipsbrocken kollerten über den Boden. Die Hüllen aus Seidenpapier boten kaum einen Schutz. Alles war auf einen Schlag zerstört — zehn Jahre Arbeit. Langsam stieg ich vom Stuhl herunter. Rick stand da und sagte kein Wort. Behutsam hob ich den Karton, und er ergoß seinen Scherbeninhalt über den Boden. Nicht ein einziges Stück war mehr zu retten. Unsere Vergangenheit lag als ein Haufen Brocken um unsere Füße.

Ich weiß nicht, weshalb wir zu lachen anfangen. Vielleicht war es Erleichterung, weil wir jetzt nicht mehr über die Dinge zu reden brauchten. Vielleicht war diese saubere Patentlösung für eine so schwierige Aufgabe einfach umwerfend komisch. Vielleicht war es die Tatsache, daß nicht ein einziges Stück heil geblieben war. Vielleicht war es das plötzliche Verpuffen aller Spannung. Aber vielleicht lachten wir auch so lange und so unbändig, weil wir zum Weinen zu alt waren.

## **16.**

### ***Die Wilderer***

Der Schmerz über Ricks Abreise hielt lange an. Ich brütete. Ich wanderte wochenlang im Nebel der Einsamkeit, nahm alles nur halb wahr, und was ich sah, sah ich freudlos, weil Rick nicht da war, um es mit mir zu teilen. Ich empfand mich selbst und meine Welt als stumpf und leer, obwohl ich andererseits deutlich erkannte, daß Stalking Wolf recht hatte: Der Wald war so schön und vielfältig, wie er immer gewesen war. Doch der Flugzirkus der Schwalben über einer Lichtung hatte einen bittersüßen Beigeschmack, weil Rick nicht da war und mit mir zuschaute, und die Freude über einen Wurf Jungkaninchen in einer feuchten Grasmulde zerfiel zu Asche, als ich merkte, daß keiner da war, mit dem ich darüber sprechen konnte.

Ein paarmal nahm ich in dem alten Hochgefühl, einem Geheimnis der Natur auf der Spur zu sein, eine Fährte auf, nur um nach hundert Metern wieder alles Interesse zu verlieren. Viele Stunden starrte ich einfach in die Bäume oder in den Himmel und fragte mich, was Rick wohl machte, und ob ich Großvater Stalking Wolf je wiedersehen würde. Der Frühling hatte seine ganze Kraft entfaltet. Es gab mehr Vögel, als ich zählen konnte, doch ich sah sie kaum. Selbst George und Alice, die beiden Kardinalvögel, die bei der Gute-Medizin-Hütte wohnten, machten mich nur traurig. Ich beneidete sie. Sie hatten einander noch und würden alles gemeinsam erleben, bis einer von ihnen starb. Aber die einzigen Mitglieder meiner Spezies, die mein Lied verstehen konnten, waren fort.

Wie ein Gespenst geisterte ich durch den Wald, ziellos und ohne Aufmerksamkeit. Mechanisch richtete ich meine Lagerplätze her, aß wenig und schlief mehr als sonst. Nur die großartigsten Dinge rissen mich für kurze Zeit aus diesem Zustand. Eine tiefe Apathie ergriff langsam Besitz von mir. Ich glaube, es gibt einen Punkt, wo Traurigkeit sich nach innen wendet und Verzweiflung wird oder sich als Wut nach außen kehrt. Welchen Weg sie nimmt, hängt von den Umständen ab. Ich versank immer tiefer in Selbstmitleid und Trübsinn, und es bedurfte eines unvorstellbar grauenhaften Erlebnisses, um mich wachzurütteln.

Ich ging durch den Sumpf und nahm den Hirsch gar nicht wahr, bis er urplötzlich unmittelbar vor mir lospreschte, ein riesiger Virginiahirsch, der in seinem Schreck wie ein Lastwagen durchs Gehölz brach. Zum erstenmal seit Tagen regte sich in mir wieder ein Interesse für die Welt. Ich sah ihm nach, wie er jenseits des Sumpfs in blinder Panik in den Wald jagte. Die Fährte würde gut zu erkennen sein, und ich folgte ihr erwartungsvoll, doch sie fesselte mich nicht so sehr, daß ich meine Niedergeschlagenheit ganz hätte vergessen können. Sie kroch wie ein zäher Widerstand an mir hinauf, flüsterte mir ein, mich irgendwo auf einen Baumstumpf zu setzen und auch diesen Tag brütend zu vertun. Aber ich blieb auf der Fährte, auch wenn meine Gedanken abschweiften zu Dingen, die ich mit Rick erlebt hatte, und zu Großvater Stalking Wolf, der mir nun nicht mehr helfen konnte zu verstehen.

Ich kam auf eine Lichtung und hätte vermutlich auch hier nichts bemerkt, wenn die Fährte meines Hirschs nicht plötzlich nach rechts abgelenkt wäre. Ich blickte auf, um zu sehen, was ihn zu diesem erschrockenen Haken veranlaßt haben konnte. Bei dem Anblick, der sich mir bot, überkam mich eine jähe Übelkeit. Da lagen drei verstümmelte Hirschleichen, Schulterstücke und Keulen waren ihnen abgetrennt worden. Ich stand wie vom Donner gerührt.

Nur Wilddiebe aus der Stadt waren fähig, einen Hirsch abzuknallen, um ihm nichts als Schulterstücke und Keulen herauszusäbeln, die Teile, für die in New York gute Preise gezahlt wurden. Alles übrige war der Mühe nicht wert, und sie hatten die grausam gemetzten

Tiere einfach wie Abfall liegenlassen. Der Anblick dieses widerlichen Blutbads war wie ein Tritt in die Magengrube.

Die Reifenspuren eines Kombiwagens entfernten sich von der Stelle in Richtung Straße, und ich folgte ihnen in völliger Gedankenleere. Ich weiß nicht, wie lange ich ging, bis ich an die Stelle kam, wo die Spuren wieder in den Wald abbogen, aber ich versuchte, mich gefaßt zu machen auf das, was ich nun zu sehen bekommen würde. Da die Reifenspuren denselben Weg zurückkamen, war mir klar, daß ich an ihrem Ende auf ein weiteres Blutbad stoßen würde, aber noch versuchte ich, mir einzureden, daß die Wilderer hier vielleicht nur weitere Komplizen abholen wollten. Was ich fand, war schlimmer als das, was ich schon gesehen hatte.

Hier lagen sechs halbierte Hirsche, denen die Vorderläufe an den Schultern herausgeschnitten worden waren. Ich hatte selbst schon Hirsche abgezogen und zerlegt; das ist nie ein reines Vergnügen, doch wenn man sorgfältig und achtungsvoll zu Werk geht, ist es zumindest faszinierend, den vielschichtigen Aufbau eines solchen Körpers kennenzulernen, den staunenswerten Aufwand, mit dem die Natur solch ein Wesen heranbildet. Hier war jedoch eine unbeschreibliche Roheit am Werk gewesen, und es schien den Leuten ein sadistisches Vergnügen bereitet zu haben, das Blut in weitem Umkreis zu verspritzen. Ein riesiger Blutfleck im sandigen Boden zeigte die Stelle an, wo die Hirsche vermutlich zum Ausbluten über der Heckklappe des Wagens gehangen hatten. Sie sahen aus, als hätte sich jemand mit der Motorsäge über sie hergemacht. Alles war Blut und Haar und Fetzen. Den wirbelnden Fußspuren war anzusehen, daß hier eine wahre Blutorgie stattgefunden hatte. Herausgerissene Sehnen hingen wie lose Schuhbänder herum, alle Felle waren völlig unbrauchbar. Ich wandte mich wie betäubt ab und folgte den Spuren.

Ich fand noch zwei weitere Stellen, wo die Leute die erschossenen Tiere zusammengeschleppt und zerstückelt hatten. An der zweiten war das Blut noch frisch. Hier war ich nicht mehr fähig, mir die Hirsche genau anzusehen. Sie waren noch hastiger und noch brutaler zerfetzt worden als die früheren. Offenbar hatten es die Wilderer eilig, wieder zu Bier und Kartenspiel zurückzukehren. Irgendwo lag ein totes Hirschkalb, das sie einer Kuh aus dem Leib geschnitten und dann an einen Baum geschmettert hatten.

Ich taumelte weg von der Lichtung und ging weiter den Reifenspuren nach, die jetzt unter dem Gewicht des vielen Fleisches ziemlich tief geworden waren. Auf den Wagen stieß ich nach einigen Kilometern. Die Leichenteile waren einfach in den Laderaum geworfen worden, wo sie jetzt steif und häßlich lagen. Kaum zu glauben, daß man so flinke und anmutige Tiere zu so abstoßendem Aas machen konnte.

Ich wußte jetzt, wo ich die Leute suchen mußte. Ein paar hundert Meter weiter gab es einen alten Eisenbahnschuppen. Er bestand aus brüchigen Hohlblocksteinen, denen Wind und Wetter schon so sehr zugesetzt hatten, daß handgroße Löcher in den Wänden klafften. Den Wagen hatten sie in einiger Entfernung abgestellt, um noch Zeit zur Flucht zu haben, falls er entdeckt wurde. Ich näherte mich dem Schuppen von der Rückseite, sah aber durch die Risse in der Wand, wo der billige Mörtel herausgebröckelt war, Bewegungen im Innenraum. Als ich um die Ecke bog, um zur Tür zu gehen, stieß ich auf Blut und Fellfetzen.

Jemand hatte aus kurzer Entfernung, wahrscheinlich nur so zum Spaß, ein Eichhörnchen zerschossen. Eine hohe Kiefer direkt neben dem Schuppen war offensichtlich als Zielscheibe für Messerwurfübungen benutzt worden, und dahinter war der letzte Hirsch zum Ausbluten an den Hinterläufen aufgehängt worden. Er drehte sich langsam an seinem Seil, und als seine gebrochenen Augen mich ansahen, hatte ich für einen Moment

das Gefühl, es sei einer jener Hirsche, die damals in weiten, herrlichen Sätzen durch unser Lager bei der Gute-Medizin-Hütte geflogen waren.

Ich wurde von einer so tiefen Scham ergriffen, daß ich mich an die Hüttenwand lehnte und weinte. Wäre ich wach gewesen, hätte ich mich nicht selbst vom Strom des Lebens abgeschnitten, so hätte ich bestimmt gemerkt, daß irgend etwas im Wald nicht in Ordnung war. Wäre ich nicht ganz in meinem Schmerz versunken, hätte ich jedes noch so kleine Anzeichen für das Treiben der Wilddiebe erkannt. Ich hatte mich so sehr meinem Selbstmitleid hingegeben, daß ich alles, was mir in meiner langen Schulung zugewachsen war, verderben ließ und meine Verantwortung für den Wald und seine Tiere vergaß. Dort hing der Gute-Medizin-Hirsch und blutete für meine Dummheit. All meine Traurigkeit über den Verlust von Stalking Wolf und Rick und über das grausame Blutbad im Wald brach in ersticktem Schluchzen aus mir heraus, und zurück blieb ein Vakuum, das eine rasende Wut ansaugte.

Ich habe Jahre gebraucht, um mir zu vergegenwärtigen, was dann geschah, und selbst jetzt kommt mir alles noch so unwirklich vor, als habe es ein anderer getan. Die Wut war nur zum Teil meine Wut, und der Vergeltungsschlag wurde zwar von mir geführt, war aber im Grunde so unpersönlich wie der tödliche Biß der Hunde, der «Wächter», wie wir sie nannten: Es war, als bediene die Natur sich nur meiner Hände, um die Ordnung wiederherzustellen. Ich spürte, wie etwas von mir Besitz ergriff, und was die Wand vor mir zum Einsturz brachte, war sicher nicht nur meine eigene Stärke oder die präzise, punktförmige Ausrichtung meiner gesamten Stoßkraft, die ich durch jahrelanges unermüdliches Üben meiner Kung-Fu-Schläge erworben hatte.

Ich ballte die Fäuste, und mit dem hereinströmenden Atem füllte ich mich mit einer furchtbaren, unbezähmbaren Kraft. Ich wirbelte herum mit einem Schrei, der mir selbst wie der Wutschrei eines verwundeten Tieres in den Ohren klang, und in der Drehung beugte ich das Bein und stieß mit aller Gewalt zu. Mit dem zweiten Tritt brach ein Stück, so groß wie eine Tür, aus der Wand und stürzte krachend in den Schuppen. Während drinnen die vier Männer noch mit aufgerissenen Augen entsetzt auf das Loch starrten, sprang ich mit ein paar Sätzen um die Ecke zur Vordertür. Vor der trotz des warmen Frühlingswetters mit einem Tuch verhängten Tür saß ein Mann auf einem Stuhl, den er mit der Lehne an die Wand gekippt hatte. Er hatte sich noch nicht ganz erhoben, als ich ihn packte und durch die Tür in den Schuppen schleuderte. Er erschien mir kaum schwerer als ein Stuhl, und ich sah ihn gegen die Rückwand krachen und dann zusammensacken. Der Schwung der Bewegung riß mich mit in den Raum, und ich ging mit einem Sprung auf die beiden Männer los, die hinten in der Ecke am Tisch saßen. Der Tisch zersplitterte wie eine Apfelsinenkiste, und ich fegte die Stücke beiseite. Immer noch – seit meinem ersten Schrei waren kaum ein paar Sekunden vergangen – saßen die Männer wie versteinert da. Draußen schrie jemand um Hilfe, im Schuppen sei einer, der alle Leute umbrächte, aber der Arm des Gesetzes kam ihm ebensowenig zu Hilfe wie zuvor den Hirschen.

Ich erreichte die Wand, vor der die beiden Männer saßen, und nach mehreren mit aller Macht geführten Fußschlägen brachen einige Mauersteine, und ein riesiges Stück Wand fiel nach draußen. Einer der Männer sprang auf und versuchte, zur Tür zu kommen, aber ich packte ihn am Arm, wirbelte ihn herum und schmetterte ihn durch das Loch in der Wand nach draußen, wo er stöhnend liegenblieb. Die ganze Zeit brüllte und schrie ich: «Ihr habt meinen Hirsch umgebracht! Ihr habt meinen Hirsch umgebracht!»

Dann machte ich mich an die Vorderwand und trat auf sie ein, bis sie in einem Schauer von Zementbrocken einstürzte. Der eine Mann saß immer noch mit entsetzensstarrer Miene neben den Tischtrümmern. Ich packte ihn mit einer Hand an der Gurgel und mit der anderen in der Leiste und rammte ihn mit dem Kopf voran gegen die Wand. Er brach zusammen, und ich



riß ihn an seinem Hemdkragen wieder hoch. Ich glaube, ich war in diesem Moment völlig von Sinnen, und dieser Zustand hätte mich beinahe zum Mörder gemacht. Ich schlug mit der freien Faust mit aller Gewalt zu, aber ein kleiner Rest von Verstand gab ihr im letzten Moment eine andere Richtung, und sie krachte an die Wand. Um ihn nicht zu töten, schlug ich immer wieder gegen die Wand, daß die Steinstücke nur so flogen, und dabei brüllte ich pausenlos auf ihn ein, wovon er allerdings wenig mitbekommen haben dürfte, weil er bewußtlos war. Schließlich packte ich ihn wieder und schleuderte ihn durch das Loch in der Vorderwand ins Freie.

Der letzte Mann im Raum preßte sich an die Rückwand und versuchte fieberhaft, sein Gewehr zu laden. Dichte Staubschwaden wirbelten in den Sonnenstrahlen, die durch die Risse und Löcher in den Wänden fielen. Ich riß ihm das Gewehr aus der Hand und zerschlug es an der Wand. Der Mann rannte kreischend zur Tür, während ich den Lauf des zweiten Gewehrs übers Knie bog. Dann trat ich die letzten noch tragenden Wandstücke ein, bis das Dach sich knirschend neigte, und ging durch die Tür nach draußen. Der Mann, den ich durch die Vorderwand geschleudert hatte, lag noch stöhnend da, aber als er mich sah, versuchte er wegzukriechen und schrie: «Nicht umbringen! Nicht umbringen!» Ich drehte mich um und wollte etwas sagen, aber es kam nur ein seltsam unheimliches Knurren heraus, und ich dachte für einen Moment, daß die Legende vom Jersey Devil vielleicht auf ähnliche Weise entstanden ist.

Der letzte Mann rannte einen der Wege hinunter und schrie um Hilfe. Ich wandte mich ab und ging den Weg zurück, den ich gekommen war, Büsche ausreißend und zur Seite fegend wie ein Tier, das die Reste seiner Wut austobt. Der Ort, den ich verließ, sah aus wie ein Schlachtfeld; Verwundete lagen herum und schrien um Hilfe oder wimmerten einfach. Als ich am Wagen der Wilderer vorbeikam, flammte meine Wut noch einmal auf. Ich riß ein Stück von meinem Hemd ab, stopfte es in den Tank, zündete das heraushängende Ende an und ging weiter.

Meine Hände waren geschwollen und blutig; blutverschmiert auch Arme und Brust. Meine Finger waren gekrümmt, die Knöchel sahen aus wie platt geschlagen und aus ihrer natürlichen Lage gerutscht, über den Unterarm hatte ich einen langen Kratzer wie von einer vorstehenden Steinkante. Ich ging völlig benommen den Weg entlang, kaum daß ich den Donner der Explosion hörte. Ich trottete einfach ziellos weiter, bis das erste Feuerwehrauto vorbeiraste. Ich bemerkte es kaum, aber als ich das zweite kommen hörte, bog ich ab in den Wald, und hier wirkte plötzlich alles so frisch, so sauber, so neu.

## 17.

### **Thoreau-Sommer**

Ich lag nackt im Regen meines achtzehnten Sommers. Über einen Tag lang hatte ich genau verfolgt, wie sich das Gewitter zusammenbraute, das sich jetzt entlud. Ich hatte mich in dieser Zeit kaum von der Stelle gerührt und meine Augen nur hin und wieder vom Himmel abgewandt, um zu verfolgen, wie das Land auf die Veränderungen am Himmel reagierte. Von Zeit zu Zeit warf ich jetzt einen Blick auf meinen Fußabdruck vor mir und beobachtete, wie der Regen ihn langsam auswusch. Ich habe das gewiß schon tausendmal gesehen, aber es verliert nie seinen Reiz. Die Erosion der Spur verläuft immer wieder anders, und ich erkenne jedesmal neue Nuancen, gewinne jedesmal neue Einsichten.

Ich hatte das Entstehen des Unwetters seit den ersten Anzeichen beobachtet. Ich sah zu, wie die hohen, flockigen Wolkenfinger über mir den Himmel abtasteten und sich dann langsam die Rampe der heranziehenden Kaltluftfront hinaufzogen. Hunderte von Kilometern weiter teilten sich große Wolkenbänke und kletterten an der Trennlinie der Temperaturbereiche aufwärts. Mit jeder Stunde verdichteten sich die Wolken, wurden bauschiger und dunkler, und mit jeder Veränderung am Himmel wechselten auch die Farben in den Bäumen. Alle Tiere schienen unterwegs zu sein und es besonders eilig zu haben – wie Käufer, die schnell noch alles besorgen wollen, bevor das Unwetter losbricht. Der Wind frischte auf und hob die langen Kiefernadeln. Lange mußte ich warten, bis die hohen Gewitterwolken sich am Horizont auftürmten und dann, ihre langen Regenschleier unter sich heranschleppend wie große Röhrenquallen mit ihren Tentakeln, über den ganzen Himmel heraufzogen.

Ganz langsam senkte sich der Himmel und drückte auf die unsichtbare Schicht, die zwischen ihm und der Erde liegt, so daß die Bäume und Büsche sich einzogen und duckten. Der Wind erhob sich zu einer lauten Stimme, die das Herannahen einer großen Macht verkündete. Die Tiere verkrochen sich, als zöge der Engel des Todes über sie hinweg, aber für mich gab es nur die atemberaubende Pracht dieses Schauspiels. Blitze rissen die Welt aus ihrer Mittagsfinsternis, und Regen strömte herab wie eine Botschaft von unentwirrbarer Vielgestaltigkeit. Dann rollten die Wolken still über mich hin, wurden lichter und ließen schließlich die Sonne wieder durch, die alles, bis auf die tieferen Pfützen, bald getrocknet hatte.

Zwei Monate lebte ich nun schon außerhalb der Zeit und sah die Pine Barrens dem Herbst entgegentanzen. Meine Tage hatten keine Namen, Stunden bedeuteten gar nichts. Irgendein Zeichen würde mir sagen, wann es Zeit war zu gehen. Bis dahin durchstrich ich unsichtbar den tiefsten Teil der Wälder. Ich aß, wenn ich Hunger hatte, oder sammelte im Vorbeigehen Beeren und Wurzeln. Manchmal kochte ich mit funkelndem Pine-Barrens-Wasser und Kräutern eine köstliche Suppe aus einem Fisch oder einer Schnappschildkröte. Manchmal aß ich tagelang gar nichts, ohne es zu bemerken. Ich schlief zwischen meinen Erlebnissen, wann immer mich die Müdigkeit überwältigte, tagsüber oder in der Nacht, meist dann, wenn ich irgendeinem unwiderstehlichen Geheimnis auf die Spur gekommen war und das nächste sich noch nicht zeigte. Aber es gab so viel zu sehen und zu tun, daß ich vermutlich kaum mehr schlief, als ich aß. Dennoch nahm ich zu und fühlte mich kräftiger und ausgeruhter als je zuvor oder seitdem.

Ich brauchte Wochen, um mich ganz aus den Verstrickungen der Welt zu lösen, aber ich hatte zu Beginn des Frühjahrs angefangen, und als der Sommer anbrach, hatte ich allen Sinn für Zeit und Verpflichtungen verloren. Ich hatte mein Messer, und die Pine Barrens gaben mir alles, was ich sonst noch brauchte. Zur Unterhaltung hatte ich eine ganze Welt voller staunenswerter Rätsel und zur Vertiefung meines Bewußtseins die Frage, wie die

Natur all ihre Wunder hervorbrachte.

Ich weiß nicht mehr genau, wann ich meine Kleider auszog, denn die Jahreszeiten gingen so sanft und unmerklich ineinander über, daß zwischen einem Tag und einer Woche kein wirklicher Unterschied mehr bestand. Ich weiß aber noch genau, daß es eine ganz bewußte Entscheidung war, eine Deklaration der Freiheit. Während des ganzen Sommers blieb ich nackt, außer wenn ich die Hunde beobachtete.

Sie bildeten eine Zeitlang den Mittelpunkt meines Interesses; ich studierte sie regelrecht und schlich manchmal so nah heran, daß eine plötzliche Winddrehung mich ihnen rettungslos ausgeliefert hätte. Hundertvierzig Hunde gehörten dem Rudel an, das bei der Müllgrube seinen zentralen Standort besaß; von hier aus schwärmten kleinere Meuten nach allen Seiten zur Futtersuche aus und blieben oft tagelang fort. Ich beobachtete fasziniert die ständigen Positionskämpfe um die besseren Plätze in der Rangordnung. Ich sah zu, wie die älteren, zähen Wildhunde die Neulinge «einarbeiteten», wie sie ihnen all die Dinge wieder beibrachten, die die Zivilisation ihnen ausgetrieben hatte. Sie mußten lernen, wozu ihre Zähne wirklich da sind, und manchmal hörte ich ihnen zu, wie sie irgendwo im Dunkel das Knurren übten. Solange sie in der Müllgrube blieben, beobachtete ich sie, und wenn sie über die vier Zufahrtsschleifen ausschwärmten, verfolgte ich ihre Fährten.

Nur einmal während dieser Zeit führte eine solche Fährte ganz aus dem Wald heraus. In der zweiten Woche meiner Beobachtungen lösten sich vier Hunde verstohlen vom Rudel, als hätten sie irgendwelche Heimlichkeiten. Ich ging ihnen durch den Wald nach, bis sie vier dicht beieinanderstehende Häuser erreichten, wo sie Herrchen und Frauchen umschwänzten, die vermutlich nicht die geringste Ahnung hatten, was ihre Lieblinge sonst so trieben. Beim Haus waren sie lammfromme Hundchen, die jeder streicheln durfte. Ich konnte nicht zu den Häusern gehen. Ich war kein Haustier mehr, das zu seinen Leuten zurückkehren und um Futter betteln konnte. Die Monate ohne Uhr und Kleidung hatten in mir alle Toleranz für Zivilisation ausgelöscht. Schon der Anblick der Häuser machte mich nervös, und zu sehen, wie die Leute jetzt Bettlerschalen mit Futter vor ihre Türen stellten, war mir fast unerträglich. Was immer ich in Zukunft auch tun würde, so viel wußte ich: Nie wieder würde ich mich ganz in diesen Wachtraum ziehen lassen, nie wieder ein Teil dieser zahmen Welt sein. Vielleicht würde ich in schweren Zeiten manchmal in diese Welt zurückgetrieben werden, die meine Eltern für die wirkliche hielten, aber tief in mir kannte ich nur eine Wahrheit; die unendliche Vielfalt des gegenwärtigen Augenblicks.

Als die vier Hunde wieder zum Rudel stießen, wurden sie wie Fremde umringt und beschnüffelt, und ich wußte, was die anderen Hunde witterten: den Substanzverlust, den das bequeme Kriecherleben mit sich bringt. Keiner dieser Abtrünnigen erreichte eine der höheren Positionen. Sie blieben Fußvolk und hielten sich ehrerbietig zurück, als wüßten sie, daß sie nur Möchtegern-Hunde waren, irgend jemandes *Vorstellung* von einem Hund.

Einer oder zwei der vielen Rekruten eines Jahres blieben auch am Ende des Sommers beim Rudel, wenn die Futtersuche schwierig und der Wind kalt wurde. Sie fanden zu ihrer wahren Herkunft zurück und wurden echte Raubtiere. Die übrigen blieben letztlich Menschenhunde, Zwischenwesen, die nie ganz zu sich selbst und nie ihren richtigen Platz fanden. Sie waren Niemandsland-Hunde, zu abenteuerlustig für den Rasen und die kurze Leine, aber auch zu sehr vermenschlicht, um ganz mit dieser Welt brechen zu können. Von allen Lebewesen, die ich im Wald getroffen habe, erschienen mir diese halbwilden Hunde als am wenigsten natürlich; ihre Reflexe waren durch Gewöhnung an Befehle verlangsamt, ihre Sinne durch die stinkenden und lärmenden

Gerätschaften des Menschen abgestumpft. Nichts, was sie taten, besaß je den Stil des wahren Hundes; sie schienen sich stets zu zügeln, als wüßten sie, daß die Entdeckung ihrer ureigenen Lebensweise sie ihre Pension kosten würde.

Ich war nicht mehr wie sie. Ich war in gewisser Weise wirklich ein Wildtier geworden, und das ließ sich nicht mehr rückgängig machen.

Den ganzen Sommer durchstreifte ich die Pine Barrens und prägte mir wichtige Markierungspunkte ein, an denen ich später die Veränderungen ablesen konnte, denn ich wußte bereits, daß es Jahre dauern würde, bis ich die Pine Barrens im Sommer wiedersah. Im Winter würde ich zwar noch häufig hier draußen sein, aber im Sommer wollte ich mich auf die Wanderschaft machen, wollte mitnehmen, was ich gelernt hatte, und es in neuen Umgebungen anwenden, um zu sehen, was geschieht.

Der Wald hatte sich verändert, seit ich ihn als kleiner Junge erkundete. Manche der alten Sandstraßen waren asphaltiert worden, und manche Stichwege waren zu richtigen Haupttrouten für Abenteuersuchende geworden. In diesem Sommer fand ich Reifenspuren in der Nähe der Gute-Medizin-Hütte; von den Straßen entlang der Überlandleitungen drangen die Leute mit ihren schrottreifen Autos mühelos tief in den Wald ein, wenn die Polizei sie bei ihren Saufgelagen störte. Manchmal verfuhrten sich diese Betrunknen im Wald und fanden erst nach langer Irrfahrt zurück auf die Straße. Vermutlich kamen einige später nüchtern zurück, versuchten, ihre Spuren zurückzuverfolgen, und lernten dabei immer neue Wege kennen. Vielleicht stieg einer sogar irgendwann aus seinem Wagen, erkundete das Gelände zu Fuß und gewann dabei eine gewisse Achtung für den Wald und sein Leben. Aber die meisten suchten nur zweifelhafte Abenteuer oder ein Versteck.

Mit sehr gemischten Gefühlen verfolgte ich, wie die Spuren sich veränderten. Anfangs waren es kurze, zögernde Abstecher ins Gelände, doch je vertrauter die Leute mit der Gegend wurden, desto übermütigere Querfeldeinfahrten wagten sie. Nur ein einziges Mal fand ich eine Spur, die von etwas Achtung und Verständnis zeugte. Allen anderen sah man die Betrunktheit der Fahrer an: Immer wieder kamen die Reifen vom Weg ab, beim Abbiegen wurden die Büsche an den Ecken niedergewalzt, dann ging es mit Vollgas durch die Matschlöcher, und manchmal waren ganze Waldstücke verwüstet, wenn die Leute Material brauchten, um es unter die Räder zu werfen, wenn der Wagen steckengeblieben war. Und mehr als einmal fand ich den gesamten Laderauminhalt über solche umgepflügten Geländestücke verstreut.

Aber die Dummheit und Rücksichtslosigkeit dieser Leute erschreckte mich weniger als die wachsende Vertrautheit, die ich aus ihren Spuren las. Diese Spuren verrieten jene Selbstsicherheit, wie man sie bei Tieren findet, wenn sie ein Revier fest in Besitz genommen haben. Ich hatte neuen Hunden zugesehen, wie sie unbeholfen in der Grube herumkletterten, bis sie gelernt hatten, sich etwas in die Neigung der Böschung zu legen. Beherrschten sie es, dann wurden sie geradezu tollkühn. Mit den motorisierten Eindringlingen war es dasselbe. Im Umkreis einiger Quadratkilometer kannten sie die Straßen so gut, daß sie sie im Vollrausch befahren konnten. Es war nur eine Frage der Zeit, daß sie aus irgendeinem Grund einmal anhielten und die Hütte durch die Bäume sahen. Das mußte ich verhindern.

Mir war diese Stelle heilig, und ich glaubte, daß meine Fähigkeiten vor allem auf dieser Heiligkeit beruhten. Deshalb hatte ich das Gefühl, mein Überleben stünde auf dem Spiel, aber ich empfand dennoch nicht die Wut, die angesichts der Wilderer über mich gekommen war. Ich wollte keine Gewalt. Immer wieder ging ich zu den Reifenspuren hin, als könnte ich damit die Entdeckung der Hütte verhindern. Wenn sie die Hütte nur bis zum ersten Frost nicht entdeckten, dann wäre alles gut. Im Winter würde der Wald wieder leer sein, und um den Frühling konnte ich mich sorgen, wenn es soweit war. Aber es gab nichts, was ich

hätte unternehmen können, und ich sah hilflos zu, wie die Spuren sich der Hütte immer weiter näherten. Ich brauchte die Gute-Medizin-Hütte so sehr, ich wollte ein unversehrtes Bild mit mir nehmen, wenn ich die Pine Barrens verließ. Wieder und wieder überprüfte ich ängstlich die Spuren im Abstand weniger Tage, und oft genug stellte ich fest, daß sie nur Stunden alt und erneut ein Stück näher gerückt waren. Ich verfluchte diese Leute, denn sie brachten gewaltsam die Zeit wieder in mein Leben.

Meine Tage hatten zwar eine Abfolge, aber keinen Stundenplan. An alle Wetterwechsel konnte ich mich über Tage zurückerinnern, und Tag und Nacht waren nur eine der vielen Facetten im ununterbrochenen Strom des Wettergeschehens. Meine Tage hatten keine Namen, und ich weiß nicht, wann ich beim Anblick der Spuren zum erstenmal das Gefühl von Bedrohung hatte. Wenn Raubtiere sich im Wald begegnen, droht immer Gefahr, und der Mensch ist das gefährlichste aller Raubtiere.

Was bei der Begegnung zweier Raubtiere geschieht, wird vom Überlebenstrieb gesteuert. Der erste Impuls eines Raubtiers bei einer überraschenden Begegnung ist Flucht, denn eine Gefahr zu unterschätzen, ist weit gefährlicher, als sie zu überschätzen. Die meisten Tiere fliehen, wenn sie nicht auf den ersten Blick erkennen, daß sie weit überlegen sind, und in der Regel versuchen sie, Begegnungen mit Menschen zu vermeiden. Nur wenn der Rückzug einer Aufgabe des Reviers oder der Position in der Rangordnung oder der Ernährungsgrundlage gleichkäme, stellen sie sich zum Kampf. Wenn zum Beispiel das Hunderudel sehr hungrig war, wurden auch die niederen Chargen verwegener beim Teilen einer Beute, und der Leithund mußte manchmal sehr unangenehm werden, um sich seinen Anteil zu sichern.

Wenn du aber ein Tier in die Enge treibst, vor allem wenn es überraschend geschieht und kein Fluchtweg mehr bleibt, wird es angreifen. Wo die kritische Distanz liegt, hängt von dem Tier ab, doch es gibt für jede Art einen Punkt, jenseits dessen jede Aktion als unmittelbare Lebensbedrohung empfunden wird, und dann gibt es nur noch eine Reaktion: ANGRIFF!

Wer einmal — das geschieht manchmal ungewollt — ein Tier in die Enge getrieben hat und ungeschoren davonkam, wird es kaum ein zweitesmal versuchen. Selbst das normalerweise eher ängstliche Kaninchen wird zur rasenden Furie, wenn es keine Chance mehr sieht und dem Tod ins Auge blickt. Raubtiere reißen ihre Beute am liebsten, solange sie noch flieht; hat das gehetzte Tier sich aber erst einmal umgedreht, weil es seine Kräfte schwinden spürt, dann überlegt sich mancher Jäger zweimal, ob er noch angreift. Ein fliehendes Tier ist verwundbar, weil es noch davonzukommen glaubt. Ein gestelltes Tier wächst über sich selbst hinaus, weil es nichts mehr zu verlieren hat. Und manchmal verschafft seine plötzliche überschäumende Wildheit ihm einen winzigen Überraschungsvorteil, der ihm zur Flucht verhilft.

Den ganzen Sommer über trieben mich die Reifenspuren in der Nähe der Gute-Medizin-Hütte immer mehr in die Enge. Mir war damals noch nicht klar, daß ein Omen im Geist bewahrt wird und sich nicht an einem Ort niederschlägt: Die Hütte war nicht selbst das Omen, sondern nur der Ort, an dem es sich gezeigt hatte. Ich hatte dort erlebt, unsichtbar zu sein. Die verzauberten Hirsche waren über die Lichtung geschwebt und hatten mich für immer in die Ganzheit der Pine Barrens verwoben. Selbst mein Traum bestätigte das.

Es war ein beharrlich wiederkehrender Traum, anfangs noch von Mal zu Mal variierend, doch im Laufe des Sommers kristallisierte sich allmählich eine feste Grundstruktur heraus, bis ich in zwei aufeinanderfolgenden Nächten genau den gleichen Traum hatte, der mich schließlich zur Gute-Medizin-Hütte trieb. Drei Männer stiegen in diesem Traum aus ihrem Jeep und kamen auf die Lichtung, wo die Hütte stand. Sie waren betrunken und versuchten, die Tür der Hütte einzutreten, aber es gelang ihnen nicht, weil ich drinnen stand und dagegenhielt. Die Anstrengung machte sie durstig, und sie wurden immer

betrunkener, je heftiger sie sich an der Hütte zu schaffen machten. Einer von ihnen warf schließlich eine Flasche an die Wand, und die Hütte ging in Flammen auf. Sie brannten die Hütte nieder und mich mit ihr und umtanzten sie wie Indianer. Sie lachten und warfen ihre Bierdosen in die Flammen, und einer torkelte heran, um ins Feuer zu pinkeln. Er kam ihm so nah, daß seine Kleider zu qualmen anfangen und er halb fertig wieder wegtaumelte. Als das Feuer heruntergebrannt war, traten sie die verkohlten Holzstücke beiseite, und ich erhob mich aus der Asche wie der Jersey Devil und fraß sie bei lebendigem Leibe. Vielmehr, ich wollte mich gerade über sie hermachen, wachte dann aber jedesmal schweißgebadet und durstig auf.

Ich haßte diesen Traum; nicht nur den Teil, in dem ich vernichtet wurde, sondern auch den, in dem ich andere vernichtete. Es war ein Schlechte-Medizin-Traum voller Schlechte-Medizin-Tod, sinnloser Tod, aus dem nichts gelernt und nichts gewonnen werden kann. Einmal hätte mich selbst ein solcher Tod fast ereilt, als ein paar Jungen vom anderen Bachufer aus das Feuer auf unser Lager eröffneten, weil sie nicht wußten, daß wir da waren. Wir krochen brüllend und fluchend ins Unterholz, während dicht neben uns sich die Kugeln in die Bäume gruben. Wochenlang ließ mich dieser Gedanke nicht los, was für ein sinnloser Tod das gewesen wäre. Ich wünschte mir einen Tod, der für jeden Zeugen ein Omen sein würde. Ich wünschte mir einen großartigen Tod voller letzter Einsichten. Es durfte auch ruhig ein schmerzhafter Tod sein, wenn nur irgend etwas aus ihm zu gewinnen war. Meine letzte Spur sollte Zeichen eines Kampfes sein. Die Zeichen meines Fortgangs sollten dem, der sie las, zeigen, daß ich mich mit einem freudigen Sprung abgelöst habe, mochte drüben auch nichts anderes warten als ein Abgrund. Ich wollte keinen SchlechteMedizin-Tod.

Es gab so viele Schlechte-Medizin-Tode. Tod durch Überdruß, Bedeutungslosigkeit und Leere des zivilisierten Lebens, das hinterrücks wie ein Raubvogel über dich herfällt, lautlos wie die Nacht, abgesehen von einem kaum hörbaren Flügelrauschen, und dann, wenn du Glück hast, das Bewußtsein eines letzten, hell aufblitzenden Augenblicks von Schmerz und Lust. Krebs. Herzinfarkt. Gehirnschlag. Unzählige Tode, die vom Himmel zu fallen oder aus dem Wasser aufzusteigen scheinen und nach dir schnappen wie Raubtierfänge aus dem Unterholz. Sinnloser Tod. Schlechte-Medizin-Tod. Von besoffenen Idioten voll sadistischer Blutgier umgebracht zu werden, nur weil man ihnen zufällig über den Weg lief. Spurlos zu verschwinden und irgendwo verscharrt zu werden, um dann auf der Liste der Jersey-Devil-Opfer zu erscheinen. In gewisser Weise war tatsächlich der Jersey Devil hinter mir her, und am Ende rettete mich sein Mythos sogar.

Es war kurz vor der letzten Kurve auf dem Weg zur GuteMedizin-Hütte. Ich war tief betroffen, die Spuren jetzt schon so nah zu sehen. Frische Spuren, nicht mehr als eine Stunde alt. Sie zeigten deutlich, daß jemand am Steuer gesessen hatte, der noch nicht ganz betrunken war; er war langsam gefahren und hatte sich offenbar nach Orientierungspunkten umgesehen. Ich kauerte mich in den Schatten der flachen Böschung und untersuchte die Spuren. Es war eine helle Nacht, aber ich konnte mir zunächst nur mit den Händen ein Bild verschaffen, bis meine Augen sich auf das Dunkel am Boden eingestellt hatten. Spuren in beiden Richtungen überlagerten sich hier. Die ankommenden Spuren wirkten etwas unsicher und übervorsichtig; die Geschwindigkeit mochte zehn bis fünfzehn Stundenkilometer betragen haben. Solche Reifenspuren entstehen, wenn der Fahrer sich über das Steuerrad beugt, um nach allen Seiten Ausschau zu halten. Wäre ich ihnen ein Stück weit gefolgt, so wäre ich auf einen oder zwei leichte Schlenker gestoßen, wo der Fahrer aus einer herumgereichten Flasche getrunken hatte. Ein genaueres Absuchen in beiden Richtungen hätte mich schließlich zu der leeren Flasche,

einer zerdrückten Zigarettenschachtel und einem Häuflein Kippen geführt.

Nur wenig weiter den Weg entlang hätte ich die Spuren durchdrehender Räder entdeckt, nachdem ein äußerst aggressiver Mann sich ans Steuer gesetzt hatte. Er fuhr mit hoher Geschwindigkeit und schnitt die Kurven, rechts und links Äste und Blätter abreißend und hohe Dreckfontänen ins Unterholz spritzend. Überall würde ich Kiesel in unnatürlicher Lage finden – mit der leichteren Seite nach oben.

Wenn sie da, wo sie angehalten hatten, ausgestiegen waren, könnten sie die Hütte gesehen haben. Ich suchte nach Anzeichen dafür, denn wenn es so war, lief ich ihnen womöglich im Dunkeln in die Arme. So tief im Wald und bei Nacht gab es nichts Gefährlicheres als halbbetrunkene Männer mit ihrem benebelten Gewissen und ihrer blinden Zerstörungswut, der sie hier draußen freien Lauf lassen konnten.

Ich hatte mein Messer vor einigen Tagen endgültig abgelegt, um nur noch von dem zu leben, was der Wald mir gab. Es war ein guter Sommer, in dem es an nichts mangelte, und die Pine Barrens versorgten mich, gaben mir Unterkunft und Nahrung. Ohne Messer fühlte ich mich besser. Das Erlebnis mit den Wilderern war mir eine unvergeßliche Lektion gewesen, und diese Leute wollte ich auf keinen Fall verletzen, was durchaus geschehen konnte, wenn sie mich in die Enge trieben und ich bewaffnet war.

Irgend etwas Ungewöhnliches fühlte ich in dem Geröll am Fuß der Böschung. Ich schloß die Augen, um meine ganze Empfindungsfähigkeit auf die Finger zu konzentrieren. Irgend etwas ließ mich den Kopf nach links drehen. Selbst durch die geschlossenen Lider war das plötzliche Scheinwerferlicht gleißend hell. Ich öffnete sie unwillkürlich und wurde schmerzhaft geblendet. Das Aufbrüllen des Motors war wie das Knurren eines plötzlich auf mich losspringenden Hundes. Ich tauchte blind ins Unterholz und tastete nach einem Platz, wo ich mich verstecken konnte, bis mein Sehvermögen zurückkehrte. Ich duckte mich hinter eine kleine Kiefer, die ich mit Armen und Beinen umschlang; das Herz pochte mir wie einem Hirsch, der abwartet, ob die Jäger an seinem Versteck vorbeigehen. Die Zweige umschlossen mich nach allen Seiten. Zwei mußte ich noch knicken, um mein Gesicht zu tarnen.

Ich lebte nun schon so lange allein im Wald, daß es mir gar nicht in den Sinn kam, diese Leute als meinesgleichen zu betrachten, als Leute, die ich verjagen konnte oder mit denen vielleicht sogar halbwegs vernünftig zu reden war. Ich dachte nicht im entferntesten daran, sie anzusprechen, so sehr empfand ich sie als Jäger und mich als ihr Wild.

Der Jeep wurde genau an der Stelle, wo ich ins Gebüsch getaucht war, scharf abgebremst. Ich drückte mich unwillkürlich noch fester an den Stamm. Eine Tür wurde aufgerissen und jemand polterte heraus. Eine Stimme rief: «Was, zum Teufel, war das, Jungs?»

Eine barsche, mürrische Stimme antwortete: «Ein nackter Kerl. Der ist genau hier in die Büsche gesprungen.»

Ein alkoholisiertes Lachen kam zurück, und jemand schien recht ungeschickt aus dem Jeep zu klettern. «Und du bist sicher, daß es nicht der Jersey Devil war?»

«Ja, Mensch, ich sag doch, es war ein Kerl, und wo ein nackter Kerl ist, muß auch ein nacktes Weibsstück sein.» Sie stolperten um den Jeep herum wie eine Hundemeute an einem Knotenpunkt verschiedener Fährten.

«Die schnappen wir uns», sagte eine Stimme, wie auch bei einer Meute meist einer der Hunde die falsche Fährte anbellt. Keiner rührte sich.

«Reg dich ab», erwiderte die harte Stimme des Anführers, «du kriegst sie sowieso als letzter.»

Aus dem Wageninnern drang die Stimme des Mannes, der offenbar in diesem Trio die zweite Geige spielte, durch das Poltern herumgeworfener Gegenstände: «Wo ist der

verdamnte Handscheinwerfer, Jimmy?»

Einer von ihnen stieg aufs Trittbrett und drehte einen Suchscheinwerfer in die Baumkronen. Das konnte nur der Ungeschickte sein. Der Lichtkegel zuckte durchs Geäst, als hätte er sich dort irgendwie verfangen.

«Da oben ist er doch nicht, du Arschloch!» bellte der Anführer. «Weshalb suchen wir *ihn* den überhaupt?» kam die weinerliche Antwort.

Die rauhe Stimme lachte, als würden Steine gegeneinandergerieben. «Weil er uns zeigen soll, wo sie ist.» Er wandte sich jetzt offenbar dem Wald zu, denn seine Stimme wurde lauter. «Und wenn er Zicken macht, verpasse ich ihm ein neues Loch.»

Ich spähte durch die Zweige. Das steinerne Lachen klang jetzt stark nach zwei Sechserpackungen warmem Dosenbier, die in einem Schwachsinnigen gärten. Die Stimme war wie eine Axt, die aus purer Langeweile in einen lebendigen Baum geschlagen wird. Ich sah die Männer nur als huschende Schatten im Scheinwerferlicht, aber ich hörte sie sehr deutlich und konnte sie an der Art, wie jeder von ihnen den Wald betrat, unterscheiden. Der, den sie Jimmy nannten, brach mit Getöse ins Unterholz und fegte die Zweige heftig beiseite. Seine Füße rissen alles mit, was seinen Weg hemmte. Der Ungeschickte kam weiter links mit unsicheren, zaghaften Schritten und folgte einfach den beiden anderen. Nach ein paar Schritten blieb er stehen und sagte: «Ach was, der lockt uns wahrscheinlich bloß weg von ihr. Das ist doch Zeitverschwendung.»

«Nein», knurrte der Anführer, «er hat sie bestimmt vor sich in den Wald geschoben.» Er bog Äste zur Seite und spähte ins Gebüsch. «Sie liegt hier irgendwo — garantiert.»

Weiter links drang die Stimme des dritten Mannes aus dem Dunkel. «Bist du auch sicher, daß du ihn gesehen hast, oder scheuchst du uns bloß wieder rum?» Etwas Angriffs-lustiges lag in seiner Stimme.

Auch die Antwort hatte diesen Tonfall: «Nee, ich hab ihn nicht gesehen. Das war der Jersey Devil.» Das Lachen, das folgte, klang nicht so selbstsicher, wie es sollte. Am Knacken der Zweige hörte ich, daß der Ungeschickte zum Jeep zurücktrampelte. Auch der dritte Mann trat mit kurzen, weichen Schritten den Rückzug an. Für einen Moment dachte ich, sie würden verschwinden, aber der Maul- und Messerheld blieb stur. Jetzt ging es offenbar darum, das Gesicht nicht zu verlieren.

«Komm schon, du findest ihn ja doch nicht, Jimmy», hörte ich die Stimme des dritten Mannes sagen, und fast hätte ich die Zweige vor meinem Gesicht gesenkt, aber die Reaktion des Anführers gebot weiterhin Vorsicht.

Die erste kreatürliche Panik hatte ich inzwischen überwunden. Ich sah mich jetzt wieder in der Lage eines Menschen und nicht als gehetztes Wild. Wenn ich angriff, würde ich vermutlich mit allen dreien fertig werden. Die Überraschung, die Dunkelheit und der Wald waren auf meiner Seite, aber was bei der Hütte der Wilderer geschehen war, lag wie eine schwere Hand auf mir und hielt mich zurück, und ich hätte mich bis zum Abzug dieser Leute versteckt gehalten, wäre der Anführer nicht zufällig auf mich gestoßen. Er verfiel sich mit dem Fuß in irgendwelchen Dornenranken, versuchte, sich loszureißen, fluchte und taumelte auf den Baum zu, hinter dem ich hockte. Als er nach einem Ast griff, um sich wieder zu fangen, erwischte er mein Handgelenk. Ich riss meine Hand zurück und stieß einen schrillen Schrei aus. Seine Hand bot keinen Widerstand, und ich spürte das Entsetzen in seinen Fingerspitzen. Es ging jetzt um Sekundenbruchteile, und alles weitere geschah reflexartig.

Ich wußte intuitiv, daß ich die Angst dieser Männer zur Panik steigern mußte, um ihren Angriff in wilde Flucht zu verwandeln. Ich erhob mich mit markerschütterndem Heulen aus dem Gebüsch, genau wie damals, als Rick und ich uns im Sumpf gegenseitig das Gruseln lehrten. Es hätte allerdings in dieser Situation wahrscheinlich genügt,



«Streuselkuchen!» zu rufen. Alle Umstände arbeiteten für mich. Der Mann prallte zurück und hieb wie wild mit dem Messer nach den Zweigen, die ich mir als Tarnung abgebrochen hatte. Mit diesen Zweigen muß ich wie ein mißgestaltetes Ungetüm ausgesehen haben, das blutdürstend seiner Legende entsteigt. Mit zwei schnellen Schlägen hieb ich ihm die Taschenlampe aus der Hand, und er stolperte rückwärts über einen kleinen Baum. Für einen Augenblick traf mich der Lichtkegel, aber die kleinen Zweige, die ich mir in Haar und Bart gesteckt hatte, und die dichte Schicht aus Kiefernadeln, die an meinem verschwitzten Körper klebten, ließen den Mann sicher glauben, hier wirklich dem leibhaftigen Jersey Devil gegenüberzustehen.

Er überschlug sich fast vor Angst und lief kreischend zum Jeep. Auch der dritte Mann rannte und leuchtete dabei mit der Taschenlampe vor sich auf den Boden. Kurz vor dem Waldrand drehte er sich noch einmal um und strahlte mich an. Das gefiel mir an ihm: daß er unbedingt sehen mußte, was da hinter ihm her war, noch bevor er sich in Sicherheit gebracht hatte. So hätte auch Rick sich verhalten. Ich schwenkte meine Zweige vor dem Gesicht und sprang auf ihn zu. Er lief ein paar Schritte weiter und drehte sich dann wieder um. Inzwischen hatte ich die zu Boden gefallene Taschenlampe aufgehoben, und als der Mann mich jetzt ansah, hielt ich sie mir unters Kinn und zog eine Fratze, über die unter anderen Umständen sogar ein Kind gelacht hätte. Seiner Panik gab ich damit in diesem Moment jedoch konkrete Nahrung, und er rannte schreiend zum Jeep. Ich schickte ihnen noch ein langes, heulendes Knurren nach, und sie trampelten sich beinahe gegenseitig nieder, um ins Auto zu kommen.

Der Fahrer würgte den Motor ab, und mir blieb nur zu beten, daß es ihm gelang, ihn anzuwerfen, bevor sie sich besinnen konnten und in mir einfach einen nackten Mann mit Kiefernzweigen erkannten. Schließlich sprang der Wagen an, und ich machte unter schaurigem Gebrüll noch einen weiteren Satz auf sie zu. Der Jeep wühlte zwanzig Meter weit den Boden auf, als er davonjagte.

Ich blieb schweigend noch eine Weile stehen. Die blinde, animalische Panik machte einem ebenso animalischen Überschwang Platz, und es bereitete mir einen Heidenspaß, diesen Kerlen noch einmal aus tiefster Seele nachzuheulen, als sie mich schon längst nicht mehr hören konnten.

Dann schien die Luft plötzlich sehr kühl zu werden, und an meinem Lachen erkannte ich, daß ich wieder Mensch geworden war. Ich roch den nahenden Winter in der Luft. Am nächsten Tag zog ich meine Kleider wieder an und verließ den Wald. Es sollte lange dauern, bis ich ihn im Sommer wiedersehen würde.

## **18.**

### **Fahrender Geselle**

Die Lehrzeit war hart. Die Gesellenzeit war lang. Erst nach vier Jahren der Schulung, von denen die beiden letzten unsere gesamte freie Zeit in Anspruch nahmen, schloß Stalking Wolf unsere Lehrzeit ab und machte uns zu Gesellen. Es gibt aber zwei Abschnitte in dieser Gesellenzeit: Bevor man ein fahrender Geselle wird, ist man zunächst eigentlich nicht viel mehr als ein besserer Lehrling. Man muß wie zuvor Wissen und Fertigkeiten erwerben, doch bei ihrer Anwendung wird man immer selbständiger, weil sich die Aufsicht durch den Meister der Kunst immer mehr lockert. Doch eines Tages muß der Geselle dann auf die Wanderschaft gehen, und dabei ist er ganz auf sich gestellt, und Grenzen setzen ihm nur sein Können und sein Wagemut.

Ich beendete meine Lehrzeit mit zwölf, und mit sechzehn, als Rick und Stalking Wolf mich verließen, wurde ich ein selbständiger fahrender Geselle. Mit achtzehn sagte ich mir, daß die Pine Barrens mich zwar noch unendlich viel lehren konnten, daß ich aber ins Unbekannte aufbrechen mußte, um ein wirklicher Meister meines Handwerks zu werden. Was mich endgültig auf die Wanderschaft schickte, war eine Fährte, die ich an meinem achtzehnten Geburtstag fand.

Ich ging durch den Wald und stieß auf eine Fährte, die mindestens zwei Monate alt war. Der Boden war im Dezember und Januar mehrmals gefroren und getaut, aber es gab noch lesbare Spuren. Sie waren fahrig und unsicher und bewegten sich in stolpernden, gehetzten Windungen. Bald stieß ich auf die Leiche. Ein Gewehr lag einige Meter weiter.

Am nächsten Tag verfolgte ich die Fährte zurück bis zu einem Jeep mit gerissenem Ventilatorkeilriemen. Um den Wagen herum waren überall Fußspuren, und ich entdeckte auch die tiefen Ferseneindrücke, wo der Mann aus dem Wagen gesprungen war. Ich folgte den Spuren seines ersten Gangs um den Wagen. An allen vier Ecken hatten die Abdrücke leicht aufgeworfene Ränder; dort war er offenbar stehengeblieben und hatte sich umgeschaut. Es sah so aus, als wäre er mit dem Jeep im Kreis herumgefahren, bevor der Motor ausfiel.

Die Panik muß lange vorher eingesetzt haben, sonst hätte er den Motor nicht überhitzt. Wäre er immer nur kurze Strecken gefahren, um den Motor zwischendurch wieder abkühlen zu lassen, sobald die Überhitzungsanzeige aufleuchtete, so hätte er vielleicht auch ohne Keilriemen noch den Weg aus dem Wald gefunden. Der Mann, der schließlich aus dem Wagen sprang und wie gehetzt um ihn herumlief, war noch nicht gänzlich der Panik verfallen, zeigte noch Reste von methodischem Verhalten, sonst wäre er sofort kopflos losgerannt. Er sah sich zuerst mehrmals nach allen Seiten um und besaß dann sogar noch die Geistesgegenwart, sein Gewehr mitzunehmen. Er war anscheinend zum Jagen hergekommen und dachte sich vermutlich, daß im Wald auch für einen Jäger Gefahren lauerten, wilde Hunde zum Beispiel.

Diese Furcht war vielleicht der Grund, weshalb er rannte, anstatt sich seine Kräfte einzuteilen. Mit seinem Gewehr und dem überall reichlich vorhandenen Wasser hätte er selbst in dieser Jahreszeit in der Lage sein müssen, sich eine gute Weile am Leben zu erhalten. Aber er war solche Situationen nicht gewohnt und traute sich nicht zu, mit dieser fertig zu werden. Doch obwohl er rannte, war er noch nicht in blinder Panik. In den Fußspuren zeigten sich immer wieder Pausen, wo er wohl angehalten und sich umgeschaut hatte, um dann erneut loszurennen. Doch irgendwann, nach vielen Windungen und Schleifen, wurde sein Schritt unsicher und schlurfend. Die typischen Kreise des hoffnungslosen Verirrtseins zogen sich enger und enger zusammen, während er wie ein gehetztes Wild nach Auswegen suchte und sich weiter antrieb, auch als die Kräfte ihn zu

verlassen begannen. Er stolperte und taumelte immer häufiger, und schließlich traf ihn der Herzschlag. Sein Gewehr ließ er erst ein paar Schritte vor der Stelle fallen, an der er starb.

Ich sah ihn vor mir, wie er sich vorwärts kämpfte und alle Mittel zu mobilisieren versuchte, über die er verfügte, ohne jedoch einmal wirklich anzuhalten und alle Möglichkeiten genau zu durchdenken — einzig und allein auf Flucht bedacht. Richtig verirrt ist man wahrscheinlich erst dann, wenn man an nichts anderes mehr denken kann als an Flucht. Vielleicht verhinderten seine Schmerzen, daß er die Verkehrsgeräusche hörte, oder vielleicht hatte er sie doch gehört und kämpfte sich unter rasenden Schmerzen in die Richtung vor, aus der sie kamen. Als er zusammenbrach, ging er parallel zum Parkway, der Autobahn, die durch die Pine Barrens führt. Möglicherweise konnte er die Richtung nicht mehr genau ausmachen, oder es fuhr lange Zeit kein Auto vorbei, was hier auf dem südlichen und sehr schwach befahrenen Teil der Straße durchaus passieren kann.

Es waren alles in allem die Spuren eines nicht völlig kopflosen Mannes, der sich gewiß in anderen schwierigen Situationen durchaus selbst zu helfen wußte. Wäre sein Körper nicht zusammengebrochen, er hätte es vielleicht geschafft. Er mobilisierte alles, was er hatte, und kam an den Punkt, wo er die Grenzen seines Könnens erreicht zu haben glaubte, und die Angst wurde immer größer, weil nichts ihm mehr weiterhalf. Hätte er sich nur in aller Ruhe klargemacht, daß er nun womöglich ein paar Tage oder Wochen in der Wildnis zubringen mußte, so wäre er viel entspannter vorgegangen und hätte irgendwann den richtigen Weg gefunden. Vermutlich dachte er aber nicht an die organisatorischen Fähigkeiten, die er in anderen Lebenslagen durchaus einzusetzen wußte. In seinem Beruf war er gewiß viel umsichtiger. Er hatte sein Gewehr bei sich, gab aber keine Signalschüsse ab; vielleicht wollte er sich das bis zum Ende aufheben, wenn er nicht mehr konnte.

Lange betrachtete ich sinnend diese Spuren und überlegte, wie ich wohl an einem Ort zurechtkommen würde, der mir so fremd war wie diesem Jäger die Pine Barrens. Ich wußte, daß ich hier mit jeder Situation fertig werden konnte, aber auch dieser Jäger hatte irgendwo einen Lebensbereich, in dem er sich auskannte — nur hier schien ihm das alles nichts zu nützen. Dort, irgendwo im nördlichen New Jersey, hatte er sein Revier, in dem er zu überleben gelernt hatte. Wie weit würde ich mit meiner eigenen Schulung in anderen Teilen des Landes kommen?

Die nächsten vier Sommer machte ich mich auf, um das herauszufinden.

## 19.

### **Der Bärenschlag**

In den nächsten zehn Jahren verbrachte ich die meisten Sommer damit, meine Fähigkeiten in anderen Teilen des Landes zu erproben: in den Dakota Badlands, im Death Valley, im Grand Canyon und in den Grand Tetons. Ich machte mich per Anhalter nach Westen auf, als ich neunzehn war. Irgendwann erreichte ich Kalifornien, aber unterwegs und auf dem Rückweg lernte ich auch die meisten anderen Staaten kennen. Ich schlief in Scheunen und Wäldern in Pennsylvania, auf offenem Feld in Ohio und Indiana.

Ich suchte die Dakota Badlands auf, um meine Überlebensfähigkeit auf die Probe zu stellen. Als ich aufbrach, hatte ich zehn Dollar in der Tasche, und nach drei Monaten, in denen ich immer wieder mal einen Job angenommen hatte, kehrte ich zehn Pfund schwerer und neunzig Dollar reicher wieder nach Hause zurück. Überall, wo ich war, versuchte ich mit alten Fährtensuchern und Jägern und mit den Indianern in Kontakt zu kommen. Ich hatte das Glück, für eine Weile bei einem Stamm bleiben zu dürfen, auf den ich im Grand Canyon stieß, und ich lernte sehr viel vom ältesten Mann dieses Stammes. Fast ebensoviel lernte ich in den Badlands von einem alten Wanderer und im Death Valley von einem alten Prospektor. Wohin ich auch kam, überall schienen Menschen zu sein, die mich etwas lehren konnten.

Die Badlands waren trocken und wunderschön, voller tiefer Rinnen und Felsen, fast so farbenprächtig wie die Gegend, die Painted Desert genannt wird. Das Schwierigste war hier die Wasserbeschaffung. Irgendwann war ich so weit, daß ich auf Knien um Regen bettelte. Ich wurde erhört und dabei in einem unglaublichen Wolkenbruch beinahe ersäuft. Danach bat ich lieber nicht mehr um göttliche Intervention, sondern versuchte, wie Stalking Wolf es mir gezeigt hatte, mich in die Muster der Natur einzufügen, anstatt sie für meine Bedürfnisse zurechtzubiegen. Meist litt ich da draußen Hunger und Durst, aber beides ging nicht über meine Grenzen, und ich stellte mich darauf ein. So viel Neues aus erster Hand lernen zu können, war faszinierend, und ich genoß die Zeit um so mehr, je länger ich dort war. Ich beobachtete die Tiere und folgte ihren Fährten. Ich merkte mir, wie die Spuren sich in dieser trockenen Luft verändern, damit ich Bescheid wußte, falls ich jemals hier auf Fährten suche gehen mußte. Als der Sommer sich seinem Ende zuneigte, hatte ich Hunger und Durst und alle Schwierigkeiten überlebt und war so zufrieden wie selten. Manchmal hörte ich wochenlang kein Flugzeug, und schon das allein war eine lohnende Erfahrung. Nach der schwierigen Eingewöhnungszeit lebte ich hier so gut, daß ich gar nicht wieder fortwollte.

Im nächsten Jahr versuchte ich mich am Death Valley. Hier war es noch weitaus heißer als in den Badlands, und es gab weniger Nahrung. Ich ließ meinen Wagen bei einem Indianer, der eine Autowerkstatt besaß, und sagte ihm, ich wolle für sechs Wochen ins Death Valley, und wenn ich nach neun Wochen nicht wieder auftauchte, sei ich wahrscheinlich tot. Seine lakonische Antwort lautete: «Machen Sie sich darum keine Sorgen. So lange überleben Sie da sowieso nicht.» Ich hatte keine Lust, mit ihm zu diskutieren.

Ich nahm ein paar Dosen Konzentratnahrung mit und außerdem mein Messer und ein Stück Plastik für eine Solardestillieranlage. Wenn ich diese Plastikplane über ein etwa ein Meter tiefes Loch im Boden legte, sammelte sich an der Unterseite Kondenswasser, das mittels einer Röhre in eine Dose am Boden der Grube geleitet wurde. So konnte ich selbst im trockensten Teil der Wüste einen halben Liter Wasser pro Tag gewinnen.

Meine Zeitrechnung geriet durcheinander, und ich blieb fast acht anstatt sechs Wochen. Ich hätte zehn Jahre dort verbringen können, ohne auch nur die Oberfläche all dessen

anzukratzen, was es zu lernen gab.

Ich glaubte, in den Badlands wirklichen Durst kennengelernt zu haben, aber das hier war ein wahrer Alptraum. Auch die Hitze war schlimm, und ich verschlief die meisten Tage, um nachts meine Erkundungsausflüge zu machen. Ich nahm an, dabei mit wenig Licht auskommen zu müssen, und war überrascht zu sehen, wie die Landschaft sich nach Sonnenuntergang mit einem unheimlichen blauen Schimmer überzog. Die Sterne waren unglaublich hell, und wenn der Mond aufging, konnte man in seinem Licht beinahe ein Buch lesen. Auch alle anderen Lebewesen schienen hier vorzugsweise nachts unterwegs zu sein, und es gab für mich immer genug zu sehen und zu tun. Die Wüste hatte etwas so grenzenlos Weites, daß ich mich manchmal wie der einzige Funke in dunkler Endlosigkeit fühlte. Die Zeit – von ihrem Anfang bis zu ihrem Ende – lag über dem Land, und ich befand mich genau in der Mitte, Millionen Jahre entfernt von ihrer Geburt und ihrem Tod. Grenzen von Raum und Zeit schien es hier nicht zu geben.

Am leichtesten waren die Wochen, die ich bei Indianern der Gegend verbrachte, um einige ihrer Zeremonien zu verfolgen. Und leicht waren auch die Tage, die ich mit dem alten Prospektor unterwegs war, der die Wüste durchstreifte und jedes Jahr wieder gerade so viele Goldnuggets fand, daß er sich weiterhin einreden konnte, es lohne sich, hier draußen herumzusehen. Ich glaube nicht, daß er sich viel aus den Dingen machte, die man für Gold bekommen kann; eigentlich wollte er nichts weiter, als allein hier draußen in der Wildnis zu sein, und das Gold diente ihm als Vorwand, um nicht von jedermann für verrückt gehalten zu werden. Ich wußte, wie er empfand. Es schien ihm gutzutun, einem Menschen zu begegnen, der so lebte wie er, aber ohne jeden Vorwand. Es war ein wettergegerbter alter Mann mit einem Gesicht, das wie die Holzbauten längst verlassener Geisterstädte wirkte, und ich lernte eine ganze Menge, indem ich mich einfach nur in seiner Nähe aufhielt.

Die übrige Zeit blieb ich allein und beobachtete, soviel ich konnte. Als Lagerplatz hatte ich mir eine Höhle in einem Felsen ausgesucht, stellte dann aber fest, daß ich sie tagsüber mit zwei Klapperschlangen teilte. Ich wollte schon wieder ausziehen, um sie nicht töten zu müssen, aber sie schienen meine friedliche Gesinnung zu spüren und bereit zu sein, die uralte Feindschaft zwischen Mensch und Schlange ruhen zu lassen, solange ich mich mit meiner Seite der Höhle begnügte. Die Packratten waren zu solchen Kompromissen nicht bereit; sie stahlen mein Messer, was die letzten Tage zu einem interessanten Test machte.

Ich aß Eidechsen, Schlangen und anderes Getier, und zwar meist roh, da es hier so gut wie kein Feuerholz gab. Wasser war das größte Problem, und ich lernte, größeren Durst zu ertragen, als ich es mir selbst in den Badlands je hätte träumen lassen. Aber die Wüste war so voller Leben und Schönheit, daß ich den Durst in Kauf nahm. Manchmal mußte ich zwei oder drei Tage mit einer halbvollen Feldflasche auskommen. Als sie ganz alle war, zapfte ich Kakteen an. Und am Ende dieser Reise konnte ich wieder feststellen, daß ich meine Grenzen immer noch nicht erreicht hatte. Ich hatte unendlich viel gelernt, und das war weit mehr wert, als es mich gekostet hatte.

Die Landschaft im Death Valley ist schon unbeschreiblich, aber der Grand Canyon ist wirklich atemberaubend. Ich verbrachte hier einen Monat und konnte danach immer noch nicht fassen, daß es etwas so Großartiges und so unendlich Vielgestaltiges tatsächlich gibt. Alles, was sich über das Fährtenlesen lernen läßt, kann man sich aneignen, wenn man eine Spur vom oberen Rand des Canyon bis zu seinem wüstentrockenen Grund verfolgt. Bei jedem Sonnenuntergang saß ich irgendwo und beobachtete die unfäßbaren Farbwechsel an den Steilwänden. Ich schwamm im Colorado River und erkundete seine Ufer mit Pferd und Maultier. Ich lernte jedes Tier am Ufer kennen,

jeden Busch und jeden Stein, und ich genoß jede Sekunde.

Der Canyon war wie eine Art Zeitmaschine. Mit jedem Schritt abwärts ging ich einen Schritt zurück in der Geschichte der Erde, und unten am Grund war ich Abermillionen Jahre von der Oberfläche entfernt. Ich durchforschte alle Bereiche genau nach Informationen. Ich studierte in jeder Höhenlage die Spuren, ging tagelang die Pfade auf und ab und prägte mir die Unterschiede bei verschiedenen Graden von Luftfeuchtigkeit und wechselnden Temperaturen ein. Ich wartete ab, bis der erste Maultierzug von Touristen den Rückweg antrat, las dann die Spuren und malte mir die Leute aus, die sie gemacht hatten. Anschließend beeilte ich mich, die Gruppe einzuholen, und verglich meine Vorstellungen mit der Wirklichkeit. Jede Gangart ist so einzigartig, daß es mir keine Schwierigkeiten bereitete, die Spuren den richtigen Leuten zuzuordnen.

Eines Nachts hörte ich weiter oben im Canyon einen Coyoten heulen, und am nächsten Tag ging ich flußaufwärts in der Hoffnung, eine Fährte oder gar einen Schädel zu finden. Statt dessen traf ich auf einen Indianerstamm. Eigentlich waren es zwei Stämme, wenn sie auch denselben Namen trugen. Der eine Teil wohnte oben und lebte von den Touristen, der andere, der vor allem aus alten Medizinmännern bestand, hatte seinen Lagerplatz in der Schlucht und bewahrte die alte Lebensweise. Ich ging zum Ältesten und bat ihn, wie damals Stalking Wolf, mir seine Geschichten zu erzählen. Zwei Tage lang saß ich bei ihm und lauschte seinen Erzählungen von der Vergangenheit und den Geheimnissen des Canyon. Er war fast hundert Jahre alt, aber es entstand fast augenblicklich eine tiefe Freundschaft zwischen uns. Er erkannte wohl Stalking Wolfs Schulung in mir und akzeptierte mich sofort. Er lehrte mich sehr viel über das Fährtenlesen und über die besondere Art, wie der «Geist-der-sich-in-allen-Dingen-regt» hier in diesem Canyon wirkt. Wir hatten ein gemeinsames Erbe und einen gemeinsamen Haß auf alle Menschen, die das Land zerstörten. Am liebsten wäre ich für immer bei den Indianern geblieben, doch ich hatte Bindungen und Verpflichtungen. Als der Sommer zu Ende ging, zog ich weiter nach Westen zum letzten Abschnitt meiner Wanderschaft dieses Jahres.

Ich war während meiner Zeit als fahrender Geselle zweimal in den Grand Tetons und fand, daß weder der Grand Canyon noch irgendein anderer Ort – nicht einmal die Pine Barrens – diese Landschaft an Schönheit übertreffen. Ich hatte die Rocky Mountains und die Sierra Madre gesehen und gedacht, daß es gewiß keine beeindruckenderen Berge gibt, aber als die Grand Tetons zum erstenmal in Sicht kamen und sich aus der Ebene erhoben, war ich überwältigt.

Es gibt Dinge – wie zum Beispiel den Grand Canyon –, die eine Kamera nur trivialisieren kann. Er ist einfach zu weit, zu tief, zu majestätisch für eine Linse. Bei den Grand Tetons ist es dasselbe. Es gibt höhere Berge, aber keine schöneren. Sie sind wie aus Wolken gemacht, und mitten unter ihnen rauscht der Snake River auf seinem Weg nach Süden wie ein Lebewesen über die Klippen und umspült die Felsen.

Ich mietete ein Packpferd und blieb den ganzen Sommer in den Bergen. Wenn es einen Ort gibt, wohin Naturliebhaber gehen, wenn sie sterben, dann sieht er gewiß so aus wie die Grand Tetons. Ich trieb mich lange hier herum, durchstöberte die verlassenen Dörfer und Grubenstädte, bestieg einige Gipfel und ließ mich in einem Reifenschlauch den Snake River hinuntertreiben, vorbei an völlig konsternierten Touristen auf riesigen Schlauchflößen. Sie riefen mir zu, ich sei wohl verrückt, die tückischste Wildwasser-strecke des ganzen Kontinents auf einem Reifenschlauch zu befahren. Ich schoß an ihnen vorbei, und als ich zurückschaute, waren sie immer noch so sehr mit Kopfschütteln beschäftigt, daß ihr Floß sich an einem Felsen vering und alle Mann über Bord gingen.

Ich wurde bald aus der Hauptströmung herausgetragen und glitt ganz langsam am Ufer entlang. Der Fluß war ein Zoo ohne Gitter. Elche ästen am Ufer, während ich wie ein

Stück Treibholz vorbeizog. Biber paddelten vor mir durchs Wasser. Welse stupsten weich mit dem Maul an meinen Reifen. Forellen sprangen in der kühlen Morgenluft. Ich schwebte ohne Zeitgefühl und Erinnerung.

Irgendwo lief mein Schiff auf Grund, und ich ging ein Stück am Ufer entlang. Ich war noch keine fünfzig Schritte gegangen, als ich auf die Fährte eines Elchs stieß. Es war ein richtiger Wechsel, und ich schwor mir zu warten, bis entweder der Elch oder der Winter kam. Ich brauchte nicht einmal eine ganze Stunde zu warten, und als der Elch schließlich da war, konnte ich kaum fassen, wie groß diese Tiere aus der Nähe sind. Ich war so verblüfft, daß ich unmittelbar neben ihm aufstand, als er vorbeiging. Ich konnte ihm nicht über den Rücken schauen! Ich machte den Mund zu und kauerte mich ganz leise wieder hin, inständig hoffend, daß er mich nicht bemerkt hatte. Als er weg war, setzte ich mich wieder in meinen Schlauch und ließ mich weitertreiben, aber es war nicht derselbe Fluß, und ich war nicht mehr derselbe. Ich war von Ehrfurcht erfüllt und von dem Gefühl, von einem ganz neuen Mysterium erfahren zu haben.

Aber der Elch war noch gar nichts gegen den Grizzly. Meinen ersten Grizzly sah ich beim Fischen am Ufer, während ich auf meinem Schlauch vorbeitrieb, und sein Anblick war noch großartiger als der Anblick der Berge. Zum erstenmal wurde mir ganz klar, wie schwierig es sein würde, sich an einen solchen Burschen anzuschleichen und ihm einen Schlag zu versetzen, wie Stalking Wolfs Freund es versucht hatte. Zum Fischen heruntergebeugt, wirkte er schon ungeheuer groß, doch als er sich aufrichtete, war nichts im Wald auch nur halb so groß, nicht einmal die Bäume. Ich wußte, daß er schnell wie ein Pferd laufen konnte, und für einen Moment fragte ich mich besorgt, wie schnell er wohl schwimmen konnte. Aber er hatte kein Interesse an mir. Ihn gesehen zu haben, war der Höhepunkt eines Tages voller unglaublicher Erlebnisse, aber ich war doch froh, weit genug von ihm entfernt zu sein. Ich war noch Geselle und nicht Meister, und ich wußte, daß ich es mit einem Grizzly nicht aufnehmen konnte.

Als ich mich das nächstemal in den Grand Tetons aufhielt, kam ich in eine Situation, wo ich diese Tatsache vergaß, und es wäre mich beinahe teuer zu stehen gekommen. Zwischen meinen verschiedenen Jobs, von denen mich keiner länger zu fesseln vermochte, verbrachte ich nach wie vor viel Zeit in den Pine Barrens. In diesem Jahr hatte ich jedoch zu viel Zeit unter Menschen und zu wenig im Wald verbracht, und mein Leben war an einem Tiefpunkt, als ich in die Grand Tetons zurückkehrte. Doch schon die Anreise richtete mich wieder auf, und als ich die Gegend erreichte, fühlte ich mich nach langem «Winterschlaf» wieder zum Leben erwachen. Ich ließ meinen Jeep bei einem Ranger-Posten und brach auf in die Berge.

Alles war so wunderbar wie beim erstenmal. Ich fand mich diesmal noch besser zurecht, und als es Zeit wurde für die Heimreise, wußte ich, daß ich wieder in die richtige Richtung ging. Vielleicht war es gerade dieses Gefühl der Erleichterung, das mich bei der Begegnung mit dem Bären zur Selbstüberschätzung verleitete.

Ich sah ihn vom Auto aus, als er gerade über eine kleine Hügelkuppe auf eine Lichtung zuging. Ich hielt an und stieg aus. Schon der Geruch des Bären bildete eine überdeutliche Spur. Ich sah ihn unten am Fuß des Hügels beim Beerensammeln und schlich wie ein Schatten auf ihn zu. Ich wollte ihm einen Schlag versetzen und dann wegrennen, damit ich Stalking Wolf etwas erzählen konnte, wenn wir uns jenseits des Schädels wiedersahen. Ich war nur noch zwanzig Schritte von ihm entfernt, aber dazwischen lagen noch zwei Stufen im Fels, die ich entweder hinunterklettern oder umgehen mußte. Dieser Abstand rettete mir vermutlich das Leben, denn in diesem Moment zerbrach knackend ein Zweig unter meinen Füßen. Das war eine geradezu beschämende Achtlosigkeit. Ich hatte mich so sehr fesseln lassen, daß ich den Fuß bewegte, ohne

genau zu ertasten, wo ich ihn absetzen konnte. Der Bär brauchte nur eine Sekunde, um mich zu lokalisieren, aber ich rannte bereits, als er den Kopf zu drehen begann. Ich stürzte aus dem Wald und den Hügel hinunter zum Jeep, so schnell, daß ich vielleicht sogar Rick abgehängt hätte. Dennoch war der Bär, als ich unten ankam, schon dicht hinter mir.

Da der Jeep mich kaum schützen konnte, kletterte ich auf einen Baum, der in etwa acht Meter Höhe in einer abgebrochenen Gabelung endete. Auch der Bär unternahm einen halbherzigen Versuch zu klettern, richtete sich dann zu seiner vollen Größe am Stamm auf und schlug nach mir. Ich saß so hoch oben wie möglich und schwitzte. Er war zum Klettern zu schwer, und ich dachte, es würde ihm bald zu langweilig werden, meine baumelnden Füße anzustarren. Aber ein Grizzly ist kein wilder Hund. Er hatte nicht vor, untätig herumzustehen, und richtete sich wieder am Stamm auf. In dieser Haltung besaß er das Format eines Kleinlastwagens.

Sein erster Stoß gegen den Stamm hätte mich fast aus dem Baum geschleudert. Es fühlte sich an, als wäre jemand mit einem Auto voll gegen den Baum gedonnert, und als ich hinunterschaute in dieses wütende Gesicht, wurde mir klar, daß ein Auto für mich noch der günstigere Fall gewesen wäre. Ich hatte das Gefühl, er würde sich immer weiter heraufstrecken und mich schließlich vom obersten Ast fegen. Als er sich das zweitemal gegen den Baum warf, brachen die ersten Wurzeln aus der Erde, und der Stamm legte sich schräg. Für einen Augenblick glaubte ich ein Lächeln in seinem Gesicht zu sehen und schaute mich nach einem günstigeren Platz um, falls der Baum tatsächlich stürzte. Mir blieb jedoch keine Zeit mehr für irgendwelche Vorbereitungen, denn der Bär krachte ein drittesmal gegen den Stamm und drückte, bis der Baum schließlich kippte. Ich konnte es nicht fassen.

Gewiß, es war ein alter Baum, aber daß er ihn einfach so entwurzeln konnte, hätte ich niemals gedacht. Ich staunte so sehr über seine Kraft, daß ich mich nicht gut genug auf den Aufprall vorbereitete, und ich kann von Glück sagen, daß der Stamm nicht auf mir landete. Der größte Ast schlug zuerst auf, und dieser Ruck schleuderte mich aus der Krone auf meinen Jeep zu. Ich konnte den Sturz gerade noch mit einer Rolle halbwegs abfangen, erhob mich sofort wieder auf Hände und Knie und versuchte, den Kopf klarzubekommen. Der Bär hätte inzwischen genug Zeit gehabt, über mich herzufallen, hätte er nicht noch einen Augenblick lang bewundernd und zufrieden das Ergebnis seiner Anstrengungen betrachtet. Als er sich schließlich auf das Ziel des Unternehmens besann, war ich schon unter meinem Jeep. Ich machte mich dort so klein wie möglich, ebenso entsetzt wie fasziniert.

Beim ersten Anprall legte der Jeep sich bedrohlich zur Seite, und ich befürchtete schon, der Bär werde ihn einfach umkippen. Aber dann fiel er wieder auf seine Reifen zurück, und ich rutschte so weit wie möglich auf die andere Seite. Die Tatze, die sich dann unter den Wagen schob und nach mir langte, war so unglaublich groß, daß ich sie nur fassungslos anstarren konnte. Soviel nacktes Entsetzen hatte ich nicht mehr empfunden, seit mir in der «Hölle» der Jersey Devil gegenübergestanden hatte. Aber die Angst jetzt war durchaus gerechtfertigt und ließ mich nicht in Panik geraten. Ich kroch einfach möglichst weit weg, fast auf der anderen Seite unter dem Jeep heraus. Die riesige Pranke riß den Schalldämpfer in Fetzen, als wäre er aus Pappe.

Als der Bär merkte, daß er mich nicht erreichte, machte er sich über den Wagen her. Mit einem Ruck hob sich das Vorderteil und fiel dann krachend zurück, und ich sah die völlig verbogene Stoßstange in die Büsche fliegen. Der folgende Schlag hätte jedes normale Auto in die Knie gezwungen, aber mein Jeep hielt stand. Beim nächsten Schlag schwankte er heftig zur Seite, und soweit ich das aus meiner Position feststellen konnte, fielen dem



Angriff ein Scheinwerfer und ein halber Kotflügel zum Opfer.

Von allen Seiten angelte der Bär immer wieder nach mir, und nach jedem Mißerfolg richtete er sich mit wütendem Gebrüll auf und hieb auf den Jeep ein. Beide Scheinwerfer und Rücklichter waren schon erledigt, als er den Wagen wieder anzuheben versuchte. Zweimal schwebten die Vorderräder in der Luft, bevor er es aufgab. Jetzt verlegte er sich aufs Taktieren, umstrich langsam den Wagen, um mich zuerst ans eine Ende zu locken und dann plötzlich kehrtzumachen und nach mir zu langen. Einmal war mein Gesicht nur Zentimeter von seiner Hinterpfote entfernt, während er mit der Vorderpfote unter dem anderen Ende des Wagens herumtappte. Ich fand das so faszinierend, daß ich meine Angst vergaß und mir interessiert anschaute, wie diese Hinterpfote sich aus dem Staub hob und einen herrlichen Abdruck hinterließ. Unzählige Fragen bewegten mich, während ich dieses behaarte Bein so dicht vor meiner Nase hatte. Dann kam er dahinter, wo ich steckte, und ich mußte wieder ganz zur anderen Seite hinüberkriechen. Er richtete sich auf, und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, einen Blick zu riskieren, um zu sehen, wie das aus dieser Entfernung wirkte. Ich rutschte bis unter den Kühler und spähte durch das Loch, das die Stoßstangenhalterung hinterlassen hatte. Das war ein Fehler.

Im selben Moment brüllte der Bär wütend auf und hämmerte seine Pranke auf die Haube wie ein betrunkenen Stammtischbruder, der seinem Argument Nachdruck verschaffen will. Ich glaubte, der Jeep würde mitten auseinanderbrechen und mich dem Ungetüm schutzlos preisgeben. So etwa muß sich eine Maus fühlen, wenn eine Katze das Versteck über ihr auseinandernimmt. Während ich ganz ans hintere Ende des Wagens rutschte, schlug der Bär die Windschutzscheibe ein, und ich hörte den Schauer von Glassplittern innen auf den Wagenboden prasseln. Ich wartete auf das letzte gewaltige Aufheulen, bevor er den Wagen ganz zerschmetterte. Mehrmals schien jede Hoffnung zu spät, wenn es so aussah, als würde er den Rahmen einfach ins Chassis dreschen und mich darunter zerquetschen. Zum abschließenden Höhepunkt der Darbietung richtete er sich noch einmal zu seiner vollen Größe auf, hob den Wagen an einer Seite an und ließ ihn wieder fallen. Dann riß er die Kühlerhaube ab und ließ sie ins Unterholz segeln. Ich erwartete das Ende und dankte dem «Geist-der-sich-in-allemDingen-regt», daß ich so vieles hatte lernen und erleben dürfen. Aber da ließ sich der Bär auf alle viere herunterfallen und trottete davon. Ich sah ihm nach, wie er die Anhöhe hinauf zwischen den Bäumen verschwand. Noch nie hatte ich mit solcher Freude ein Tier weggehen sehen.

Nach einigen Minuten kroch ich unter dem Wagen hervor und sah mir die Bescherung an. Der Bär hatte wirklich ganze Arbeit geleistet. Es würde mich viele Stunden langweiliger Arbeit kosten, das Geld für die Reparatur zu verdienen, aber dieses Erlebnis war seinen Preis wert. Der Geruch des Bären in so unmittelbarer Nähe, das Geräusch, mit dem er seine Klauen wie Dosenöffner durch das Blech zog, seine riesigen Pranken, mit denen er die Haltebolzen der Stoßstange wie Streichhölzer abgerissen hatte – all das war für mich wie ein großes Wunder. Stundenlang untersuchte ich seine Spuren und vergegenwärtigte mir seine Aktionen noch einmal an der Gestalt und Beschaffenheit seiner Abdrücke.

Dann sah ich mir den Jeep wieder an. Vor der Weiterfahrt nach Westen mußte er auf jeden Fall wieder hergerichtet werden, und das hieß für mich zunächst einen Job annehmen. Zum Glück reichte seine Fahrtüchtigkeit noch aus, mich bis in die nächste Ortschaft zu bringen. Lange Zeit verbrachte ich damit, den ganzen Hergang zu rekonstruieren. Unter dem Jeep hatte meine ganze Welt aus dem hellen Streifen zwischen dem Wagenboden und der Erde bestanden, wo ich die Bärenatzen im Staub tanzen sah. Alles, was für mich während dieser Zeit von Bedeutung war, spielte sich in diesem schmalen Streifen ab. Noch während ich jetzt an meinem Jeep lehnte, hatte ich diesen schmalen hellen Streifen, der meine ganze Welt gewesen war, lebhaft vor Augen und war erfüllt von tiefer

Freude über dieses schlichte Wunder, lebendig zu sein. Ich hatte meine Grenzen überschritten und lebte noch. Nichts konnte aufregender sein als das, aber ich schwor mir, es nie wieder zu tun.

Es war allerdings nicht das letztemal, daß ich dem Tod um Haaresbreite entging. Etwa eine Woche später bestieg ich eine Felskuppel um eine bessere Aussicht zu haben. Ich wagte mich zu weit auf die glatte Wölbung vor und rutschte ab auf den Rand und den dahinterliegenden Abgrund zu. Ich spreizte alle viere und versuchte, irgendwo Halt zu finden, rutschte aber über den Rand und erwischte im letzten Moment gerade noch die etwas aufgebötelte Kante. Zu entsetzt, um zu schreien, hing ich da und versuchte, ein Bein wieder nach oben zu bekommen. Schließlich konnte ich mich mit einem Knie festklammern, um kurz zu verschnaufen und wieder etwas Kraft in meine gummiweichen Arme gelangen zu lassen. Ich schaute über die Schulter hinunter: senkrechte Felswand, von unzähligen Jahrhunderten in ihre jetzige zerklüftete Form gebracht, Geröllhalden am Fuß riesiger Monolithen, der Snake River ein silberner Faden, der alles verband.

Wäre das mein letzter Augenblick gewesen, ich wäre glücklich gestorben. Während ich über den Rand rutschte, erwartete ich, daß alle großen Augenblicke meines Lebens vor mir aufblitzen würden, solange der Sturz dauerte, aber ich erlebte nur einen dieser Augenblicke. Für einen Moment war ich wieder zehn Jahre alt und rutschte die Kuppel des Wasserturms hinunter. Damals erwischte ich den Rand nicht und erlebte die perfekte Vision eines Todessturzes — bis ich drei Meter tiefer auf die Laufplanke schlug. Damals wie jetzt war es verrückt, eine so gefährliche Stelle zu ersteigen, aber die besten Ausblicke waren immer mit den größten Risiken verbunden, und ich war stets bereit gewesen, den Preis zu zahlen.

## 20. *Der Hundekrieg*

Die Hunde der Pine Barrens hatten ihre Daseinsberechtigung. Sie waren die Wächter des Waldes und ernährten sich von ihm und den Müllgruben. Sie erduldeten im Winter Hunger und Kälte; im Sommer genossen sie die Wärme und den Überfluß, und von allen Seiten strömten den Rudeln Amateure zu. Sie waren Teil des großen Gesamtmusters; sie erfüllten eine Aufgabe und hatten ein Recht, hier zu sein. Aber einige Rudel hielten sich nicht an die ungeschriebenen Gesetze des Ganzen und begannen, Ansiedlungen zu überfallen. 1977 wurde es so schlimm, daß man einschreiten mußte.

Politiker, die vorwiegend wirtschaftlichen Interessen dienen, sorgen zusammen mit Spekulanten und Baufirmen seit Jahren dafür, daß die Pine Barrens Stück für Stück irgendwelchen Projekten zum Opfer fallen, und je mehr Menschen im Zuge dieser Vorhaben hier auftauchten, desto häufiger kam es zu Zusammenstößen mit den Hunden. Das Hauptrudel hatte sich im Laufe der Jahre immer tiefer in die Wälder zurückgezogen, aber es gab kleinere Gruppen von überwiegend wildgeborenen Hunden, die immer wieder aus dem Wald kamen und über Mensch und Tier herfielen.

Ich hatte mich schon früher, wenn Kinder oder Haustiere angefallen worden waren, an Hundejagden beteiligt und die Standorte der Hunde für die Polizei und die Scharfschützen ausfindig gemacht. Ich hatte selbst Hunde, und wenn ich auch stets mit gemischten Gefühlen an die Wildhunde der Pine Barrens dachte, besaßen sie doch meinen Respekt. Ich wollte sie nicht töten, aber sie ließen mir keine andere Möglichkeit.

Das Rudel, das ich jagen sollte, riß seit zwei Jahren immer wieder Schafe und versetzte einige Farmer in Angst und Schrecken. Die Polizei hatte es schon mit Gift und Fallen versucht, aber alles war fehlgeschlagen, und so wurde diese Jagd beschlossen. Der Tierschutzverein erschwerte die Sache, weil er auf Betäubungsgeschossen bestand, ohne natürlich die Tatsache zu bedenken, daß Betäubungsmittel exakt entsprechend dem Körpergewicht dosiert werden müssen. Stimmte man die Dosis auf den größten Hund ab, so würden die meisten anderen Hunde an einer Überdosis sterben; nahm man eine geringere Dosis, so würden die großen Hunde ungeschoren davorkommen. Man konnte einen angreifenden Hund ja schlecht im Unterholz anhalten, um sein Gewicht zu schätzen und dann das richtige Geschloß zu wählen. Die Leute, die solche Forderungen stellten, hatten noch nie einen wilden Hund gesehen und wußten nichts über sie. Sie gingen von der irrigen Vorstellung aus, es seien niedliche Haushunde, nur eben mit schlechten Manieren. Keiner von ihnen ahnte, wie anders die Wirklichkeit aussah. Dieses Rudel war regelrecht blutrünstig geworden und würde seine Stellung zu behaupten versuchen. Wie der Mensch hatten sie gelernt, aus Lust am Töten zu töten.

Ich begann die Spurensuche bei den Farmen, die am schwersten betroffen waren. Die südlichste dieser drei Farmen war seit fünf oder sechs Wochen von den Hunden verschont geblieben, aber auf der nördlichsten betrug der Verlust an Schafen schon achttausend Dollar. Der Farmer wirkte verbittert und entmutigt, als ich mit ihm sprach. Er erzählte mir genau, wie das gewesen war, als er am Morgen auf die gerissenen und zum Teil noch nicht ganz toten Schafe gestoßen war, die wie Opfer eines furchtbaren Verkehrsunfalls herumlagen. «Und sie haben nur eins oder zwei wirklich gefressen», fuhr er empört fort. «Die übrigen haben sie einfach nur so zum Spaß gerissen.» Ich hatte die Polizeifotos der verstümmelten Schafe gesehen und konnte mir seine Gefühle lebhaft vorstellen.

Die Farm in der Mitte war am schwersten heimgesucht worden. Die Frau kam aus dem Haus, als sie mich über die Spuren gebeugt sah, und bot mir jede Hilfe an, die zur

Vernichtung des Rudels beitragen konnte. Die Hunde hatten die Katzen und den Hofhund getötet, und sie und ihre Kinder haßten diese Tiere leidenschaftlich. Sie erzählte, wie sie die Hunde zu vertreiben versucht hatte, als diese die Katze neben der Veranda gestellt hatten. Sie ignorierten ihren Besen einfach und trieben die Frau ins Haus zurück, bevor sie die Katze zerfetzten. Dann berichtete sie, wie sie den blutenden Körper des Familienpudels noch vergeblich in die Stadt zum Tierarzt gefahren hatten. Sie war außer sich über diese Hunde.

Sie hatten auch ihr Pferd angefallen, ihm den Bauch aufgerissen und das Fleisch von den Hinterläufen gefetzt; so hatte das Tier die ganze Nacht draußen gelegen, und erst als man es am Morgen fand, erhielt es den Gnadenschuß. Und schließlich waren die Hunde auch noch auf die Menschen losgegangen. «Sie kommen bis auf die Veranda und heulen und bellen. Sie schleichen die ganze Nacht ums Haus. Die Kinder haben Angst, ins Bett zu gehen.» Und die Kinder besaßen allen Grund, Angst zu haben. Einmal war der Sohn draußen überrascht worden und konnte gerade noch das Haus erreichen, während die Hunde schon nach seinen Fersen schnappten. Er stürzte durch die Windfangtür ins Haus, und der erste Hund prallte gegen die Scheibe, so daß sie zersplitterte. Die Frau sagte, sie habe fünf Schüsse durch die Tür gefeuert, den Hund aber leider nicht getroffen. Auch ihren Mann hätten die Biester gejagt und eine Stunde lang auf einem Baum festgehalten, bis die Polizei eintraf. Einer der Hunde war sogar auf einen Polizisten losgegangen, aber der konnte ihn mit der Handlampe erschlagen. Schließlich hatten sie noch ein Kalb einfach so zum Vergnügen getötet und zerrissen.

«Sie lassen uns einfach nicht in Ruhe», sagte die Frau, und ihrer Stimme war die lange Nervenanspannung anzuhören. Dann fragte sie mich, ob ich die Hunde töten würde, und ich erwiderte, ich versuchte nur, sie aufzuspüren, was dann zu geschehen habe, müsse die Polizei entscheiden. Sie wirkte enttäuscht und sagte, sie würde gern dem größten Hund einen ordentlichen Tritt versetzen. Ich verspach zu sehen, ob sich das machen ließe, hatte aber in Wirklichkeit natürlich nicht die Absicht, eine Hundeleiche herzu-schleppen, schon gar nicht die Leiche eines sehr wahrscheinlich von allerlei Krankheiten befallenen Wildhundes. Ich kannte diese Tiere, wußte, daß sie ausgehungert waren, Infektionskrankheiten hatten und von Zecken und Geschwüren übersät waren. Mit ziemlicher Sicherheit war überdies damit zu rechnen, daß manche von ihnen die Tollwut hatten.

Die südlichste Farm lebte jetzt zwar schon wochenlang wieder in Ruhe, aber auch hier waren die Haustiere angegriffen worden. Der Familienschäferhund hatte sich der marodierenden Meute entgegengestellt und war getötet worden. Die anderen Hunde und Katzen waren gebissen worden, und nachts hatte der Terror alle in Atem gehalten. Niemand hatte eine Ahnung, woher die Hunde kamen und wohin sie verschwanden.

Bei der dritten Farm waren kaum noch Spuren zu erkennen, dafür fand ich ausgetretene Pfade, die die drei Farmen miteinander verbanden, und alle diese Pfade führten früher oder später zur selben Stelle: einem Loch im Zaun um ein militärisches Sperrgebiet. Kein Zweifel, daß die Hunde dort drinnen waren, und ich stieg ihnen nach und überlegte, was ich der Militärpolizei sagen würde, falls sie mich erwischte. Der Pfad führte am Rand einer Cförmigen Müllgrube entlang, dann zwischen Bäumen ein Stück aufwärts und hinab in eine Senke, eine Art natürliches Amphitheater. Die Hunde hatten ihr Quartier ganz unten in einer von Bäumen geschützten Mulde. Ich blieb nicht dort, um ihr Kommen und Gehen zu beobachten, sondern erstattete der Polizei Bericht, und wir erhielten vom Standortkommandanten die Erlaubnis, das Gelände zu betreten.

Ich hatte kaum Zweifel, daß die Hunde tollwütig waren und der Tod für sie eine Erlösung bedeuten würde. Tollwut ist eine entsetzliche Folter, bei der das Tier in seiner Qual hilflos um sich beißt. Begleitet von drei meiner Ex-Pfadfinder, alle mit Gewehren

bewaffnet, ging ich am nächsten Morgen zur Müllgrube. Die Polizei hatte mir erlaubt, meine eigenen Leute mitzubringen. Ich erinnerte mich nur zu gut an eine Hundejagd, bei der ich als Fährtsucher half, als ich sechzehn war – ein wildes, regelloses Geballer, bei dem nur durch ein Wunder kein Mensch zu Schaden kam. Das wollte ich nicht noch einmal erleben, und vor allem wollte ich nicht derjenige sein, der die Tiere aus ihrem Versteck in einen Kugelhagel trieb, dem ich selbst dann auch ausgesetzt war.

Die Hunde lagen jetzt in meiner Verantwortung, und ich mußte handeln. Sie hatten ihre Aufgabe, und ich hatte meine. Ich ging jenseits der Müllgrube einen Abhang hinauf in den Wald. Der große Leithund sah mich und tauchte sofort zwischen die Bäume. Ich beobachtete die Hunde eine Weile und kehrte dann zum Jeep zurück, um Köder auszulegen. Kurz darauf kamen die Hunde in vollem Lauf über die Hügelkuppe den Abhang herunter. Wir eröffneten das Feuer, bevor sie ganz unten waren. Zwei drehten sofort ab, die übrigen griffen an. Ich sah einen meiner Helfer dreimal auf denselben Hund schießen und dreimal treffen, ohne daß das Tier zusammenbrach. Schließlich mußte er ihn sogar noch mit dem Gewehrkolben niederstrecken. Die Hunde überrannten uns förmlich. Einige von ihnen wandten sich um und liefen zurück in den Wald. Von denen, die an uns vorbeiliefen, wurden noch vier von der Polizei erlegt, doch etliche verschwanden im Unterholz, wo alle Vorteile auf ihrer Seite waren.

Als wir wieder aus dem Wald kamen, mußten wir feststellen, daß wir noch mit ganz anderen Schwierigkeiten zu rechnen hatten. Nach Aussage eines Reporters stand zu erwarten, daß der Tierschutzverein mich wegen der Tötung der Hunde verklagen würde. Ich war verletzt und ärgerlich. Ich konnte diese Leute nicht verstehen. Sie taten so, als tötete ich die Hunde aus sadistischer Freude. Es war harte, schmutzige Arbeit, und sie gefiel mir gar nicht. Aber ich glaubte, daß sie getan werden mußte — man konnte die Hunde unmöglich frei herumlaufen und ihre Blutgier stillen lassen. Die Alternativvorschläge waren geradezu lächerlich. Man konnte diese Tiere nicht in Fallen fangen oder vergiften. Es war nicht einmal sicher, ob unsere Jagd erfolgreich sein würde. Den ganzen Vormittag waren wir nicht mehr zum Schuß gekommen, und auch am Nachmittag umschlichen uns die Hunde in weiten Kreisen. Der Tierschutzverein wollte, daß wir sie in Netze trieben. Der Anwalt so hieß es, wollte mich dafür verklagen, daß ich die Jagd organisiert hatte, obwohl ich dafür eine schriftliche Genehmigung des Polizeichefs besaß; außerdem wollte man mich dafür zur Verantwortung ziehen, daß die Hunde nicht fünf Tage unter Beobachtung gehalten wurden, bevor man sie tötete. All das erschien mir geradezu aberwitzig – aber das war mit den meisten Dingen so, die ich außerhalb des Waldes erlebte.

Vor Gerichten hatte ich einen ganz besonderen Horror. Keine andere öffentliche Institution ist so undurchschaubar und beängstigend wie die Justiz. Selbst Menschen, die den Umgang mit Institutionen gewohnt sind, wagen sich ins Gericht nur in Begleitung eines Anwalts, der ihnen erklärt, was da vorgeht. Und einen Anwalt beauftragen zu müssen war allein schon eine recht zweischneidige Sache, denn diese Leute müssen von Berufs wegen verschlagen sein, und man fühlt sich wie eine Henne, die sich mit dem Fuchs verbündet. Als ich daher von dem Gerücht hörte, war mein erster Impuls, meinen Kram zu packen und zu verschwinden.

Aber so einfach ging das nicht. Wenn ich mich einschüchtern ließ, obwohl ich wußte, daß ich richtig handelte, würde ich für alles Weitere die Verantwortung tragen. Stellte ich die Jagd ein, bis ein Gerichtsentscheid vorlag, so wären die Hunde längst weg, und ich würde ihre Fährte erst wieder finden, wenn sie erneut zugeschlagen hatten. Wenn ich die Hunde jetzt laufen ließ, war ich für jeden Schaden verantwortlich, den sie in Zukunft anrichteten. Früher oder später würde ihnen wahrscheinlich ein Kind zum Opfer fallen. Erst

kürzlich hatte ein braver Haushund ein Baby aus dem Wagen gezerzt und wollte es nicht mehr loslassen, selbst als zwei Männer auf ihn einschlugen. Das Kind überlebte, aber ich wünsche niemandem die Erinnerung, mit der seine Mutter nun lebt. Ich verstand die Gefühle all dieser Opfer nur allzu gut, war ich doch selbst diesen Zähnen oft so nahe gewesen. In den Fängen eines wilden Hundes wäre das Baby verloren gewesen. So etwas durfte auf keinen Fall passieren.

Der Leithund, der seine Position allein seiner Größe verdankte, und der zweite in der Rangordnung, der viel gerissener und gefährlicher war und den Leithund ständig herausforderte, waren entkommen. Vielleicht hatte die Rivalität zwischen den beiden Anführern dieses Rudel so verdorben. Vielleicht waren all die Entgleisungen nur Ausdruck dieses Machtkampfs, bei dem jeder der beiden den anderen an Tollkühnheit und Bössartigkeit zu übertreffen suchte. Der Kampf und all seine bösen Auswüchse würden weitergehen, solange beide am Leben waren.

Wenn ich jetzt zögerte, würden die zwei untertauchen. Sie würden die Überlebenden des Rudels bei ihrem Stützpunkt sammeln und sich bei Anbruch der Dunkelheit einen neuen suchen. Sie wären dann fürs erste verschwunden, selbst wenn der Richter am nächsten Tag alle Klagen abwies. Mir blieb nichts anderes übrig, als die Arbeit jetzt zu Ende zu bringen. Ich nahm mein Gewehr und ein gefülltes Magazin und kroch den Hundepfad entlang zum oberen Rand des Amphitheaters. Unterdessen ging der Mond auf, und wenn er ganz am Himmel stand, würden sie über den Rand der Senke in vollem Lauf den Weg herunterkommen.

Ich kroch so weit vor, bis ich unten in der Mulde ihr Knurren hören konnte. Dann schlüpfte ich seitwärts ins Gebüsch und wartete. Ich lauschte in die Nacht – die Insekten, die Tiere, der Wind. Alles schien in eins zu verschmelzen, die dicke Lage von Kiefernadeln, die ich unter mir spürte, war nichts anderes als der schwere Hundegeruch in der Luft. Ich hatte mich gegen den Wind angepörscht und zudem meinen Körper mit stark riechenden Kräutern eingerieben, damit sie mich nicht witterten. Wollte ich sie alle erwischen, dann durfte keiner mich bemerken, bevor es zu spät war. Jeder Hund, der mir entwich, konnte mir dann auf dem Rückweg auflauern, und es bestand kein Zweifel, daß er es tun würde. Dieses Rudel besaß die gleiche militärische Präzision, wie ich sie damals bei dem Rudel am Hundebaum erlebt hatte, und wie geschickt Hunde einen Hinterhalt legten, hatte ich schon mehrfach beobachtet. Das leise Kratzen der Klauen auf dem felsigen Rand der Mulde ließ mich aufhorchen, und schon flogen die Hunde durch die Nacht auf mich zu.

Lautlos wie Gespenster jagten sie dahin, und ich sah von ihnen nicht mehr als die Augen und einen vagen Umriß. Ich hatte mich aufgerichtet und nahm sie, wie sie kamen. Der Leithund erwies sich als unglaublich zäh. Erst die fünfte Kugel ließ ihn vor meinen Füßen zusammenbrechen, und während ich weiterfeuerte, wälzte er sich mit letzter Kraft so nah heran, daß er mir die Zähne in die Stiefel schlagen konnte. Ich trat ihn weg und schoß weiter, und erst später hatte ich Zeit, über die wahnsinnige Kraft dieser Wut zu staunen, so schnell ging jetzt alles. Der einzige Gedanke, an den ich mich erinnern kann, war die Frage, ob ich genügend Munition hatte – und dann plötzlich Totenstille, so still, daß sie wie ein brüllendes Echo war. Beinahe hätte ich die Trittgeräusche auf dem gegenüberliegenden Hang nicht gehört.

Der zweite Leithund war einer der letzten, die aus der Senke gekommen waren, und offenbar hatte er gleich begriffen, was ihm da blühte, und kehrtegemacht. Von all diesen Hunden war er der gefährlichste, und ihn wollte ich auf keinen Fall entweichen lassen, selbst wenn ich ihm in der Dunkelheit mit dem Messer nachstellen mußte. Ich schoß, kurz bevor er drüben zwischen den Bäumen verschwand, und erlegte ihn mit der ersten Kugel. Der

große Leithund hatte sich am Ende als der wahre Anführer des Rudels erwiesen, doch dieser zweite war ein Überlebenskünstler. Ich bewunderte ihn wegen seiner Schläue, aber er durfte nicht entkommen, um irgendwo anders wieder eine Blutmeute um sich zu versammeln.

Einen Augenblick blieb ich noch stehen, schaute auf die verstreut daliegenden Hundekörper und wünschte mir, ich müßte nicht zu ihnen hingehen. Aber ich ging und gab denen, die noch nicht ganz tot zu sein schienen, den Gnadenschuß. Ich konnte kaum hinsehen. Sie waren ausgemergelt und krank, weil sie unter unsäglich harten Bedingungen gelebt hatten. Sie waren übersät mit aufgebrochenen Wunden und daumennagelgroßen Zecken. Ihre Ohren waren ein Brei aus Milbenlarven und schwärenden Wunden. Der Leithund hatte an der Seite einen Abszeß, der ihn beim Laufen sicher rasend gemacht hatte. Schwer zu sagen, weshalb sie zu einer Mordbande geworden waren – wegen ihrer wahnsinnigen Schmerzen, durch den ewigen Hunger, aus Vergnügen oder aufgrund von Rivalitätskämpfen. Es war jetzt auch gleichgültig. Ich fühlte mich weder als Rächer, noch hatte ich Gewissensbisse. Es war ein harter Job gewesen, und ich hatte ihn erledigt, aber ich hoffte, ich würde es nie wieder tun müssen. Ich schleppte die Körper hinunter zum Sumpf, und der Morast verschluckte sie. Ich sah ihnen nach, wie sie langsam versanken. Ein so weiches Lager hatten sie im Leben gewiß nie gehabt.

Am Morgen würde ich wohl meine Vorladung bekommen, doch ich hatte getan, was ich für richtig hielt. Und wenn das für Unrecht befunden wurde, war ich bereit, die Strafe auf mich zu nehmen. Als der letzte Hund versunken war, nahm ich mein Gewehr und ging langsam zurück, den Hang hinauf. Das Aufspüren der Hunde und das Anpirschen waren schwierig gewesen; ich hatte mein ganzes Können aufbieten müssen und konnte mit dem Ergebnis zufrieden sein. Aber es lag nichts Erhebendes darin, keine Genugtuung und Freude.

Das konnte doch nicht die Aufgabe sein, für die ich eine so lange Schulung durchlaufen hatte. Aber wo war mein Platz im Plan der Dinge? Als ich mich noch einmal umschaute, wußte ich: Dies war nicht mein Platz und nicht meine Aufgabe. Der Morgen graute, als ich den Jeep erreichte, und die ersten Vogelstimmen waren zu hören, doch dann rötete sich der Himmel, und während ich losfuhr, der Verheißung von etwas Besserem entgegen, ging die Sonne auf.

## **21.**

### **Die Suche**

Vermißtensuche ist zermürbende Arbeit. Schneller als ein Hund, der einer Witterung folgt, hetze ich an der Fährte entlang, und ich bin schon mehrfach bei einer Suche zusammengebrochen, weil die Faszination der Fährte mich nicht auf meine Kräfte achten ließ. Die Fährte erstreckt sich vor mir wie etwas, das sich plötzlich auflösen könnte, und ich hefte mich an sie wie ein Besessener, aber mit voller Konzentration. Für nichts anderes ist dann mehr Platz in meinem Bewußtsein als für diese Fährte und den Menschen an ihrem Ende.

Meist drängt die Zeit. Ich werde selten hinzugezogen, bevor Hunderte von Helfern alles erfolglos abgesucht und sämtliche Spuren zertrampelt haben, und dann kostet es mich die größte Mühe, jenseits der Sucherkette den ersten Abdruck zu finden. Von da an läuft alles reflexartig und wie von selbst. Ich gehe von Abdruck zu Abdruck; wo der nächste nicht gleich zu finden ist, erkenne ich aus den übrigen, wo er sein muß; langsam tritt die Persönlichkeit des Vermißten aus den Spuren hervor, und ich lese den Energiestrom, der sich durch die Tiefe der Abdrücke zieht. Manchmal ist die Suche schwierig, und manchmal stehe ich am Ende der Fährte nur noch vor einer Tragödie. Doch meistens führt die Suche zur Rettung eines verirrtten Jägers, einer Familie, eines Kindes.

Nichts in der Welt ist dieser Freude vergleichbar, einen Menschen lebendig aufzufinden, den alle anderen schon aufgegeben haben. Sooft ich das erlebe, empfinde ich diese Freude und Genugtuung genauso stark wie beim erstenmal, aber es gibt einen Fall, der aus allen anderen herausragt, denn am Ende dieser Suche fand ich mich selbst.

Das war im Frühjahr 1977. Die letzten zehn Jahre, so schien es mir, war ich unentwegt gefragt worden, weshalb ich nicht aufs College ginge, weshalb ich keine regelmäßige Arbeit hätte, weshalb ich meine ganze Zeit damit verschwendete, in den Pine Barrens herumzulaufen – und ich begann ernsthaft zu überlegen, ob ich mein Leben vielleicht tatsächlich vergeudete. Vielleicht verwechselte ich ja einfach nur ein faszinierendes Hobby mit einer Lebensaufgabe. Wie manche Leute mir gern unter die Nase rieben, war ich nicht nur kein reicher oder berühmter Mann, sondern hatte nicht einmal das Übliche erreicht. Ich hatte keinen Job, kein Haus, keine Familie, keine Lebensversicherung, nicht einmal eine lenkbare Rasenmäähmaschine zum Draufsitzen. Ich fragte mich wirklich, worin der Sinn meines Lebens wohl bestehen mochte. Die Fährte eines Menschen, den ich Tommy nennen will, änderte all das.

Tommy war ein fünfjähriger Junge, der im Körper eines Mannes lebte. Er zählte einunddreißig Jahre, schien sich aber seit seinem fünften Lebensjahr geistig nicht weiterentwickelt zu haben. Picknicks liebte er über alles. Er ging so gern mit seinem Vater in den Wald, und der wurde allmählich zu alt für solche Unternehmungen. Eines Samstags packte Tommy sich ein Lunchpaket, zog zwei Hosen und zwei Pullover an und nahm noch ein Ersatzhemd und ein Paar Reservestiefel mit. Außerdem klemmte er sich seine Lieblingsplatten unter den Arm, um sie zu hören, falls er sich einsam fühlte.

Am späten Nachmittag waren bereits ein Team einer Spezialeinheit der Polizei, ein Hubschrauber, zwei Hundemeuten und tausend Polizisten, Soldaten und freiwillige Helfer im Einsatz. Die Zeitungen berichteten über den geistig zurückgebliebenen Mann und spekulierten über seine Chancen, falls die Temperatur fiel oder es zu regnen begann. Es war Anfang Mai, aber ein Wetter wie Ende März, und manchmal gab es sogar noch Frost. An einem der nächsten Tage regnete es. Am vierten Tag wurde Tommy inoffiziell bereits aufgegeben. Es sei höchst unwahrscheinlich, wurde getuschelt, daß ein Fünfjähriger bei solchem Wetter vier Nächte überleben würde. Ich glaube, die Polizei hatte sich schon



so sehr daran gewöhnt, Tommy als «Kind» zu betrachten, daß sie ganz vergaß, daß sein Körper beträchtlich älter und kräftiger war als sein Verstand.

Ich erfuhr am Mittwoch morgen von der Suche und rief bei der Polizei an, um meine Hilfe anzubieten. Ich erhielt Anweisung, mich bei einem Captain zu melden, und als ich diesem Mann sagte, ich sei ein Fährtsensucher, sah er mich an, als wäre ich eine Hexe auf einem Besen.

«Sie sind also der große Fährtsensucher, der diesen Jungen finden und uns alle als blutige Anfänger hinstellen wird», sagte er mit einem sarkastischen Lächeln. «Sie können sich ruhig umsehen, aber finden werden Sie gar nichts: Da draußen haben tausend Männer alles durchkämmt, und es wird bald saumäßig gießen.»

«Zeigen Sie mir doch einfach, wo Sie die Fährte verloren haben», erwiderte ich.

Er sah mich verdattert an. «Ich kann Ihnen zeigen, wo er unserer Ansicht nach hin ist.» Er breitete eine Karte vor mir aus, auf der das Haus eingezeichnet war. Das Gelände südwestlich des Hauses und die Kiesgrube waren gründlich abgesucht worden. Ich sagte, ich müsse zuerst Schuhe von Tommy sehen und mit seinen Eltern sprechen, und der Captain teilte mir einen Streifenpolizisten als Begleitung zu.

Tommys Vater schwankte zwischen Hoffnung und Verzweiflung. Er sagte, Tommy fürchte sich vor Fremden und lief sicherlich vor den Suchtrupps weg — falls er noch am Leben sei. Ich bat den Sergeant, mir Tommys Spuren zu zeigen, aber es stellte sich heraus, daß niemand irgendwelche Spuren entdeckt hatte. Sie führten mich zu einer Sandstraße. Ganz selbstverständlich hatten alle angenommen, daß Tommy in diese Richtung gegangen sei, und zwar einfach deshalb, weil sie selbst es so gemacht hätten. Ich wäre nicht in diese Richtung gegangen.

Es fing an zu regnen, und der Polizist sagte, er werde im Wagen warten. Ich nickte und ging zum Haus zurück. Hinter dem Haus suchte ich in Zickzacklinien das Gelände ab und stieß auch bald auf die erste Spur. An dem seltsamen Widerspruch zwischen der Schuhgröße und dem kindlich hüpfenden Gang war Tommys Fährte zweifelsfrei zu erkennen. Die Spuren entfernten sich im rechten Winkel von der Straße und dem ganzen durchkämmten Gebiet. Sie führten in den dichten Wald hinter dem Haus, wohin Tommy oft mit seinem Vater einen Picknick-Ausflug gemacht hatte, bevor dieser so seltsam klein und langsam geworden war.

Es wurde eine vom Anfang bis zum Ende sehr schwere Fährtsensuche. Der Wald war dicht und das Unterholz noch schlimmer. Dornenranken verbanden das Gestrüpp zu einem hüfthohen Filz. Hätte ich mich an die Wildwechsel halten können, so wäre ich zumindest kriechend schnell vorangekommen, aber ich mußte bei den Spuren bleiben, und diese Spuren waren besonders schwer zu einer Fährte zusammenzusetzen.

Ich mußte eine neue Logik finden, um ein Bild von dieser Fährte als Ganzer zu gewinnen. Die Logik einer Fuchs-, Kaninchen- oder Otterfährte ist leicht zu verstehen. Neugier, Launen und der Wunsch nach Abwechslung scheinen für diese Tiere keine große Rolle zu spielen, und wenn man das Gelände überblickt, ist es leicht herauszukriegen, wohin das Tier sich wenden wird, weil es dort Nahrung oder Wasser oder einen guten Ruheplatz findet. Bei einem fliehenden Menschen ist es noch leichter. Welchen Weg er durch den Wald nimmt, hängt von seiner Persönlichkeit ab, aber entweder geht er durch dick und dünn, oder er sucht nach der schnellsten Möglichkeit, ein Hindernis zu umgehen. In beiden Fällen heißt seine ganze Logik: Flucht, und der schnellere Weg wird dem leichteren vorgezogen. Tommys Logik bestand jedoch aus einer verwirrenden Mischung von konsequentem Pragmatismus und irrigen Annahmen. Manchmal begann er mit irgend etwas, ohne zu wissen, wie er es zu Ende bringen sollte, und seine Spuren waren dann ein unentwirrbares Labyrinth – bis mir irgendwann dämmerte, daß seine Spuren im Grunde meinen sehr ähnlich waren. Alle paar Schritte bogen sie ab zu irgend etwas

Interessantem. Er war eine Mischung aus Vernunft und Launen, die schwer zu durchschauen war, und die Spuren zu analysieren, kostete mich ebensoviel Zeit, wie sie zu finden.

Ein glücklicher Umstand, der mir zur Hilfe kam, bestand darin, daß der Boden feucht und fest genug war, um die Spuren trotz des ununterbrochenen Nieselregens lange genug zu erhalten. Ein Wolkenbruch würde sie wohl ausspülen, aber bei diesem Wetter hatten sie immerhin schon vier Tage überstanden. Um vier hatte ich mit der Suche begonnen; als ich wieder aus dem Wald kam, dämmerte es bereits. Der Regen wurde jetzt stärker, und ich war schon völlig durchweicht. Ich befand mich jetzt auf sehr weichem Grund, in dem die Spuren schnell verschwammen. Am Morgen konnte hier schon alles völlig ausgewaschen sein, deshalb mußte ich jetzt der Fährte unbedingt noch bis auf festeren Grund folgen. Ohne einen guten Abdruck, der am Morgen noch da sein würde, konnte es mich Tage kosten, die nächsten lesbaren Spuren zu entdecken.

Vom Waldrand aus erblickte ich einen alten Hühnerstall, und als ich hineineinschaute, sah ich, daß im Stroh jemand gelegen hatte. Auf den letzten hundert Metern erkannte ich an Tommys leicht schlurfender Gangart, daß er recht müde gewesen sein muß, und die Spuren verrieten mir auch, daß er am Samstag nachmittag gegen vier Uhr den Hühnerstall gefunden und ein paar Stunden geschlafen hatte. Er war klein, aber recht stämmig. Die Zehen setzte er beim Gehen in unregelmäßigen Winkeln nach außen. Er besaß keinen kraftvollen Schritt, doch es lag die Ausdauer der Faszination darin, und wenn er ein lohnendes Ziel vor Augen hatte, konnte er über erstaunlich lange Strecken beherzt ausschreiten. Hier und da verlor er Teile seiner Ausrüstung, aber in dem Hühnerstall hinterließ er nichts. Ich kroch wieder heraus, suchte außerhalb des Bretterverschlags nach frischen Spuren und entdeckte sie auch auf Anhieb. Sie führten nach Süden.

Das Licht wurde schwächer, und ich machte mir Sorgen. Vom Hühnerstall aus fiel das Gelände langsam ab in ein Gebiet von Sumpfwiesen, durch die ein Bach floß. Wenn es weiterregnete, würde der Boden dort unten zu sehr aufweichen, um die Spuren noch halten zu können, und dann mußte ich am nächsten Tag auf dem nächsten Stück festem Grund lange und mühsam nach der Fährte suchen. Könnte ich heute noch einen Abdruck finden, den der Regen nicht verwischen würde, dann wäre alles in Ordnung. Doch das Licht schwand jetzt rapide, und ich machte mich in größter Eile wieder an die Arbeit. Je schlechter das Licht wurde, desto weiter mußte ich mich herunterbeugen.

Ich bewege mich im Wald sehr oft auf allen vieren. Häufig ist das einfach die beste Art voranzukommen. Die Tiere legen im Laufe der Zeit regelrechte Tunnels durch das Unterholz an, in denen man leicht vorwärts kommt, ohne ständig hängenzubleiben. Man spart eine Menge Kraft, wenn man sie benutzt, aber man muß gebückt gehen und manchmal kriechen. Nach einer Weile wird es einem zur Gewohnheit. Ich hüpfte dann wie eine halbirre Kröte den Pfad entlang von einer Spur zur nächsten. Dann wieder hetze ich wie ein Hund daher, um plötzlich ruckartig anzuhalten, weil irgend etwas in meinem Gesichtsfeld sich im Netz langer Schulung und Erfahrung verfangen hat. Wenn ich lange genug schaue, finde ich stets heraus, was es ist.

Der Wegabschnitt bis zum Bach war ziemlich problemlos, wenn ich auch immer langsamer gehen mußte. Am Bach stieß ich auf Tommys Schätze. Hier war offenbar sein Lagerplatz gewesen. Ich betrachtete die abgebrochenen Farnwedel. Er liebte besonders die jungen, noch eingerollten Blätter, und ich hatte auf dem ganzen Weg immer wieder mal eins neben seiner Fährte entdeckt. Wo immer ein Abdruck einen ungewöhnlichen Winkel hatte, konnte ich sicher sein, daß er sich zur Seite gebückt hatte, um im Vorbeigehen solch ein Farnblatt zu pflücken. Diese Art zu wandern und alles im Flug zu erhaschen, gefiel

mir ganz besonders an ihm.

Vom Hühnerstall weg hatten seine Schritte etwas Verwirrtes und Stolperndes gehabt, und ich sah ihn direkt vor mir, wie er verstört aus einem schrecklichen Traum aufgewacht war, einem Traum von einem Picknick, bei dem er sich verirrt. Seine Fährte wandte sich ratlos hierhin und dorthin, und alle paar Schritte blieb er stehen, wie um jemanden, der nicht da war, um Hilfe zu bitten. Sicher hatte er sich dabei gut zugeredet, keine Angst zu haben, und daß sein Daddy kommen und ihn suchen würde. Eine Weile war er ganz von diesem Gefühl überwältigt, sich verlaufen zu haben, und sein Gang hatte etwas Schleppendes. Aber er geriet nicht in Panik. Vielleicht setzte er sich einmal entmutigt hin und weinte, aber er verzweifelte nicht.

Ich hoffte inständig, ihn noch lebend anzutreffen, denn ich liebe Menschen, die ihre Verzweiflung überwinden und schon fünfzig Meter weiter wieder hüpfen können. Offenbar fand er sich damit ab, daß er sich verlaufen hatte, vertraute alles übrige seinem Vater an und machte sich ganz unbeschwert daran, die Gegend weiter zu erkunden. Ein ganzes Stück legte er im Laufschrift zurück, aber er wurde schnell müde, und dann strich er wieder lange in unregelmäßigen Windungen durch die Niederung. Seine Fußabdrücke wurden immer schwächer, zeigten aber zumindest für eine Weile einen ziemlich gleichmäßigen Verlauf.

Inzwischen mußte ich die Spuren immer häufiger mit den Fingern ertasten, wie ich es mit Rick damals bei der Fährte des Kaninchenkönigs gemacht hatte. Der Regen weichte sie auf und war drauf und dran, sie einzuebnen. Ich dachte gerade, daß ich die Fährte nun bald verlieren würde, als sie plötzlich abbog und sehr zielstrebig auf höheres Gelände mit festem Boden zusteuerte. Ausgekühlt und müde, von Dornen zerkratzt und mit Schlamm bedeckt, kroch ich den Spuren nach. Was Tommy an einem ganzen Tag unternommen hatte, mußte ich in wenigen Stunden nachvollziehen, und das zu einem großen Teil auf allen vieren. Es war Nacht geworden, als ich die letzten Spuren die Anhöhe hinauf ertastete, ganz vorsichtig mit den Fingerspitzen über den Boden gleitend, wie Stalking Wolf es mir gezeigt hatte. Da ich Tommys ungefähre Schrittlänge mittlerweile kannte, konnte ich immer entsprechend weit vorausgreifen und dort in einem Kreisbogen nach dem nächsten Abdruck tasten. Die Zehen drückten sich tief ein, weil es aufwärts ging, und ich kam recht schnell voran.

Ich war müde und wollte endlich aufhören, aber ich brauchte einen sehr festen Fußabdruck den der Regen nicht vollständig auswaschen konnte. Schließlich brach ich keuchend, ganz in der Nähe der Sandstraße, bei einer Fußspur zusammen, die meiner Vorstellung entsprach. Die Polizei hatte angenommen, er wolle ausreißen – warum, das wußte allerdings niemand zu sagen –, und deshalb zweifelte niemand daran, daß er auf der Straße gegangen war. Er hatte die Straße jedoch erst nach vielen Umwegen und mehr durch Zufall erreicht. Die Straße war ihm zwar vertraut, aber hier gab es nicht annähernd soviel zu sehen wie im Wald daneben, und dort war er rumgelaufen. Ich verstand ihn nur zu gut. Ich hätte es selbst nicht anders gemacht, und ich erkannte an seinen Spuren die Begeisterung für kleine und alltägliche Dinge wieder, die auch meine Wege kennzeichnet. Es war, als sei ich mir selbst auf der Spur.

Ich war mir ganz sicher, daß die Fährte, die ich am nächsten Morgen aufnehmen würde, schon nach fünfzig Metern wieder von der Straße abschweifte. Jedenfalls hatte ich jetzt erst einmal einen dauerhaften Abdruck. Er war drei Tage alt, und er würde mich zu ihm führen, falls er die Nacht überlebte. Ich war überzeugt, daß er noch lebte und daß seine Chancen viel besser standen, als die Polizei glaubte. Er war in der Lage gewesen, sich eine Zuflucht zu suchen, und er hatte ein paar von seinen Broten gegessen, so daß der Hunger sicher ein Problem, aber keine Bedrohung war. Er saugte gern an

den Farnblättern, die er pflückte, und wenn der Hunger groß genug war, würde er sicher auf die Idee kommen, sie zu essen. Was ihm aber am meisten helfen würde, waren seine Zuversicht und sein fast beneidenswerter Blick für das Wunderbare. Vielleicht bedrückte es ihn, daß er sich verlaufen hatte, aber das konnte seine Freude an den Dingen offenbar nicht mindern. Hoffentlich fand er eine Unterkunft und etwas zu essen.

Ich markierte die gegenüberliegende Straßenseite und ging zurück zu der Stelle, wo er seine Sachen gelassen hatte. Da lagen seine Verpflegung und seine Kleidung, und die Schallplatten waren säuberlich gestapelt. Er hatte die Sachen nicht einfach fallen lassen, sondern ordentlich abgelegt, offenbar um sie später zu holen, wenn er sich erst orientiert hatte. Außer den wenigen hilflosen Schritten vor dem Hühnerstall entdeckte ich keinerlei Hinweise auf Panik oder Verzweiflung. Ich kannte nicht viele kluge und gebildete Leute, die sich so gut in diese Situation gefunden hätten.

Ich überlegte, ob es vielleicht besser wäre, die ganze Nacht weiterzumachen. Ich konnte dabei vielleicht fünfhundert Meter schaffen, aber das wäre bei Tageslicht nur eine Stunde Arbeit. Im übrigen waren die letzten Spuren, die ich gefunden hatte, immer noch vom Samstag, ich war ihm also noch keineswegs dicht auf den Fersen. Daher raffte ich mich auf, nahm seine Sachen und brachte sie zur Identifikation seinem Vater.

Der bestätigte, daß es Tommys Sachen waren, und er sah mich an, als bereitete er sich darauf vor, daß ich ihm mitteilen würde, ich habe sie neben der Leiche gefunden. Aber seine Augen sagten, daß sein Vatergefühl noch nichts von Tommys Tod wußte und daß er an seine sichere Rückkehr glauben würde, bis sein Herz ihm etwas anderes sagte. Ich erzählte ihm alles, was ich herausgefunden hatte, und fügte hinzu, ich sähe gute Überlebenschancen für Tommy. Ich hatte seine Fährte, und am Ende des nächsten Tages würde ich wissen, wie nah ich ihm war.

Ich nahm Tommys Sachen mit zum Streifenwagen. Der Sergeant warf seine Kippe aus dem Fenster und musterte mich mit einem Blick, dem die Sorge um seine Sitzbezüge anzumerken war. Ich war naß und verdreckt und meine Arme vollkommen zerkratzt. Ich muß ausgesehen haben, als wäre ich hinter einem Auto durchs Gelände geschleift worden. Wir fuhren zum Feuerwehrhaus. Nach Sonnenuntergang taten nur noch vierzig Männer Dienst, und die meisten waren auf ein schnelles Bier nach Hause oder zur Feuerwache gefahren. Sie hatten einen langen Tag ergebnislos draußen im Wald verbracht. Der Wald war hier sogar für die Hunde zu dicht. Niemand glaubte mehr, daß Tommy noch lebte.

Der Feuerwehrhauptmann musterte mich von oben bis unten und schüttelte den Kopf wie eine Mutter, die nun alle Sachen wieder waschen muß. «Hat es Ihnen Spaß gemacht, draußen im Regen zu spielen, Piney?»

Ich hatte Tommys Sachen in seine Jacke gewickelt unter dem Arm. Ich sagte nichts, sie sahen ohnehin nur den Dreck. Der Hauptmann blickte mich noch einmal recht geringschätzig an und fragte: «Also, Mr. Fährtenfinder, was haben Sie gefunden?»

Ich schlug die Jacke auf, nahm Tommys Lunchpaket heraus, knallte es auf den Tisch und sagte: «Das ist sein Freßpaket! Und hier sein Hemd zum Wechseln! Und sein Hut! Und seine Schallplatten! Und seine Extrastiefel! Und das hier ist seine Jacke. Er lebt. Er kriecht in Hühnerställen unter und ernährt sich von Farnblättern.»

Das verblüffte und peinlich berührte Schweigen vertiefte sich mit jedem Ding, das ich auf den Tisch legte. Nach einer ganzen Weile schüttelte der Feuerwehrhauptmann fassungslos den Kopf wie jemand, der gegen ein Full House geblufft hat. Dann rief er über die Schulter: «He, Larry, hol dem Mann doch ein Bier.» Um ihn nicht zu brüskieren, ließ ich mir eine Cola bringen. In der Lage, in der sich diese Leute befanden, waren ihre Reaktionen eigentlich nur allzu verständlich. Im übrigen war ich derartiges gewohnt. Ich

berichtete ihnen, was ich wo entdeckt hatte, und jetzt waren sie plötzlich voller echtem Interesse und stellten unzählige Fragen. Als ich ging, fragte der Hauptmann, ob ich für den nächsten Tag noch irgend etwas brauchte, aber mir fiel nichts ein, und er schlug mir vor, ein Walkie-talkie mitzunehmen, damit ich den Hubschrauber dirigieren konnte, wenn ich in Tommys Nähe kam. Plötzlich schien er wieder mit Tommys Rettung zu rechnen.

Am nächsten Morgen nieselte es, aber das hörte gegen Mittag auf. Dieser zweite Tag wurde noch zermürender als der erste. Es war für die Jahreszeit viel zu kalt, und es lag etwas Spätwinterliches in der Luft. Ich war schon naß, als ich anfang, doch die Fährte sah vielversprechend aus, und ich konnte gar nicht schnell genug an die Arbeit kommen.

Tommy hatte sich sehr wacker geschlagen, aber er hatte auch Glück gehabt, und das mußte ja nicht unbedingt so bleiben. Es lagen so viele Tage zwischen seinem Aufbruch und meinem. Die Fährte lief ein ganzes Stück parallel zur Straße. Ich kam gut voran und beobachtete, wie die vielen Abstecher immer wieder in die Hauptrichtung zurückmündeten. Ich nahm an, daß er zwar vertraute Stellen an der Straße wiedererkannte, nicht jedoch ihre Reihenfolge und deshalb in die falsche Richtung ging. Wahrscheinlich freute er sich einfach, etwas Bekanntes zu sehen. Nachdem er sich nun offenbar sicher auf dem Heimweg glaubte, gewann seine Neugier wieder die Oberhand, und die Fährte schlängelte sich in allerlei Windungen und Schleifen dahin und endlich zum Bach hinunter. Der Boden war hier etwas weicher, aber die Abdrücke noch gut zu erkennen.

Doch dann hörten sie auf. Ich mußte sehr langsam vorgehen und mich hauptsächlich an zerbrochene Zweige und aus ihrer Lage getretene Steine halten. Das Stechwindengestrüpp wurde immer dichter, und selbst wo die Spuren gut zu lesen waren, kam ich kaum noch voran. Ich war überall blutig gekratzt, noch bevor ich eine halbe Stunde unterwegs war. Er war eine Anhöhe nach der anderen hinauf- und wieder hinuntergegangen, und oben war der Boden jedesmal so hart und steinig, daß ich lange suchen mußte. Nach der zweiten Anhöhe sparte ich mir diese Mühe und umrundete den Fuß des Hügels, um auf der Rückseite nach der herabführenden Fährte zu suchen. Hier unten war sie viel deutlicher, und ich gewann Stunden durch dieses Verfahren. Ich fand die Fährte jeweils schnell wieder, weil Tommy — wie alle Rechtshänder — abwärts gern ein wenig nach rechts von der geraden Linie abwich.

Er überquerte den Bach, und ich entdeckte die Spur drüben ohne Schwierigkeiten. Dann ging es erneut langsam aufwärts, und das Gestrüpp wurde dichter und dichter. Ich war mehrere Meilen, so schnell ich konnte, durch sehr schwieriges Gelände gegangen und ganz außer Atem. Ich schwitzte, aber meine Hände waren eiskalt, weil ich damit immer wieder durch das nasse Gras fuhr und Zweige aufhob, um zu sehen, wie und wann sie gebrochen waren. Ich fand zwei weitere Stellen, wo er sich ausgeruht hatte, und schließlich führten seine Spuren, nach meiner Schätzung sehr spät am Tag, zu einer Asphaltstraße. An der Straße waren Soldaten postiert worden, damit man sie jederzeit ins Gelände dirigieren konnte, aber es gab nichts, was ich ihnen sagen konnte.

Ich schritt die Straße in einer engen Zickzacklinie ab, um die Stelle zu finden, wo Tommy sie wieder verlassen hatte. Zweihundert Meter nördlich und links der Straße stieß ich schließlich auf sie. Von hier aus führte die Fährte zu einem Farmhaus, doch offenbar war niemand zu Hause gewesen, und die Hunde hatten Tommy verjagt. In der Nähe seines Lagerplatzes am Bach hatte ich mehrere Stellen gefunden, wo er gekniet und sich offenbar vor den Suchtrupps versteckt hatte. Das muß schrecklich für ihn gewesen sein, all diese Fremden, die seinen Namen riefen, die bellenden Hunde und der Hubschrauber mit seinem furchtbaren Getöse.

Ich erkannte an seinen Spuren, daß er danach rascher gegangen war. Nach seinem Schläfchen müssen sie ganz in seiner Nähe gewesen sein, und als er sie hörte, hatte

er sich schnellstens davongemacht. Ein gutes Stück hinter dem Haus lagen ein alter Hühnerstall und ein Pferdestall. Ich folgte den Spuren bis zum Hühnerstall und schaute hinein. Im Stroh sah ich sofort die Stelle, wo er geschlafen hatte. Von hier aus führten die Spuren zum Pferdestall hinüber, doch dazwischen bildeten sie ein verwirrendes Durcheinander, gingen mal vor, mal zurück, mal langsam, mal schnell, und an einigen Stellen hatte Tommy offenbar angehalten und sich geduckt. Ich fühlte mich an eine Maus erinnert, die eilig zwischen ihrem Loch und irgendeiner Nahrungsquelle hin und her krabbelt.

Er hatte vermutlich im Pferdestall geschlafen und sich dann am Morgen, bevor die Leute aufstanden, in den leerstehenden Hühnerstall zurückgezogen. Er war auf einer Farm aufgewachsen und kannte die Zeiten. Manche der Spuren zeigten Furcht und Unentschlossenheit, als sei er manchmal ratlos hin und her gegangen oder als hätte er sich verstecken müssen. Entweder waren die Leute gar nicht zu Hause gewesen, oder er hatte sich bemerkenswert gut verborgen gehalten. Manchmal lag auch etwas Spielerisches in seinen Schritten, so als mischten sich Elemente eines lustigen Versteckspiels in sein Bestreben, nur ja nicht von diesen fremden Leuten gesehen zu werden. Was ich im Pferdestall fand, gab mir die Gewißheit, daß er noch lebte.

In das Pferdefutter, eine klebrige Mischung aus Getreidekörnern und Melasse, hatte jemand mit der Hand gegriffen, obwohl eine kleine Schaufel dabeilag. Ich suchte den Stall ab und entdeckte in einer der Boxen Körner in der Ecke, wo Tommy sich offenbar zum Essen hingekauert hatte. In einem Holzkübel fand ich außerdem alte Äpfel, von denen Tommy alles noch Eßbare abgenagt hatte. Sein Ernährungszustand mußte besser sein, als meiner im Death Valley gewesen war, und meine Bewunderung für seine Findigkeit wuchs. Nach den Spuren zu urteilen, war er Sonntag, Montag und Dienstag hiergeblieben, und das bedeutete, daß er es einigermaßen warm gehabt hatte, während die Soldaten draußen nach der blaugefrorenen Leiche suchten.

Ich brauchte einige Zeit, um alle Spuren zu entziffern und festzustellen, wie lange er sich hier aufgehalten hatte und wann er wieder losgezogen war. Es sah so aus, als wäre er am Mittwoch morgen, als das Wetter etwas freundlicher gewesen war, in nördliche Richtung aufgebrochen. Etwa zwei Kilometer die Straße hinunter folgte ich seinen Spuren um einen großen Hundezwinger herum. Er hatte sich ihm zuerst genähert und war dann zurückgesprungen und weggelaufen, wahrscheinlich als die Hunde jaulend und bellend zum Zaun gerannt kamen. Sie erschienen auch jetzt, als ich vorbeiging, und die Frau, der sie gehörten, trat aus dem Haus, um zu sehen, was los war. Sie sagte, die Hunde hätten am Mittwoch morgen angeschlagen und dann später am Tag noch einmal. Jetzt kam ich allmählich in seine Nähe.

Seine Fährte überquerte noch einmal den Bach und führte dann wieder durch sehr schweres Gelände. Ich machte mir Sorgen, denn wenn ich Tommy nicht bis zum Abend fand, mußte er wahrscheinlich im Freien übernachten, und ich wußte nicht, wieviel Kraft er noch hatte. Seinem Gang war nach wie vor diese fast übermütige Entdeckerfreude anzusehen, doch immer häufiger sah ich auch die Anzeichen wachsender Ermattung.

Weitere drei Stunden hatte ich mich stetig an der Fährte entlanggearbeitet, als ich wieder auf die Straße kam. Beim Fährtsuchen konzentriere ich mich voll auf die Spuren und stoße deshalb häufig mit dem Kopf an Äste oder reiße mir an Dornen tiefe, blutende Kratzer. Meine völlige Versenkung in die Spurensuche ließ mich den Schmerz nicht empfinden — doch die wachsende Enttäuschung war durch nichts zu übertönen. Keuchend und recht verzweifelt blieb ich an der Straße stehen. So oft war ich jetzt schon auf ganz frische Spuren gestoßen und hatte geglaubt, Tommy im nächsten Moment zu sehen,

aber dann war er plötzlich wieder weit voraus, während ich mich, ständig nach weiteren Spuren Ausschau haltend, durch das schlimmste Gewirr von Dornen und Gestrüpp kämpfte, das ich beim Fährtsuchen je erlebt habe. Ich war schon Hirschen durch ähnliches Gelände gefolgt, aber dabei konnte ich mich an ihre Wechsel halten und kam unvergleichlich viel schneller und ohne nennenswerte Verletzungen voran.

Aber das hier war praktisch ein endloser Kampf mit dschungelartig verfilztem Unterholz. Sieben Stunden ging das jetzt schon, und ich war einfach erledigt. Ich schaute auf die Straße und fluchte. So nah war ich Tommy gekommen, und jetzt mußte ich womöglich wieder stundenlang die Straßenränder absuchen, bis ich den Anschluß seiner Fährte entdeckte. Fast weinte ich, so sehr wünschte ich mir, Tommy endlich zu finden, aber mein Körper wollte einfach nicht mehr weiter. Zusammengesunken blieb ich am Straßenrand sitzen und sah vor meinem inneren Auge die fast schon warme Spur wieder kalt werden und entschwinden. Diese Suche war eine einzige Zerreißprobe, und der Punkt des Zerreißens schien nun erreicht. Ich war müde und durstig und unsäglich deprimiert, daß alles so lange dauerte, wo die Zeit doch so sehr drängte. Es würde in der kommenden Nacht wahrscheinlich frieren, und es war sehr fraglich, ob Tommy den Weg zum Pferdestall zurückfinden würde. Ich mußte ihn jetzt finden. Jetzt!

Verloren saß ich da. Ganz am Rande unseres Willens und unserer Ausdauer gibt es immer einen Punkt, wo die Verzweiflung lauert. Vielleicht hängt das mit dem Stoffwechsel zusammen. Durch ständige Anstrengung sammeln sich Abfallprodukte im Blut an, und dann kommt das Stimmungs- und Kräfte Loch, wie es auch die Marathonläufer nach etwa dreißig Kilometern kennen. Ich hatte das schon erlebt und wartete darauf, daß es vorüberging und ich dann im glühenden Zentrum jener Energie stand, die nach dem Zusammenbruch aufwallt.

Schon nach wenigen Minuten begann ich, mich zu fragen, weshalb, zum Teufel, ich hier herumsaß, als hätte ich nichts Besseres zu tun, als mich selbst zu bemitleiden. Ich stand auf, überquerte die Straße, und da, fast genau gegenüber, ging die Fährte weiter. Ich seufzte erleichtert. Die Spuren waren ganz frisch, beinahe trat ich Tommy schon auf die Fersen. Ich spürte meine zweite Kraft in mir aufsteigen und stürzte mich mit einem Freudenschrei ins Gestrüpp. Tommy war greifbar nah, und ich fühlte meine Kraft mit jedem Schritt wachsen.

Aber dieser Wald war wirklich ein Alptraum. Das normale Unterholz war schon schlimm genug, aber jetzt erstreckten sich vor mir ganze Felder von Stechwinden, die man eigentlich nur umgehen konnte. Tommy hatte sie natürlich nicht umgangen, sondern war auf allen vieren durchgekrochen. Das tat ich auch, und die Dornen rissen mir das Hemd in Fetzen vom Leib und zerstachen mir Gesicht und Arme. Jeden noch so gewitzten Menschen hätte ich gewiß in wenigen Stunden eingeholt, aber Tommy schien mir einfach überlegen zu sein, und ich fragte mich, wozu die jahrelange Schulung, wozu all das Lernen und Leiden gut gewesen war, wenn ich den Mann nicht einholen konnte, der da vor mir vielleicht in sein Verderben lief. Ich war drauf und dran, den Hubschrauber zu rufen, als ich an den Rand des Sumpfs kam und auf einen Abdruck stieß, der sich gerade erst mit Wasser füllte.

Ich unterdrückte den Freudenschrei, denn Tommy war jetzt in Hörweite. Ich patschte im Galopp durch den Sumpf, blieb drüben aber entsetzt stehen, als ich sah, wohin die Fährte führte. Das Stechwindengestrüpp war gewiß fünfzig Meter breit, und Tommy war wieder mal auf Händen und Knien hineingekrochen. Umging ich es, so verlor ich wieder kostbare Zeit, und Tommys Vorsprung würde sich vergrößern. Kroch ich ihm nach, so würde ich dafür teuer bezahlen müssen, und ich war sicher, daß ich das nicht noch einmal schaffte. Ich wußte, daß er noch nicht weiter sein konnte als bis zur anderen Seite des Gestrüpps, und gab

dem Hubschrauber Anweisung. Sekunden später donnerte er heran. Ich hörte den Piloten über das Sprechfunkgerät rufen, daß Tommy auf dem Boden läge, aber offensichtlich lebte. Irgendeine andere Stimme gab den Soldaten an der Straße Befehl, die Stelle, wo Tommy war, einzukreisen. Für mich zählte nur, daß er lebte. Alles andere war mir jetzt gleichgültig.

Ich sank zusammen und überließ mich der Erschöpfung, die ich nun schon so lange abwehrte. Ein heißes Bad, ein heißer Kaffee und ordentlich ausschlafen, das war alles, was ich jetzt noch denken konnte. Der Hubschrauber schwang über Tommy hin und her, während der Pilot durch das Megaphon zu ihm hinunter-brüllte. Ich achtete nicht weiter darauf, bis ich plötzlich die Stimme des Piloten wieder in meinem Walkie-talkie hörte: «Er rennt wieder! Scheiße, er läuft weg!» Die Soldaten waren noch zu weit entfernt, um ihn aufzuhalten. Ich sprang auf und stürzte mich ins Gestrüpp. Als ich auf der anderen Seite herausstolperte, war die Leuchtfarbenweste, die sie mir gegeben hatten, nur noch ein Bündel Fransen, mein Flanellhemd hing in Fetzen, und das Thermo-Unterhemd war von oben bis unten aufgerissen und flatterte beim Laufen hinter mir her. Inzwischen gab es kaum noch unzerkratzte Stellen an meinem Körper.

Im selben Moment, als ich aus den Dornen hervortaumelte, kamen auf der anderen Seite die Männer der Spezialeinheit auf die Lichtung gerannt. Zwanzig Schritte vor mir blieb Tommy stehen, ließ sich fallen und weinte laut. Über ihm donnerte der Hubschrauber, und der Pilot schrie Anweisungen, die vom Propellergetöse verschluckt wurden. Tommy schien schicksalsergeben darauf zu warten, daß diese fremden Männer mit ihm täten, was fremde Männer halt tun, wenn sie einen erwischen. Die anderen erreichten ihn vor mir. Sie waren froh, ihn zu haben, hatten aber auch Angst, ihn wieder zu verlieren, und nahmen ihn sehr viel fester in den Griff, als nötig gewesen wäre. Sie zerrten ihn auf die Füße, und er wehrte sich. Er hatte nicht die geringste Chance, und doch schlug er um sich. Ich bewunderte seinen Mut so sehr, wie ich seine Findigkeit bewundert hatte. Er gab Laute tiefen Entsetzens von sich, und die Männer hielten ihn gepackt, daß er sich kaum noch rühren konnte. In seinen Augen war der Blick eines gestellten Kaninchens, das den Tod vor sich sieht und im nächsten Augenblick mit aller Gewalt zurückschlagen wird. Sein Mund öffnete sich zu einem Schrei, während ich das Papier von einem Knusperriegel riß, den ich die ganze Zeit in der Tasche bei mir getragen hatte. Ich steckte Tommy den Riegel in den aufgerissenen Mund, und da schmolz seine Angst dahin.

Er hörte auf, sich zu wehren, und die Soldaten lockerten ihren Griff. Tommy riß sich ganz los, warf mir die Arme um den Hals und hielt mich ganz fest, als wartete er schon eine Ewigkeit darauf, daß ich endlich käme und ihn holte. Ich nahm ihn in die Arme, und er begann zu weinen, wie nur ein Kind weinen kann, wenn es sich gerettet und geborgen fühlt. Weit war er aus eigener Kraft gekommen. Er hatte überlebt, als alle ihn schon aufgaben. Er hatte Situationen gemeistert, die ihn «nach menschlichem Ermessen» weit überforderten. Selten verhalten sich kluge Menschen in entsprechenden Situationen so besonnen wie Tommy, selten erweisen sie sich als so geschickt und mutig wie er, und fast nie trifft man bei ihnen auf dieses unerschütterliche Vertrauen, daß jemand sie finden und wieder heimbringen wird.

Tiefe Erleichterung brach sich in Tommys Schluchzen Bahn, und ich weinte mit ihm, weil er da war und noch lebte und all die Jahre meiner Lehrzeit sich gelohnt hatten, selbst wenn ich im nächsten Augenblick sterben mußte. Dies war mein Platz im Plan der Dinge, und ich war froh und dankbar, ihn gefunden zu haben.